

**Transatlantischer Kultur-
transfer im „Kalten Krieg“.
Perspektiven für eine
historisch vergleichende
Transferforschung**



COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

COMPARATIV
**Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte
und vergleichenden Gesellschaftsforschung**

Hrsg. im Auftrag der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e. V./
European Network in Universal and Global History
von Matthias Middell und Hannes Siegrist

REDAKTION:

Sebastian Conrad (Berlin), Gerald Diesener (Leipzig), Andreas Eckert
(Hamburg), Hartmut Elsenhans (Leipzig), Wolfgang Fach (Leipzig),
Eckhardt Fuchs (Mannheim), Frank Hadler (Leipzig), Katharina Middell
(Leipzig), Matthias Middell (Leipzig), Hannes Siegrist (Leipzig), Stefan
Troebst (Leipzig), Georg Vobruba (Leipzig), Michael Zeuske (Köln)

ANSCHRIFT DER REDAKTION

Zentrum für Höhere Studien
Universität Leipzig
Augustusplatz 10/11, 04109 Leipzig
Tel.: (0341) 9730230 Fax: (0341) 9605261
middell@uni-leipzig.de

REDAKTIONSSEKRETÄRIN

Katja Naumann (knaumann@uni-leipzig.de)

COMPARATIV erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang
von jeweils 140 Seiten. Einzelheft € 8,00; Doppelheft € 15,00; Jahres-
abonnement € 40,00; ermäßigtes Abonnement € 18,00. Abonnement für
Mitglieder der Karl-Lamprecht-Gesellschaft e. V./European Network in
Universal and Global History € 25,00
(im Mitgliedsbeitrag enthalten).

Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die Redaktion.
Bestellungen richten Sie an den Buchhandel oder direkt an den Verlag.
Ein Bestellformular finden Sie unter:
www.uni-leipzig.de/~sfb417/comp/formular.html

WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT:

Carol Adamson (Stockholm), Gareth Austin (London), Jerry Bentley (Honolulu), Ida Blom (Bergen), Christophe Charle (Paris), Catherine Coquery-Vidrovitch (Paris), Michel Espagne (Paris), Etienne François (Paris/Berlin), Michael Geyer (Chicago), Alberto Gil Novales (Madrid), Margarete Grandner (Wien), Heinz-Gerhard Haupt (Florenz), Miroslav Hroch (Prag), Konrad H. Jarausch (Chapel Hill/Potsdam), Hartmut Kaelble (Berlin), Wolfgang Küttler (Berlin), Hans-Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken), Attila Meleg (Budapest), Patrick K. O'Brien (London), Horst Pietschmann (Hamburg), Ljudmila A. Pimenova (Moskau), Lluís Roura y Aulinas (Barcelona), Jürgen Schriewer (Berlin), Edoardo Tortarolo (Turin), Peer Vries (Leiden), Susan Zimmermann (Budapest)

Leipziger Universitätsverlag GmbH

Oststr. 41, D - 04317 Leipzig

Tel./Fax: (0341) 99 00 440

info@univerlag-leipzig.de

www.univerlag-leipzig.de

Transatlantischer Kulturtransfer im „Kalten Krieg“. Perspektiven für eine historisch vergleichende Transferforschung

**Herausgegeben von
Helke Rausch**



Leipziger Universitätsverlag 2007

Comparativ : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. von Matthias Middell und Hannes Siegrist – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.

ISSN 0940-3566

Jg. 16, H. 4. Transatlantischer Kulturtransfer im „Kalten Krieg“. Perspektiven für eine historisch vergleichende Transferforschung – 2006

Transatlantischer Kulturtransfer im „Kalten Krieg“. Perspektiven für eine historisch vergleichende Transferforschung. Hrsg. von Helke Rausch – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 2007

(Comparativ ; Jg. 16, H. 4)

ISBN 3-86583-179-8

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2007
COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 16 (2006) 4
ISSN 0940-3566
ISBN 3-86583-179-8

Inhaltsverzeichnis

<i>Helke Rausch</i>	Blickwechsel und Wechselbeziehungen. Zum transatlantischen Kulturtransfer im westlichen Nachkriegseuropa	7
---------------------	--	---

Konzepte und Dimensionen des Austauschs: europäische Synchronismen und amerikanische „Europäisierung“

<i>Richard Pells</i>	From Modernism to the Movies: The Globalization of American Culture in the 20 th Century	34
----------------------	---	----

<i>Rob Kroes</i>	Views of the Good Life: America's Commercial Culture in Europe	48
------------------	---	----

Transferkonstellationen im westeuropäischen Vergleich

<i>Jörn Leonhard</i>	Krise und Transformation: Die Dekolonisierung Frankreichs und Groß- britanniens und der Wandel der trans- atlantischen Konstellation	58
----------------------	---	----

<i>Helke Rausch</i>	Konjunkturen des Austauschs: Der transatlantische Kulturkontakt Frankreichs und der Bundesrepublik in den ersten bei- den Nachkriegsjahrzehnten	89
---------------------	--	----

Transferblockaden: Formen und Tendenzen der Abschließung beiderseits des Atlantik

<i>Michael Hochgeschwender</i>	Das Ende des Konsenses: Die Reformation des US-amerikanischen <i>conservatism</i> seit den 1960er Jahren	131
------------------------------------	--	-----

<i>Fred M. Leventhal</i>	Cinematic Representations of Britishness, 1945–1971	167
--------------------------	--	-----

Mittler im Transfergeschehen: Akteure und Netzwerke

- Laura Hannemann* Gesandte in Fesseln? Kulturtransfer in Kriegsgefangenenlagern des Zweiten Weltkrieges 179
- Brigitte Leucht* Netzwerke als Träger grenzüberschreitenden Kulturtransfers. Transatlantische Politiknetzwerke bei der Schuman-Plan-Konferenz 1950/51 200
- Emmanuelle Loyer* Transatlantic Conversations: 'Americanization', Modernization, and Cultural Transfers 219

Rezensionen

- Heide Gerstenberger/Ulrich Welke: Arbeit auf See. Zur Ökonomie und Ethnologie der Globalisierung, Münster 2004 (*Sigrid Koch-Baumgarten*) 229
- Gunnar F. Schuppert: Verwaltungswissenschaft – Verwaltung, Verwaltungsrecht, Verwaltungslehre, Baden-Baden 2000 (*Helmut Goerlich*) 231
- Elke Fein: Geschichtspolitik in Russland. Chancen und Schwierigkeiten einer demokratisierenden Aufarbeitung der sowjetischen Vergangenheit am Beispiel der Tätigkeit der Gesellschaft Memorial, Hamburg 2000 (*C. Schütze*) 235
- Anka Muhlstein, Die Gefahren der Ehe. Elisabeth von England und Maria Stuart. Aus dem Französischen von Ulrich Kunzmann, Frankfurt a. M. 2005 (*Roland Ludwig*) 238
- Eric D. Weitz: A Century of Genozide. Utopias of Race and Nation, Princeton 2003 (*Michael Fessner*) 241
- Michael Mann: Fascists, Cambridge 2004 (*Stefan Breuer*) 245
- Gerhard Hauck: Die Gesellschaftstheorie und ihr Anderes. Wider den Eurozentrismus der Sozialwissenschaften, Münster 2003 (*Andreas Eckert*) 248
- Autorinnen und Autoren 251

Helke Rausch

Blickwechsel und Wechselbeziehungen. Zum transatlantischen Kulturtransfer im westlichen Nachkriegseuropa

Transfertraditionen

Wirkungsmächtige Transfers quer über den Atlantik sind keine Entdeckung der modernen Geschichts- und Kulturwissenschaften: Dass die USA die westeuropäische Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur unmittelbar beeinflussten, stellten Zeitgenossen lange vor 1945 fest. Verklärende Bilder von „Amerika“ lockten bereits im 17. Jahrhundert erwartungsfrohe Auswanderer vor allem aus den deutschen Staaten und ganz Europa nach Nordamerika.¹ Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war schon das gesamte Tableau positiver wie negativer Stereotypen über „Amerika“ in Reise- und Presseberichten, privater Memoirenliteratur und politischen Traktaten ausgebreitet.² Dass entsprechende Vorstellungen lange kaum auf unmittelbarer Anschauung fußen, schränkte ihren Variantenreichtum

¹ Vgl. M. Harbsmeier, *Wilde Völkerkunde. Andere Welten in deutschen Reiseberichten der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M./New York 1994.

² Vgl. exemplarisch für die inzwischen sehr umfangreiche Literatur aus europäischer Perspektive A. Schmidt-Gernig, *Europa und die amerikanische Herausforderung. Der Vergleich der Kontinente im deutschen und französischen Amerika-Diskurs vor 1914*, in: E. François u. a. (Hrsg.), *Marianne – Germania. Deutsch-französischer Kulturtransfer im europäischen Kontext. Les transferts culturels France-Allemagne et leur contexte européen*, Band II, Leipzig 1998; zu Deutschland u. a. ders., *Reisen in die Moderne: Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich*, Berlin 1997, D. E. Barclay/E. Glaser-Schmidt (Hrsg.), *Transatlantic Images and Perceptions. Germany and America since 1776*, Cambridge 1997; V. Depkat, *Amerikabilder in politischen Diskursen. Deutsche Zeitschriften von 1789 bis 1830*, Stuttgart 1998; F. Trommler/J. McVeigh (Hrsg.), *America and the Germans. An Assessment of a three-hundred Year History*, Philadelphia 1985, 2 Bde.; zu Frankreich zwischen 1870 und 1914 J. Portes, *Une fascination réticente. Les États-Unis dans l'opinion française*, Nancy 1990; zu Großbritannien R. L. Rapson (Hrsg.), *Britons view America. Travel Commentary 1860–1935*, Seattle 1971. Für die Umkehrung der Perspektive vgl. Ch. Endy, *Travel and World Power: Americans in Europe, 1890–1917*, in: *Diplomatic History [DH]* 22,4 (1998), S. 565–594 sowie Harvey Levenstein, *Seductive Journey: American Tourists in France from Jefferson to the Jazz Age*, Chicago 1998.

kaum ein. Die Erwartung von industriellem und technischem Progress, ein enthusiastischer Glaube an die Regulierbarkeit sozialer Belange und an das Ideal eines freiheitlichen Individualismus prägten regelmäßig die positiven Amerikabilder. Umgekehrt veranlasste das Misstrauen gegenüber einer angeblich vom *American Way of Life* kulturlos eingeebneten „Massengesellschaft“ dazu, sich von einem Land zu distanzieren, das den eigenen egalitären Standards angesichts drastischer sozialer und rassistischer Ungleichheiten nicht zu genügen schien.³

Der europäische Blick und Kontakt nach Nordamerika hat somit eine Geschichte, die bis in die Frühe Neuzeit zurückreicht, bevor er in der Phase der Zwischenkriegszeit immer angestrongter wurde⁴ und schließlich in der Epoche von Faschismus und Kollaboration in den 1930er Jahren und bis 1945 nicht nur in Deutschland,⁵ sondern auch in anderen europäischen Ländern spezifisch gebrochen und unter ideologischen Vorzeichen verfremdet erschien.⁶ Nach 1945 sind die Vereinigten Staaten von Amerika

-
- ³ Vgl. A. Lüdtkke/I. Marbolek/A. von Saldern, Einleitung. Amerikanisierung: Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, in: dies. (Hrsg.), Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996, S. 7-33; M. Wala/U. Lehmkuhl, Einführung, in: dies. (Hrsg.), Technologie und Kultur: Europas Blick auf Amerika vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Köln, Weimar, Wien 2000, S. xiii-xx. Zur Kontinuität französischer Amerikabilder seit dem 19. Jahrhundert J.-Ph. Mathy, *Extrême Occident. French Intellectuals and America*, Chicago 1993 (für die Phase von der Zwischenkriegszeit bis in die 1990er Jahre) und Ph. Roger, *Rêves et cauchemars américains. Les Etats-Unis au miroir de l'opinion française (1945-1953)*, Paris 1996, hier S. 325 und öfter.
- ⁴ Vgl. zur europäischen Perspektive F. Costigliola, *Awkward Dominion. American Political, Economic and Cultural Relations with Europe, 1919-1933*, Ithaka 1984; M. Cuncliffe, *European Images of America*, in: ders., *In Search of America. Transatlantic Essays*, New York 1991, S. 309-331; zu Frankreich E. Furlough, *Selling the American Way in Interwar France*, in: *Journal of Social History* 26 (1993), S. 491-520; J. G. Hurstfield, *America and the French Nation, 1939-1945*, Chapel Hill/London 1986; D. Roy Allen, *French Views of America in the 1930's*, New York/London 1979; zu Deutschland zahlreiche Beiträge in Lüdtkke/Marbolek/Saldern, *Amerikanisierung* (Anm. 3); zu Frankreich und vergleichend E. Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten. „Amerikanisierung“ in Deutschland und Frankreich, 1900-1933*, Stuttgart 2003.
- ⁵ Vgl. I. Marszolek, *Das Amerikabild im Dritten Reich*, in: D. Münkel/J. Schwarzkopf (Hrsg.), *Geschichte als Experiment. Studien zu Politik, Kultur und Alltag im 19. und 20. Jahrhundert*. FS A.v. Saldern, Frankfurt a. M./New York 2004, S. 25-34; Ph. Gassert, *Amerika im Dritten Reich. Ideologie, Propaganda und Volksmeinung*, Stuttgart 1997.
- ⁶ Vgl. für eine europäische Perspektive immer noch Ch. S. Maier, *Between Taylorism and Technocracy: European Ideologies and the Vision of Industrial Productivity in the 1920's*, in: *Journal of Contemporary History* [JCH] 5,2 (1970), S.

ein äußerst ambivalenter Bezugspunkt (West-) Europas geblieben.⁷ Gegenseitige Wahrnehmungen und Beeinflussungen erfolgten weniger kontinuierlich und linear als vielmehr dynamisch, mit vielfachen Unterbrechungen und Wiederanknüpfungen und begleitet von Missverständnissen und mancher sachfremden Polemik beiderseits des Atlantik.

Ungeachtet dieser langen europäischen Wahrnehmungstradition lassen mindestens zwei Aspekte die westeuropäische Amerikarezeption seit dem Ende des Ersten Weltkrieges spezifisch neu erscheinen. Erstens hatte bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein die Tendenz europäischer wie amerikanischer Beobachter überwogen, zuallererst die weitreichenden ethnischen und kulturellen Verschmelzungsprozesse innerhalb der amerikanischen Gesellschaft als „Amerikanisierung“ anzusprechen.⁸ Demgegenüber wurde der Begriff nun seit dem Krieg besonders mit den weitreichenden amerikanischen Einflüssen auf Europa konnotiert. In einer zuvor diffusen Begriffslandschaft war „Amerikanisierung“ damit einschlägiger besetzt: Mit dem Topos positionierten sich seitdem die europäischen Zeitgenossen gleichermaßen kritisch-ängstlich wie bewundernd und hoffnungsvoll zum

27-61; V. de Grazia, *Nationalizing Women: the Competition between Fascist and Commercial Cultural Models in Mussolini's Italy*, in: dies. (Hrsg.), *The Sex of Things: Gender and Consumption in Historical Perspective*, Berkeley 1996, S. 337-358; E. Gentile, *Impending Modernity. Fascism and the Ambivalent Image of the United States*, in: *JCH* 28 (1993), S. 7-29.

⁷ Vgl. grundsätzlich zur amerikanischen Präsenz in Europa K. Schwabe, *The Origins of the United States' Engagement in Europe, 1946-1952*, in: F. H. Heller/J. R. Gillingham (Hrsg.), *NATO. The founding of the Atlantic Alliance and the Integration of Europe*, New York 1992, S. 161-192. Zur ambivalenten europäischen Wahrnehmung immer noch A. Kriegel, *Consistent Misapprehensions: European Views of America and their Logic*, in: *Daedalus* 101 (1972), S. 87-102. Aus der umgekehrten Blickrichtung von Frankreich auf die USA vgl. B. M. Gordon, *The Decline of a Cultural Icon: France in American Perspective*, in: *French Historical Studies* 22 (1999), S. 625-651 und B. A. McKenzie, *Creating a Tourist's Paradise. The Marshall Plan and France, 1948 to 1952*, in: *French Politics, Culture & Society [FPCS]* 21,1 (2003), S. 35-54.

⁸ Die Etablierung des Begriffs in diesem Sinne wird gemeinhin dem britischen Journalisten William T. Stead mit seinem Buch *The Americanization of the World. Or, the Trend of the Twentieth Century*, New York 1901 zugeschrieben [dt.: *Die Amerikanisierung der Welt*, Berlin 1902, frz.: *L'Américanisation du monde*, Paris 1902]. Dies entspricht der Begriffsbenutzung seit dem frühen 19. Jahrhundert etwa in Großbritannien, wo zunächst allgemein v. a. kulturelle Besonderheiten der USA aus zeitgenössischer europäischer Perspektive gemeint waren. Vgl. zum Begriffsnachweis Richard Pells, *Not like U.S. How Europeans have loved, hated and transformed American Culture since World War II*, New York 1997, S. 7.

beobachteten Phänomen.⁹ Nicht nur in den USA selbst, sondern auch in Europa hielt sich freilich ein nativistisch geprägter Begriffsgebrauch, wonach mit „Amerikanisierung“ die assimilierende Einpassung v.a. (süd-) osteuropäischer Migranten in den amerikanischen Kontext bezeichnet oder gar gefordert wurde.¹⁰

Zweitens änderte sich v.a. nach dem Ende des Ersten Weltkrieges die Motivation europäischer Amerikabezüge substantiell, indem nun die Antizipation eigener Entwicklungswege vor der Folie amerikanischer Zustände im Vordergrund stand:¹¹ In „Amerika“ taten sich nicht länger nur alternative Entwicklungswege auf. „Amerika“, das war, im Guten wie im Schlechten, eine vergleichsweise verbindliche Vorausschau auf das, was die europäischen Beobachter von ihrer eigenen politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Zukunft erwarten oder befürchten zu können glaubten. „Amerikanisierung“ mutierte damit zugleich zum politischen Kampfbegriff in einem durchaus eigendynamischen innereuropäischen Diskurs,¹² in dem die tatsächliche (politische, gesellschaftliche, ökonomische und kulturelle) Befindlichkeit der Vereinigten Staaten von eher untergeordneter Bedeutung blieb.¹³ Dennoch entging schon zeitgenössischen Beobachtern nicht, dass die „Amerika“- und „Amerikanisierungs“-Debatte faktisch auf Prozesse der Modernisierung abhob¹⁴ und Phäno-

⁹ Vgl. dazu v.a. Lütke/Marbolek/von Saldern (Hrsg.), *Amerikanisierung* (Anm. 3).

¹⁰ Vgl. D. Herrmann, „Be an American!“ Amerikanisierungsbewegung und Theorien zur Einwandererintegration, Frankfurt a. M. 1996; dazu Ph. Gassert, *Amerikanismus, Antiamerikanismus, Amerikanisierung*. Neue Literatur zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des amerikanischen Einflusses in Deutschland und Europa, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 39 (1999), S. 531-561, hier S. 533-534.

¹¹ Vgl. für Deutschland Lütke/Marbolek/von Saldern (Hrsg.), *Amerikanisierung* (Anm. 3), Einleitung, S. 8; für Frankreich R. F. Kuisel, *Seducing the French. The Dilemma of Americanization*, Berkeley² 1996, S. 1-4.

¹² Vgl. zur Funktion des Begriffs für den deutschen Kulturpessimismus G. Kamphausen, *Die Erfindung Amerikas in der Kulturkritik der Generation von 1890*, Weilerswist 2002; M. Ermarth, ‚Amerikanisierung‘ und deutsche Kulturkritik 1945-1965. Metastasen der Moderne und hermeneutische Hybris, in: K. H. Jausch/H. Siegrist (Hrsg.), *Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945-1970*, Frankfurt a. M./New York 1997, S. 315-334; Gassert, *Amerikanismus* (Anm. 10), S. 536-537.

¹³ Vgl. A. Schmidt, *Reisen in die Moderne. Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich*, Berlin 1997.

¹⁴ Vgl. v. a. für Deutschland in den 1920er Jahren D. J. K. Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt a.M. 1987, ND 2003, S. 178-190; für Deutschland nach 1945 vgl. A. Schildt, *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 1950er Jahre*,

mene thematisierte, die in der zweiten Jahrhunderthälfte bald als Internationalisierung¹⁵ oder Globalisierung¹⁶ bezeichnet werden würden.

Begriffsmodelle: „Amerikanisierung“ und „Westernisierung“

Aus analytischer Sicht erschwert es die angesprochene zeitgenössische Konnotation von „Amerikanisierung“, den Begriff analytisch neutral zu verwenden.¹⁷ Für den Fall, dass eine eindimensionale Verlagerung amerikanischer Wertvorstellungen in außeramerikanische Gesellschaften im Stile einer ebenso simplen wie totalen „McDonaldisierung“¹⁸ gemeint ist, wurde der Begriff aus Einsicht in eine ungleich diffizilere Austauschlogik ohnedies verworfen.¹⁹ Aber selbst wenn „Amerikanisierung“ nicht derart pauschal und analytisch unscharf aufgefasst wird, hat sich gegen den Begriff explizit oder implizit der Verdacht gerichtet, den amerikanischen Einfluss auf Europa grundsätzlich im Sinne der sklavischen Nachahmung oder doch zumindest weitestgehend unveränderten Übernahme eines wie auch immer definierten U.S.-Modells zu vereinseitigen.²⁰

Hamburg 1995; W. Fluck, Amerikanisierung und Modernisierung, in: *Transit* 17 (1999), S. 55-71.

¹⁵ Vgl. U.G. Poiger, Amerikanisierung oder Internationalisierung? Populärkultur in beiden deutschen Staaten, in: *APuZ* 45 (2003), URL: http://www.bpb.de/publikationen.BWHXDE,0,0,Amerikanisierung_oder_Internationalisierung.html.

¹⁶ Vgl. so Ph. H. Gordon/S. Meunier, *The French Challenge, Adapting to Globalization*, Washington 2001, u. a. S. 5. Vgl. auch K. Maase, „Amerikanisierung der Gesellschaft“. Nationalisierende Deutung von Globalisierungsprozessen?, in: Jarausch/Siegrist, *Amerikanisierung* (Anm. 12), S. 219-241, besonders S. 229-231.

¹⁷ Vgl. so der Tenor der Beiträge v.a. von Erker, Rupieler, Maase und Ermarth in Jarausch/Siegrist, *Amerikanisierung* (Anm. 12). Grundsätzlich auch Schildt, *Moderne Zeiten*, S. 398, 423. Zur Querele um die Eignung des Begriffs aufgrund fehlender verbindlicher Konnotationen bereits Gassert, *Amerikanisierung* (Anm. 10), S. 547.

¹⁸ Vgl. G. Ritzer, *The MacDonaldisation Thesis*, London 1998. Vgl. auch A. Bryman, *The Disneyization of Society*, in: *Sociological Review* 47 (1999), S. 25-47.

¹⁹ Vgl. in der deutschen Diskussion schon A. Bergsträsser, *Zum Problem der sogenannten Amerikanisierung Deutschlands*, in: *Jahrbuch für Amerikastudien* 8 (1963), S. 13-23.

²⁰ Mit dieser Einseitigkeit veranschlagt z. B. die Kommunikationsanalyse den Begriff und meint damit eine marktorientierte Professionalisierung, verflachende Entideologisierung und medienfixierte Inszenierung moderner Politik, vgl. die Begriffsherleitung bei K. Kamps, *America ante Portas? Grundzüge der Amerikanisierungsthese*, in: ders., *TransAtlantik – Trans-Portabel? Die Amerikanisierungsthese in der politischen Kommunikation*, Wiesbaden 2000, S. 9-26. Dazu auch B. Pfetsch, *Politische PR-Kultur? Zur These der Amerikanisierung der politischen Kommunikation*, in: K. Imhof/O. Jarren/R. Blum (Hrsg.), *Steuerungs-*

Entsprechende Einwände rühren allerdings vielfach von einer unterlassenen oder zumindest unzureichenden Verständigung über das gemeinte Konzept her. Beim Versuch, einen Forschungsstand zu ermitteln, stößt man tatsächlich gleich auf zwei Hindernisse, zu deren Überwindung der vorliegende Sammelband beitragen will: Zum einen sind die vielfältigen Möglichkeiten, das Thema „Amerikanisierung“ zu operationalisieren, bislang nicht interdisziplinär und systematisch nebeneinandergestellt und gegeneinander abgewogen worden. Zum anderen wurden zwar auf zwei Gebieten – nämlich im Umfeld der Kulturtransferforschung und im Rahmen wirtschaftshistorischer Forschung – die aus historischer Perspektive interessantesten Beiträge zum Thema „Amerikanisierung“ geliefert. Allerdings sind auf beiden Feldern keine grundsätzlichen Überlegungen darüber angestellt worden, in welcher Weise die Amerikanisierungsforschung vom Konzept des Kulturtransfers profitieren und wie sie es systematisch für die europäisch-amerikanische Kontaktkonstellation anwenden könnte. Auch die vorliegende Sammlung von Beiträgen wird diese konzeptionelle Unübersichtlichkeit nicht vollends beseitigen können. Sie macht aber deutlich, dass die Diskussion über konzeptionelle Schnittpunkte oder Unvereinbarkeiten durchaus mit Aussicht auf Erkenntnisgewinn geführt werden kann.

Daher soll im vorliegenden Band – konzentriert auf (kultur-) historische und kulturwissenschaftliche Beiträge – damit begonnen werden, die verstreut vorliegenden Anfänge für die Erforschung des europäisch-amerikanischen Kulturtransfers zu dokumentieren. Der im Oktober 2004 am Zentrum für Höhere Studien der Universität Leipzig durchgeführten Tagung, aus der die folgenden Beiträge hervorgegangen sind, lag daher die konzeptionelle Leitthese zu Grunde, dass die ihrer Herkunft nach zunächst eher auf das 18. und 19. Jahrhundert bezogene Kulturtransferforschung²¹ exaktere Zuschnitte des Themas „Amerikanisierung“ auch für die Nachkriegszeit erlaubt: Aus ihrer Sicht geht es um einen interkulturellen Transfer von als „Amerikanismen“ bezeichneten Produkten, Institutionen, Normen, Werten, Gebräuchen, Verhaltensweisen, Verfahrensformen, Symbolen und Bildern: Vermeintlich oder tatsächlich US-amerikanischer Proven-

und Regelungsprobleme in der Informationsgesellschaft, Opladen, Wiesbaden 1999, S. 180-191. Reduzierte „Amerikanisierungs“-Definitionen veranschlagen allerdings auch Verfechter des „Westernisierungs“- oder des „Cross-Fertilization“-Paradigmas, vgl. dazu weiter unten. Ein Teil der Literatur zum Thema kommt auch ganz ohne einen reflektierten Begriffsgebrauch aus, vgl. so z. B. G. Gemünden, *Framed visions: Popular culture, Americanization, and the Contemporary German and Austrian imagination*, Michigan 1998 sowie B. Polster (Hrsg.), *Westwind. Die Amerikanisierung Europas*, Köln 1995.

²¹ Vgl. dazu ausführlicher weiter unten.

nienz, werden sie aus alten Kontexten gelöst und in neue europäische Kontexte eingeordnet und gleichsam umgewidmet.²² Da diesen Prozess soziale Gruppen beiderseits des Atlantik im Sinne einer wechselseitigen Einflussnahme tragen, entbehrt er jeglicher Eindimensionalität oder Statik. Stattdessen prägen Mittler und Rezipienten das Geschehen, die aus einer nachgerade unendlichen Fülle von individuellen oder gesellschaftlichen Befindlichkeiten und Prägungen, Motiven und Interessen heraus für Kulturtransfers empfänglich sind bzw. sie teilweise oder vollends verweigern. Demzufolge kann die Transferkonstellation wie ein Vexierbild ebenso von der amerikanischen wie von der europäischen Seite her gedacht, untersucht und zur Diagnose unterschiedlicher Intensitätsgrade, Politikfelder und Zeitphasen ebenso der „Amerikanisierung“ wie der „Europäisierung“ genutzt werden.²³ Ähnliche Analysemodelle²⁴ scheinen implizit auch der Bezeichnung der Europäer als „Akteure der Selbstamerikanisierung“ zu Grunde zu liegen.²⁵

Empirisch untermauert wird diese konzeptionelle Leitthese vor allem durch die neueste internationale wirtschaftsgeschichtliche Forschung, die „Amerikanisierung“ in einer Weise terminologisch präzisiert hat, in der sich zahlreiche Grundannahmen des skizzierten Kulturtransferkonzepts wiederfinden. Von hier aus ist die Debatte weit über das Themenfeld der wirtschaftlichen Austauschbeziehungen hinaus mindestens in zweifacher

²² Vgl. komprimiert Gassert, *Amerikanismus* (Anm. 10), S. 532.

²³ In Bezug auf den deutsch-amerikanischen Kulturkontakt argumentiert so besonders eindringlich M. Nolan, *Visions of Modernity. American Business and the Modernization of Germany*, Oxford 1994. Die Europäisierungsthese vertritt engagiert R. Kroes sowie demnächst in seinem neuen Buch R. Pells. Vgl. auch J. Zeitlin, *Introduction: Americanization and its Limits: Reworking U.S. Technology and Management in Post-War Europe and Japan*, in: ders./G. Herrigel (Hrsg.), *Americanization and its Limits. Reworking U.S. Technology and Management in Post-war Europe and Japan*, Oxford 2000, S. 1-50, hier S. 1-2.

²⁴ Vgl. u. a. P. Guerlain, *L'américanisation de la France, un espace culturel entre réel et imaginaire*, in: J. Portes, *L'Amérique comme modèle, l'Amérique sans modèle*, Lille 1993, S. 193-205.

²⁵ Vgl. so K. Maase, *Vom Schreckbild zum Vorbild. Wie und warum sich der deutsche Rundfunk amerikanisierte*, in: *GWU* 55,10 (2004), S. 566-585. Maase bezieht seine These konkret auf die „Deutschen“, würde einer Ausdehnung auf die Europäer aber mutmaßlich zustimmen. Vgl. auch ders., „Americanization“, „Americanness“, „Americanisms“, (GHI Conference 1999), www.ghi-dc.org/conpotweb/westempapers/maase.pdf. Vgl. dort auch V. R. Berghahn, *Conceptualizing the American Impact on Germany: West German Society and the Problem of Americanization* (GHI Conference 1999), www.ghi-dc.org/conpotweb/westempapers/berghahn.pdf.

Weise bereichert worden:²⁶ Einmal wird – begriffsskeptisch – nahegelegt, „Amerikanisierung“ als heuristischen Terminus zu verwenden: Der Begriff nimmt dann gerade keinen vermeintlich „realhistorischen“ Transferbefund schon vorweg, sondern macht sich die zeitgenössische Einschätzung vom vermeintlichen (amerikanisch dominierten) Transfer zunächst nur analytisch distanziert in Form einer Arbeitshypothese zu eigen. Deren Stichhaltigkeit ist – nun ausdrücklich jenseits der zeitgenössischen Wahrnehmung – erst nach der systematischen Abhandlung eines ganzen Bündels an Fragen nach politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Beziehungsdimensionen zwischen den Vereinigten Staaten und der jeweiligen europäischen Gesellschaft zu prüfen.²⁷

Im Rahmen der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung ist auch empfohlen worden, bei aller analytischen Distanz zur zeitgenössischen Rezeption zunächst zu prüfen, ob gerade angesichts mancher interner strategischer Unstimmigkeit auf amerikanischer Seite²⁸ realhistorisch ein einigermaßen kohärentes Bündel an Verfahrensweisen und Praktiken identifizierbar ist, das zur zeitgenössischen Idee vom „amerikanischen Modell“ veranlassen konnte.²⁹ Zusätzlich wird die analytische Aufmerksamkeit ausdrücklich auf die konkreten rezeptiven Techniken europäischer Akteure und die damit gleichzeitig verbundene Modifikation und Neuerfindung europäischer Praktiken und Institutionen gelenkt.³⁰ Überhaupt erhält das

²⁶ Vgl. besonders zu den hier primär interessierenden Ländern am Beispiel der Automobilindustrie S. Tolliday, *Transplanting the American Model? U.S. Automobile Companies and the Transfer of Technology and Management to Britain, France, and Germany, 1928–1962*, in: ders./Herrigel, *Americanization* (Anm. 23), S. 76–119.

²⁷ Vgl. so in Bezug auf die Frage nach einer ökonomischen „Amerikanisierung“ der Bundesrepublik P. Erker, 'Amerikanisierung' der westdeutschen Wirtschaft? Stand und Perspektiven der Forschung, in: Jarauschi; Siegrist, *Amerikanisierung* (Anm. 12), S. 137–145, sowie K. H. Jarauschi/H. Siegrist, *Amerikanisierung und Sowjetisierung. Eine vergleichende Fragestellung zur deutsch-deutschen Nachkriegsgeschichte*, in: dies., *Amerikanisierung* (Anm. 12), S. 11–46, hier S. 13 und S. 19–20. Für den Bereich der ökonomischen Amerikanisierung rechnet Erker, ebd., S. 145, dem Fragenbündel Aspekte des Technologieaustauschs, wechselseitiger Kapital- und Investitionsflüsse, Außenhandelsbeziehungen, Unternehmenskontakte, Wettbewerbsverhalten und Managerstile zu.

²⁸ Vgl. J. McGlade, *From Business Reform Programme to Production Drive. The transformation of U.S. Technical Assistance to Western Europe*, in: O. Bjanar/M. Kipping (Hrsg.), *The Americanisation of European Business: 1948–1960. The Marshall Plan and the Transfer of U.S. Management Models*, London/ New York 1998, S. 18–34.

²⁹ Vgl. Zeitlin, *Introduction* (Anm. 23), S. 18.

³⁰ Vgl. u. a. O. Bjanar/M. Kipping, *The Marshall Plan and the Transfer of U.S. Management Models to Europe: An Introductory Framework*, in: dies. (Hrsg.),

Komplementärphänomen einer Europäisierung oder europäischen Hybridisierung amerikanischer Produktionsmethoden innerhalb des Begriffskonzepts eigenes Gewicht.³¹

Vor dem Hintergrund der oben genannten analytischen Optionen der Kulturtransferforschung und einer damit gut zu vereinbarenden Explizierung von „Amerikanisierung“ in der internationalen Wirtschaftsgeschichte stellt sich die Frage danach, ob terminologische Alternativen zur „Amerikanisierung“ geboten wären, durchaus noch einmal neu. Ein analytischer Mehrwert paralleler Begriffe ist dabei keineswegs offenkundig.

Dies gilt für zwei ebenfalls im wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhang entwickelten Begrifflichkeiten: Zum einen zielt „Cross-Fertilization“ auf Interferenzen zwischen Europa und Amerika ab (etwa im Falle gleichermaßen proaktiver wie rezipierender Wirtschaftseliten, Verfahren selektiver Adaption etc.),³² und benennt demzufolge, was der Kulturtransferansatz wie die überarbeiteten Definitionen von „Amerikanisierung“ schon einschließen. Zum anderen eröffnet „Japanization“ zwar ein zusätzliches Diskussionsfeld zum Aspekt außerwestlicher Impulse für die Wirtschafts- und Technologieentwicklung.³³ Dabei ist allerdings nicht ersichtlich, ob hier der europäische und der amerikanische „Westen“ als Interaktions- und Austauschgemeinschaften gegenüber fernöstlichen Praktiken zu sehen sind,³⁴ oder ob die ökonomischen, sozialen und kulturellen Differenzen zwischen „West“ und „Ost“ die japanischen Einflussnahmen auf die westlichen Gesellschaften noch erheblich stärker eingeschränkt haben als dies für die transatlantische Austauschkonstellation gilt.³⁵ Am Ende sind die-

The Americanisation of European Business: 1948–1960. The Marshall Plan and the Transfer of U.S. Management Models, London, New York 1998, S. 8.

³¹ Vgl. Zeitlin, Introduction (Anm. 23), S. 39.

³² Vgl. G. Gemelli (Hrsg.), The Ford Foundation and Europe (1950's–1970's): Cross-Fertilization of Learning on Social Science and Management, Brüssel 1998.

³³ Vgl. R. Boyer/E. Charron/U. Jurgens/S. Tolliday (Hrsg.), Between imitation and innovation: The Transfer and Hybridization of Productive Models in the International Automobile Industry, Oxford 1998.

³⁴ Vgl. aus der umfangreichen Literatur hier nur T. Elger/Ch. Smith (Hrsg.), Global Japanization? The Transnational Transformation of the Labour Process, London 1994.

³⁵ Vgl. so u. a. für Großbritannien bereits S. Ackroyd u. a., The Japanization of British Industry?, in: Industrial Relations Journal 19,1 (1988), S. 11-23. Jenseits des europäischen Einzugsbereichs liegt die Begriffsbildung der „Easternization“ zur Kennzeichnung japanischer Einflüsse auf Entwicklungsländer, die deshalb hier auch nicht diskutiert werden soll; vgl. dazu nur R. Kaplinsky/A. Posthuma, Easternization: The Spread of Japanese Management Techniques to Developing Countries, London 1994.

selben Dekonstruktionen und Binnendifferenzierungen erforderlich, die für das „Amerikanisierungs“-Konzept gelten – in Bezug auf ein in sich hybrides, „japanisches“ Modell wie auf reziproke Einflussnahmen, die vom „Westen“ her auf Japan erfolgen.³⁶

Demgegenüber bleibt am ehesten der in der deutschen Forschung geprägte, aber international anwendbare Begriff der „Westernisierung“ parallel zu dem der „Amerikanisierung“ bedeutsam: er beschreibt europäische Einflüsse auf die USA ebenso wie amerikanische Einflüsse auf Europa und auf den binneneuropäischen Kulturkontakt als einen im 18. Jahrhundert beginnenden „zirkulierende[n] Austausch.“³⁷ Der Pool an liberal-aufklärerischen, international gültigen politischen, sozioökonomischen und kulturellen Werten und Ordnungsvorstellungen, in den die Vereinigten Staaten und die westeuropäischen Gesellschaften ihre jeweiligen Eigentraditionen eingespeist haben, ist aus dieser Sicht in der Tat nach 1945 stärker amerikanisch bestimmt gewesen als je zuvor. Die westdeutsche Rekonstituierung nach dem Zweiten Weltkrieg verdankt sich aber dem „Westernisierungs“-Paradigma zufolge teils westdeutscher Anregung und teils einer von sämtlichen Westmächten betriebenen westdeutschen Rückgliederung in die nach 1945 betont antitotalitaristische und antikommunistische westliche „Wertegemeinschaft“.³⁸

Gleichwohl wird ein hegemonialer Anteil US-amerikanischer Einflussnahmen nicht bestritten oder außer Acht gelassen. Vielmehr firmiert genau dieser nach 1945 dominierende Entwicklungsstrang erneut als „Amerikanisierung“.³⁹ Mit dieser chronologischen Präzisierung in Bezug

³⁶ Das konzediert auch Zeitlin, Introduction (Anm. 23), S. 45-46.

³⁷ Vgl. A. Doering-Manteuffel, *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999, S. 12-17 und 71 sowie ders., *Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der 60er Jahre*, in: A. Schildt/D. Siegfried/K. Ch. Lammers (Hrsg.), *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*, Hamburg ²2003, S. 311-341, hier S. 312-316.

³⁸ Doering-Manteuffel, *Wie westlich* (Anm. 37), S. 14 und öfter. Zum analytischen Paradebeispiel für die „Westernisierung“ in den 1950er Jahren ist der Kongress für Kulturelle Freiheit avanciert als Schaltstelle amerikanischer Konsensliberaler und der europäischen (nichtkommunistischen) Linksintellektuellen und als Multiplikator einer dezidiert antikommunistischen, internationalen Regenerationsidee für Europa; vgl. M. Hochgeschwender, *Freiheit in der Offensive? Der Kongreß für Kulturelle Freiheit und die Deutschen*, München 1998.

³⁹ Vgl. so Doering-Manteuffel, *Wie westlich* (Anm. 37), S. 15, 17, 46-47. „Amerikanisierung“ umfasst dann in Bezug auf westdeutsches Terrain und als Teilaspekt der längerfristigen, politisch-ideologischen „Westernisierung“ konkret die Kernphase der „Besatzungszeit“ – über Kapitulation und westdeutsche Teilstaatsgründung 1949 – und die Jahre der Alliierten Hohen Kommission bis zu

auf Westdeutschland geht die analytische Klarstellung einher, dass innerhalb der westlichen „Wertegemeinschaft“ durchaus weiterhin „Binnendifferenzen insbesondere zwischen Frankreich und den Angloamerikanern“⁴⁰ bestanden. Der „Westen“ muss von daher zunächst einmal nicht hypostasiert oder essentialisiert erscheinen. Darüber hinaus wird die Relevanz binneneuropäischer neben transatlantischen Kulturkontakten und das historische Potential einer westlichen Ideentradition schon im Begriff prominent gemacht, während die „Amerikanisierungs“-Forschung diesen Aspekt eher definitorisch nachreicht.⁴¹

Inwiefern sich die „Westernisierungs“-These allerdings für einen europäischen Vergleich von Transfergeschichte eignet, zumal sie sich – anders als die gesamtgesellschaftlich gemeinte „Amerikanisierung“ – auf Transfers zwischen Eliten kapriziert,⁴² ist zu prüfen. Einer vergleichenden Untersuchung unter dem Konzeptdach der „Westernisierung“ wäre aufgegeben, erstens auf den (nationalstaatlich?) spezifischen Umgang mit historischen polyvalenten Begriffen wie „Demokratie“ zu achten, die dem Kernbestand „westlicher“ Referenzgrößen zugerechnet werden und zweitens überhaupt den rhetorischen und ideologischen Überschuss bei der zeitgenössischen Verständigung über „westliche Werte“ auf der westeuropäischen wie auf der amerikanischen Seite präzise zu bestimmen.

Das „Westernisierungs“- kann demzufolge dicht an das „Amerikanisierungs“-Konzept angelagert werden und bleibt gleichermaßen als Korrektiv wie als erweiterter Fragehorizont für die Thematik zentral. Andere Begrifflichkeiten haben dieses Potential kaum, da die analytischen Erwägungen, die zu ihrer Bildung geführt haben, an vielen Stellen in den Überlegungen der Literatur zu Kultur- und Wirtschaftstransfer konzeptionell durchaus schon berücksichtigt wurden.

Deutschlandvertrag und NATO-Eintritt 1955, mit dem die Phase der Gewinnung bundesrepublikanischer Semisouveränität abgeschlossen ist.

⁴⁰ Ebd., S. 14. Der „Westen“ bezeichnet Doering-Manteuffel, S. 16, zufolge die in das Marshallplanprogramm und die westeuropäische und nordatlantische Bündnispolitik einbezogenen westeuropäischen Staaten und die USA. Vgl. auch Th. Molnar, *The Emerging Atlantic Culture*, New Brunswick, NJ 1994.

⁴¹ Gleichwohl bleibt zu prüfen, ob der Terminus „Westernisierung“ zwar für die Bundesrepublik Deutschland sinnvoll anwendbar ist, um auf die Wiedereinordnung in einen „westlich“ vermittelten, international verbindlichen Kulturrahmen nach 1945 zu verweisen, während eine entsprechende Neupositionierung in Frankreich und einmal mehr in Großbritannien nicht in vergleichbarer Weise stattgefunden hat.

⁴² Vgl. zur grundlegenden Kritik am Westernisierungskonzept M. Nolan, *Americanization or Westernization?* (GHI Conference 1999), www.ghi-dc.org/conpotweb/westempapers/nolan.pdf.

Zugänge zu einer vergleichenden Transfergeschichte: Eingrenzungen, Untersuchungskonzepte und Zwischenergebnisse

Die Bedeutung der Transferbeziehungen zwischen Westeuropa und den Vereinigten Staaten von Amerika für die Nachkriegsentwicklung ist bisher nicht dezidiert komparativ erforscht worden. Die überaus reichhaltige Literatur, die thematisch in unmittelbarer Nähe des Transfervergleichs vorliegt, leistet diesen jedenfalls nicht selbst. Dies betrifft Untersuchungen zu den transatlantischen Beziehungen im weitesten Sinne⁴³ ebenso wie eine überwiegende Zahl der Studien zum bilateralen, besonders zum deutsch-amerikanischen Transfer im Bereich der Massen- oder Populärkultur,⁴⁴ die entweder bilateral ausgerichtet bleiben oder, sofern sie sich auf den westeuropäischen Raum beziehen, innerhalb ihres Themenschnitts nicht systematisch vergleichen. Die Erträge beider Forschungsrichtungen, die allerdings selten mit einer grundlegenden Problematisierung der Transferanalyse einhergingen, haben in den Hintergrund treten lassen, dass eine vergleichende Transferforschung einmal mehr als Desiderat zu gelten hat.

Von einer kohärenten „transatlantischen Transferforschung“ kann somit ohnehin noch nicht gesprochen werden. Bis die Tragfähigkeit eines Konzepts des transatlantischen Kulturtransfervergleichs monographisch nachgewiesen wird, nimmt sich dieser Sammelband zunächst vor, wichtige Konzeptangebote und Themenzuschnitte zu dokumentieren. In der Zusammenschau sollen Anknüpfungspunkte für eine westeuropäisch vergleichende historische Transferforschung sichtbar werden.

Dabei illustrieren die Beiträge durchaus auch konzeptionelle Überschneidungen kultur- und geschichtswissenschaftlicher Herangehensweisen: So fassen die Geschichts- ähnlich wie die Kulturwissenschaft das Transfergeschehen als „Übertragung von Ideen, kulturellen Artefakten, Praktiken und Institutionen aus einem spezifischen System gesellschaftli-

⁴³ Vgl. mit einer triangulären Untersuchungsanordnung, aber ohne genuine Transferfragestellung E. Conze, Regionale Selbstbehauptung oder partnerschaftliches Gleichgewicht? Frankreich als Problem der deutsch-amerikanischen Beziehungen 1945–1990, in: GWU 51 (2000), S. 449–463 und ders., Die gaullistische Herausforderung. Die deutsch-französischen Beziehungen in der amerikanischen Europapolitik 1958–1963, München 1995.

⁴⁴ Vgl. unter anderem A. Stephan (Hrsg.), *Americanization and Anti-Americanism. The German Encounter with American Culture after 1945*, Oxford 2004. Zur umfangreichen Forschung auch Rausch, *Transatlantischer Kulturtransfer im deutsch-französischen Vergleich*, in diesem Band. Zum Begriff von Massen- und Populärkultur vgl. H.-O. Hügel (Hrsg.), *Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen*, Stuttgart, Weimar 2003.

cher Handlungs-, Verhaltens- und Deutungsmuster in ein anderes“.⁴⁵ Per „Selektion“ werden demzufolge einzelne (Kultur-) Elemente überhaupt erst für einen Transfer herangezogen und mithilfe bestimmter Techniken der „Rezeption“ – selten passiv und epigonal, häufiger produktiv oder in kreativer Umdeutung – angeeignet, angepasst oder unvermittelt zurückgewiesen.⁴⁶ Als „(Ver)Mittler“ prägen die Betreiber wie auch die Güter des Transfers das Geschehen personal, institutionell oder medial wesentlich mit.⁴⁷ Die Variantenvielfalt von zeitlich, räumlich und sozial verschachtelten, asymmetrisch verbundenen oder nebeneinander herlaufenden Transfers wirkt immens, wird aber umgekehrt mithilfe der Unterscheidung von Selektion, Rezeption und Vermittlung analytisch fassbar.⁴⁸

Bevor die Beiträge im Einzelnen vorgestellt werden, sind kurz thematische und konzeptionelle Aspekte zu erwähnen, die auf Grund anderer thematischer Gewichtungen in diesem Band nicht einbezogen wurden. Zunächst wird der Transferbereich der Wirtschaft anders als die Bereiche von Gesellschaft, Politik und Kultur teilweise innerhalb der Beiträge mitdiskutiert, aber nicht eigens untersucht. Zwar gibt es hier weiterhin analytischen Bedarf, allerdings liegt zum Wirtschaftstransfer inzwischen eine reiche und zum Teil bereits vergleichende Literatur vor.⁴⁹ Zweitens argumentiert der Band hauptsächlich für den westdeutschen und den französischen Fall oder in gesamteuropäischen Linien. Transferbeziehungen zur

⁴⁵ H.-J. Lüsebrink, Kulturtransfer – methodisches Modell und Anwendungsperspektiven, in: I. Tömmel (Hrsg.), Europäische Integration als Prozeß von Angleichung und Differenzierung, Opladen 2001, S. 213-226, hier S. 214.

⁴⁶ Die von der Kulturtransferforschung zunächst abstrakt empfohlenen Kategorisierungsstufen haben in die Erforschung des transatlantischen Transfers längst Eingang gefunden. Statt zahlloser Einzelbelege hier nur stellvertretend H. Fehrenbach, Cinema in Democratizing Germany. Reconstructing National Identity after Hitler, Chapel Hill/London 1995, hier v. a. S. 6.

⁴⁷ Vgl. dazu Lüsebrink, Kulturtransfer (Anm. 45), S. 215-219; Maase, 'Amerikanisierung' (Anm. 16), S. 223. Für die analytische Bedeutung der Akteurs- und Mittlerperspektive sowie der Medien des Kulturtransfers vgl. besonders nachdrücklich J. Gienow-Hecht, Art is Democracy and Democracy is Art: Culture, Propaganda, and the *Neue Zeitung* in Germany, 1944-1947, in: DH 23,1 (1999), S. 21-43.

⁴⁸ Vgl. M. Werner, Dissymmetrien und symmetrische Modellbildungen in der Forschung zum Kulturtransfer, in: H.-J. Lüsebrink/R. Reichardt (Hrsg.), Kulturtransfer im Epochenumbruch. Frankreich 1770-1815, Band I, Leipzig 1997, S. 139-155.

⁴⁹ Vgl. auch die Ausführungen oben und die entsprechenden Passagen zum Kulturkontakt auf dem Feld der Wirtschaft in Westdeutschland und Frankreich im Beitrag von Rausch.

ostdeutschen⁵⁰ und zu weiteren west-,⁵¹ mittel- oder ost-⁵² bzw. außereuropäischen Gesellschaften liegen damit jenseits der Betrachtungsperspektive. Nur gestreift wird drittens das weite Themenfeld des europäischen Anti-Amerikanismus nach 1945,⁵³ das noch komparatistisch aufzubereiten ist, wiewohl auch unter dem Eindruck der transatlantischen Anspannungen im ausgehenden 20. und frühen 21. Jahrhundert – gerade in letzter Zeit zumindest assoziativ vergleichende Arbeiten vorgelegt worden sind.⁵⁴

In konzeptioneller Hinsicht gelten zwei weitere Eingrenzungen: Zum einen wird die Frage nach dem Verhältnis zwischen innereuropäischem im Vergleich zu transatlantischem Transfer nicht eingehender verfolgt. In ihrer Summe legen die Beiträge zwar nahe, dass vor allem die deutsche

⁵⁰ Vgl. A. Stephan/T. Hörnigk (Hrsg.), *Jeans, Rock und Vietnam. Amerikanische Kultur in der DDR*, Berlin 2002; Th. Fuchs, *Rock'n Roll in the German Democratic Republic, 1949–1961*, in: R. Wagnleitner/E. Tyler May (Hrsg.), 'Here, there and everywhere': *The Foreign Politics of American Popular Culture*, New Brunswick 2000, S. 192–206. Vergleichend U. G. Poiger, *Fear and Fascination. American Popular Culture in a Divided Germany, 1945–1968*, in: S. P. Ramey/G. P. Crnkovic (Hrsg.), *Kazaaam! Splat! Ploof! The American Impact on European Popular Culture since 1945*, Lanham u. a. 2003, S. 55–68.

⁵¹ Vgl. z. B. prominent zu Österreich R. Wagnleitner, *Coca-Colonization und Kalter Krieg: die Kulturmission der USA in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg*, Wien 1991. In umgekehrter Perspektive E. Wilder Spaulding, *The Quiet Invaders. The Story of the Austrian Impact upon America*, Wien 1968. Zu den Niederlanden R. Kroes, *The Great Satan versus the Evil Empire. Anti-Americanism in the Netherlands*, in: ders./M. von Rossem (Hrsg.), *Anti-Americanism in Europe*, Amsterdam 1986, S. 37–50; zu Italien z. B. P. Scrivano, *Signs of Americanization in Italian Domestic Life: Italy's Postwar Conversion to Consumerism*, in: *JCH* 40,2 (2005), S. 317–340; G. Muscio, *Invasion and Counterattack. Italian and American Film Relations in the Postwar Period*, in: Wagnleitner/May, 'Here, there and everywhere' (Anm. 50), S. 116–162. Zu Spanien A. Bosch, M. Fernanda del Rincón, *Dreams in a Dictatorship. Hollywood and Franco's Spain, 1939–1956*, in: ebd., S. 100–115.

⁵² Vgl. S. P. Ramet (Hrsg.), *Rocking the State: Rock Music and Politics in Eastern Europe and Russia*, Boulder, Colo. 1994 und mehrere Beiträge zu Osteuropa in Ramet; Crnkovic, *Kazaaam* (Anm. 50).

⁵³ Die Literatur zum Thema ist mittlerweile sehr umfangreich, vgl. daher nur exemplarisch S. Fabbrini, *The Domestic Sources of European Anti-Americanism*, in: *Government and Opposition* 37 (2002), S. 3–14. Zu Deutschland Ch. Schwaabe, *Antiamerikanismus*, München 2003; D. Diner, *Feindbild Amerika. Über die Beständigkeit eines Ressentiments*, München 2002; zu Frankreich Ph. Roger, *L'ennemi américain: généalogie de l'antiaméricanisme français*, Paris 2002; J.-F. Revel, *L'obsession anti-américaine: son fonctionnement, ses causes, ses conséquences*, Paris 2002.

⁵⁴ Vgl. hier nur A. Ross/K. Ross (Hrsg.), *Anti-Americanism*, New York 2004. Zur umgekehrten Blickrichtung von den USA auf Frankreich vgl. J. Vaisse, *American Francophobia takes a New Turn*, in: *FPCS* 21,2 (2003), S. 33–49.

und französische Nachkriegsgesellschaft dem transatlantischen gegenüber dem innereuropäischen Austausch sehr viel mehr diskursive Beachtung schenkten. Ob die zeitgenössische Hypothese so korrekt erfasst ist und ob sie darüber hinaus einer differenzierten Analyse standhält, bleibt allerdings offen. Besonders dringlich erscheint auch deshalb weiterhin eine Binnenperiodisierung der transatlantischen Beziehungen und Transfers, um die womöglich im westeuropäischen Vergleich voneinander abweichenden Phasenmodelle gegenüberstellen und erklären zu können.⁵⁵ Zum anderen werden konkurrierende, parallele oder sich widersprechende Ansätze wie die geschichts- und kulturwissenschaftliche Transfer-, Einfluss- und Rezeptionsforschung, die durch ihre in der Regel längst interdisziplinäre Natur nicht immer eindeutiger geworden sind, noch sehr viel stärker in einen konzeptionellen Dialog treten müssen, als dies in diesem Band geschehen kann.

Ungeachtet ihrer vor allem disziplinenbedingt unterschiedlichen Zugänge eint die folgenden Texte in diesem Band, dass sie sich Bedingungen, Erscheinungsformen oder Entwicklungen im transatlantischen Kulturtransfer einschließlich ausgebremster oder verweigerter Transfers als Explanandum vornehmen: entweder aus dezidiert unilateraler Sicht auf eine der beiden Transferseiten (in den Beiträgen von Michael Hochgeschwender zu den USA, Fred Leventhal zu Großbritannien) oder in vergleichender Absicht (bei Jörn Leonhard und Helke Rausch). Auch bilden die genannten Parameter eines historischen Kulturtransferkonzepts – Vermittlerfiguren und -gruppen (zentral bei Laura Hannemann, Brigitte Leucht und Emmanuelle Loyer) auf beiden Seiten des Atlantik, Transfergüter oder -ideen und variable Transfererfahrungen (v. a. bei Rob Kroes und Richard Pells) – zentrale analytische Bezugspunkte. Die unterschiedlich angelegten Beiträge sollen im Folgenden kurz vorgestellt und ihr Beitrag zu einem historischen Transfervergleich zusammenfassend erörtert werden.

Im einleitenden Themenblock zu Konzepten und Dimensionen des transatlantischen Kulturkontakts vermessen Rob Kroes und Richard Pells das argumentative Feld gleichermaßen von amerikanischer wie von europäischer Seite her. Zugleich unterbreiten sie zentrale Ausgangsthesen zur Dynamik des transatlantischen Kulturtransfers. Demzufolge prägte die intensive Amerikarezeption zum einen eine in Europa über Jahrhunderte eingeübte und verfeinerte Tradition von eklektizistischen Zugriffen auf amerikanische Hervorbringungen geistiger und materieller Art, derzufolge die Transferangebote nie unverändert in Europa übernommen, sondern in

⁵⁵ Vgl. dazu den Tagungsbericht von Harmut Kaelble unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=607>.

komplexen, dynamischen Aushandlungs- und Anpassungsprozessen produktiv angeeignet worden sind.⁵⁶ In dieser subtilen Rezeptionstechnik ist der genuin europäische Beitrag zum transatlantischen Austausch und ein eindrücklicher Beleg für die Wechselseitigkeit des Austauschs zu sehen.⁵⁷ Allerdings hat die hegemoniale Position der USA seit dem 20. Jahrhundert die Transferkonstellation asymmetrisch verschoben und Amerika einen unbestreitbaren ökonomisch-materiellen und machtpolitischen Vorteil gegenüber Europa verschafft. Unter diesen Umständen hat sich der wechselseitige Austausch nicht einfach in eine Art krude Angebotsdiktatur der amerikanischen Supermacht verkehrt. Freilich bleibt die Frage dringlich, in welchem Maß die transatlantische Transfergeschichte immer auch als Ausdruck vermachteter Kulturbeziehungen zu sehen ist. Sie muss beantwortet werden, um klare Abgrenzungen gegenüber einem unreflektierten oder ideologisch motivierten „Imperialismusvorwurf“ gegen die USA vorzunehmen.

Innerhalb dieses Hauptnarrativs setzen beide Autoren nun unterschiedliche Akzente. Rob Kroes zeigt hauptsächlich am Beispiel öffentlicher Werbeplakate für unterschiedliche Produkte v.a. in Westeuropa, wie die kulturelle Präsenz Amerikas in Europa in Gestalt einer universalen Ikonographie fassbar wird. Weltweit verbreitet und international verständlich, entzieht sie sich allerdings auch einer zwingenden, eindeutigen Bedeutungszuweisung durch die USA. Stattdessen kombinieren europäische Rezipienten die Bild- und Symbolfragmente im Zuge einer europäischen Kreolisierungsstrategie neu.⁵⁸ Die ursprüngliche (Werbe-) Botschaft definieren sie entlang europäischer Erwartungen um. Erfolgreicher Transfer mündet mithin in „cultural syncretism“, in dem die Europäer einen konsumträchtigen Amerikamythos für europäische Belange und Botschaften neu nutzen.

Richard Pells kehrt die analytische Perspektive noch entschiedener zugunsten Europas um, indem er darauf abhebt, dass sogenannte Amerikanisierungsprozesse grundsätzlich reziprok ablaufen und immer auch als Phänomen einer „Europäisierung“ der Vereinigten Staaten gedacht werden müssen. Besonders am Beispiel von Hollywood-Filmproduktionen erklärt er den Erfolg amerikanischer Kultur mit deren Fähigkeit, genuin europäische „Hervorbringungen“ (etwa emigrierte Schauspieler, Drehbuchautoren oder europäische Filmtechniken) unter spezifisch amerikanischen Vor-

⁵⁶ Vgl. Maase, „Amerikanisierung“ (Anm. 16), S. 228 ff.

⁵⁷ Vgl. u. a. J. Dean/J.-P. Gabilliet, *European Readings of American Popular Culture*, Westport/Conn., London 1996.

⁵⁸ Vgl. K. Maases Ausführungen zur Prägung eines universalen „Weltidioms“ durch die USA in ders., „Amerikanisierung“ (16), S. 236-237.

zeichen (hier: narrative Vorlieben) an ihre ursprünglichen Produzenten wieder zurückzugeben. Damit spitzt Pells seine These zu: Amerikanische Transferprodukte und -ideen sind erstens erfolgreich, weil sie bereits den untrüglichen Lackmustest eines demographisch, ethnisch, religiös etc. heterogenen amerikanischen Publikums bestanden haben. Zweitens können sich u. a. die Europäer in der von historischen Transferspuren schillernden Vielzahl „kosmopolitischer“ Angebote selbst wiedererkennen. Gleichzeitig garantiert ein selbstbewusster europäischer Eklektizismus, dass diese gigantische amerikanischen Hybrid- nicht zur Monokultur mutiert, sondern im Gegenteil eine veränderliche „replica of the world“ darstellt.

Aus der Fülle von Einzelargumenten, die beide Texte anbieten, ist für die Frage nach dem Konzept einer historisch vergleichenden transatlantischen Transferforschung zweierlei besonders hervorzuheben: Erstens veranschaulichen und pointieren beide Autoren noch einmal Herangehensweise und Beitrag der cultural studies zur Transferforschung: die subtile Analyse von Transfertechniken lässt sie die kreative und selektive Macht von westeuropäischen Gesellschaften betonen, die „Amerikanismen“ nicht einfach ausgesetzt sind. Einmal mehr im Lichte der später folgenden stärker geschichtswissenschaftlich ausgerichteten Beiträge wird zugleich deutlich, dass sozialhistorische Erdungen und Konkretionen beobachteter Transferprozesse eher unterbleiben. An dieser Stelle verläuft in konzeptioneller Hinsicht wohl eine der markantesten Trennlinien zwischen kultur- und geschichtswissenschaftlicher Transferforschung. Zweitens führt in thematischer Hinsicht die Betonung der Wechselseitigkeit von Austauschbeziehungen bei beiden Autoren dazu, dass „Antiamerikanismus“ als unmittelbar komplementäres Phänomen zum transatlantischen Transfer aufgefasst wird. Infolgedessen erscheint „Antiamerikanismus“ weniger als Ausdruck ideologisch motivierter Ablehnung der USA durch die Europäer denn als kulturelles Missverständnis: Beide Autoren führen ihn auf eine polemische Indienstnahme (Kroes) oder übereilt-klicheehafte Bezichtigung (Pells) Nordamerikas als Hauptakteur kultureller Globalisierung und gewaltsamer Homogenisierung zurück. Zu dererlei Verdächtigungen gehen beide Autoren entschieden auf Distanz. Die historische Transferforschung wird hier einen wichtigen Anknüpfungspunkt für ihre inhaltliche Agenda finden. Sie muss nach europäischen Varianten und unterschiedlichen ideologischen Ingredienzen, Konjunkturen und Trägern des „Antiamerikanismus“ einschließlich verschiedener Zurechnungsstrategien Ausschau halten,⁵⁹ um sicherzustellen, dass in die Geschichtsschreibung zum Transfer nicht nur die Transfererfolge, sondern auch die Transferkrisen eingehen.

⁵⁹ Auf diese Themenfacette der transatlantischen Transferforschung muss auch in diesem Band verzichtet werden, vgl. u. a. zuletzt noch einmal M. Nolan, Anti-

Eine zweite Gruppe von Beiträgen arbeitet sich in der Rubrik „Transatlantischer Kontakt im Vergleich“ aus dezidiert westeuropäisch vergleichender Perspektive auf verschiedene Felder transatlantischer Kontakt-konstellationen vor.

Zuerst erörtert Jörn Leonhard die historische Entwicklung spannungsreicher USA-Bezüge Frankreichs und Großbritanniens nach 1945 vor dem Hintergrund europäischer Dekolonisationserfahrungen. Die Gegenüberstellung der transatlantischen Verflechtungen im Dekolonisierungsverfahren interessiert nicht nur als Fallbeispiel für den systematischen historischen Vergleich. Vielmehr wird mit der Einbeziehung einer transatlantisch vergleichenden Perspektive auch die Empiregeschichtsschreibung konzeptionell angereichert: Prozesse des Verfalls der beiden kolonialen Reiche werden nicht nur gleichsam klassisch nach „exogenen“ und „endogenen“ Faktoren untersucht. Stattdessen erscheinen gerade die transatlantischen Verflechtungen als konstitutiver Bestandteil des Narrativs von der europäischen Dekolonisierung. Entsprechend wird zum einen deutlich, wie die Aushöhlung der ehemaligen französischen und britischen Kolonialreiche und die Sorge vor machtpolitischen Status- und Prestigeverlusten Frankreich in fundamentale innenpolitische Krisen- und selbst Großbritannien in erhebliche Konfliktsituationen führte. Zum anderen wird der Zugewinn aus der perspektivischen Erweiterung der Dekolonisierungs-Erzählung um den Vergleich der transatlantischen Verflechtungen unmittelbar deutlich: Die transatlantische Beziehungsdimension verschärfte und katalysierte zugleich die westeuropäische Dekolonisierungskrise, da eine dauerhafte Interessenskollision mit den antikolonialen nordamerikanischen Standards nicht nur Frankreich, sondern auch Großbritannien zu Justierungen ihrer Politikkonzeptionen und Entkolonisierungsstrategien zwang. In die französischen und britischen Dekolonisierungspolitiken wie auch in deren innen- und europapolitischen Konsequenzen blieb von daher eine transatlantische Dimension noch lange nach dem Zerschlagen der westeuropäischen Kolonialmächte erkennbar eingepreßt.

Helke Rausch spitzt dann die westeuropäische Transferkonstellation zu auf einen kursorischen deutsch-französischen Vergleich der jeweiligen transatlantischen Austauschbeziehungen in den Bereichen Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Kultur in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten. Die Vergleichsstruktur ergibt sich aus der Parzellierung in diese vier Handlungsfelder, damit Akteure, Motivationen, Entscheidungs- und Handlungszusammenhänge nicht nur in diachroner Perspektive, sondern im synchronen Nebeneinander vergleichbar sind. Blendet man die Felder

wieder übereinander, werden Vergleichsprofile in Umrissen sichtbar. Sicher lag die ursprüngliche Transferambition der Vereinigten Staaten im Blick auf die spätere Bundesrepublik schon aus machtpolitischem Kalkül ungleich höher und qualitativ anders als hinsichtlich Frankreichs, zielte in Politik und Wirtschaft nicht nur auf dauerhafte Westbindung, sondern im ersten Fall zusätzlich stärker auf eine umfassende „reorientation“, im zweiten auf antikommunistische Stabilisierung. Freilich zeigt sich gerade auf dem der Literaturfülle nach vergleichsweise gut dokumentierten Sektor der (Populär)Kultur zweierlei: Die Einflusschance der Vereinigten Staaten wuchs erstens in Frankreich wie in der Bundesrepublik erst mit deren Bereitschaft zu einer Art formaler Diskretion. Zweitens stieg sie mit dem Bedarf vor allem westdeutscher, aber auch französischer „Selbstamerikanisierer“, bei innergesellschaftlichen Auseinandersetzungen besonders auf die den USA entlehnten Stilfiguren oder Strategien der Einebnung zwischen elitärer Hochkultur und unterbürgerlicher „Massen“-Kultur zurückzugreifen. Die soziale Bestimmung von Rezeptionsreichweiten und der empirische Nachweis von Transferfolgen insbesondere im Zuge des Massenkonsums steht unterdessen, wo dies nicht ohnedies an die Grenzen empirischer Nachweisbarkeit führt, für beide Gesellschaften erst am Anfang. Der trianguläre Blick auf die Nachkriegsentwicklung führt zu einem Untersuchungsrahmen, den systematische Detailvergleiche (z. B. zu Aufnahme und Anverwandlung amerikanischer Medien u. a.) noch zu füllen haben. Eine besondere Herausforderung dürfte dabei bleiben, in einer eingrenzba- ren und vergleichbaren Untersuchungskonstellation das Reziprozitäts-Argument von Richard Pells und Rob Kroes aufzugreifen und nach westdeutschen und französischen Rücktransfers in US-amerikanische Zusammenhänge zu suchen. Im europäischen Vergleich interkultureller Transfers liegt nicht zuletzt die Chance, die Kontingenz des vielbeachteten deutsch-amerikanischen zu anderen europäisch-amerikanischen Transfers zu betonen.

Motivationen und Dispositionen auf der nordamerikanischen wie der westeuropäischen Transferseite kommen im dritten Themenblock in ausgewählten Fragestellungen zur Sprache. Zuerst erdet Michael Hochgeschwender die Transferperspektive ganz auf der amerikanischen Seite, indem er Dynamiken und Krisen in den transatlantischen Transferbeziehungen von inneramerikanischen Diskursentwicklungen herleitet. Der Beginn jenes Verlustes kultureller Nähe und tiefer Wechselseitigkeit, der sich im 21. Jahrhundert symptomhaft bis zur Krise um den Irakkrieg zuspitzt, wird bereits in den ausgehenden 1960er und frühen 1970er Jahren gesehen: Als signifikanten Teil eines langfristigen Distanzierungsprozesses zwischen Kontinentaleuropa und den USA führt Hochgeschwender den

Neoconservatism als genuin amerikanisches ideengeschichtliches Phänomen ein. Diese intellektualistische neue Variante des amerikanischen Konservatismus erscheint als Inbegriff verweigerter Ideentransfers und Aufkündigung ideeller Traditionsverbindungen mit Europa: Der Neoconservatism bricht nicht nur mit dem traditionellen amerikanischen Konservatismus, sondern auch mit dem Konservatismus europäischer Provenienz, von dem er sich als postmodern-perspektivischer „Altliberalismus“ mit habituellen Neigungen zur 68er-Bewegung abwendet. Von daher ist mit der Fortdauer der bis auf weiteres andauernden kulturellen Hegemonie des amerikanischen Neoconservatism eine Art permanentes Transferhindernis errichtet, dessen Belastungseffekt andauert.⁶⁰

Vor dem Hintergrund der Frage nach einem Konzept eines historischen Transfervergleichs liest sich Hochgeschwenders Beitrag als Plädoyer für eine ideengeschichtliche und soziokulturelle Kontextuierung von Transferideen in ihren jeweiligen Gesellschaften oder sozialen Gruppen. Der Beitrag markiert auch Grenzlinien zwischen kultur- und geschichtswissenschaftlichen Zugängen zur Transferforschung, indem weniger die funktionale oder strategische Transferfähigkeit als die ideelle Transferbereitschaft der USA in einer *longue-durée*-Perspektive thematisiert wird. Diese Transferbereitschaft resultiert nicht nur aus der Möglichkeit, multiple Transfertgüter zu offerieren, in die europäische Traditionen von jeher schon Eingang gefunden haben (so Richard Pells und Rob Kroes), sondern erweist sich historisch exakter als Korrelat jenes *Consensus Liberalism*, der die Vereinigten Staaten bis in die frühen 1970er Jahre hinein politisch-ideell gleichsam kompatibel mit Europa machte. Die Befindlichkeiten und Binnenkonstellationen in den USA werden so zu einer analysebedürftigen Größe auch für eine historisch vergleichende Transferanalyse. Über den Beitrag hinausgehend bleibt für die Agenda einer vergleichenden Transferforschung die zusätzliche Frage nach den exakten inneramerikanischen Gründen für die höchst unterschiedliche Distanznahme der USA zum (deutschen und französischen) Kontinentaleuropa gemessen an der effektiv geringeren und gelegentlich zurückgenommenen ideellen Entfernung von Großbritannien.

In ihrer Gesamtanlage knüpft anschließend Fred Leventhal von der gegenüberliegenden Seite des Atlantik her an Hochgeschwenders Überlegungen an. Sie teilen zunächst das Interesse an den Bedingungen von Transferbereitschaft und an den Umständen und Gründen für erschwerte oder ausgebremsste Transfers. Dabei veranschlagen sie aber die Be-

⁶⁰ Für eine Bestätigung dieses Tenors für das 21. Jahrhundert vgl. J. H. Kautsky, Politische Polarisierungen in den USA. Die Republikaner und die Evangelikalen, in: Sozial.Geschichte N.F. 20,2 (2005).

findlichkeiten und Binnenkonstellationen weniger der USA denn Europas als analysebedürftige Größe.

Fred Leventhal beobachtet in den beiden Nachkriegsjahrzehnten eine Revitalisierung der britischen Filmindustrie, die erst in den 70er Jahren nicht nur von US-amerikanischen, sondern auch von konkurrierenden europäischen Produktionen überlagert wird. Diesen Trend erklärt er am Beispiel von vier Filmproduktionen mit der Ausprägung einer britischen „sieve mentality“, in deren Folge britische Filmemacher eine sozialkonservative, apolitische „Britishness“ an faktischen gesellschaftlichen Konflikten und Krisen vorbei erfanden und inszenierten. In dieser Ausprägung entsprach der britische Nachkriegsfilm einem kompensatorischen Bedarf an symbolischer Normalität.⁶¹ Der Beitrag ergänzt andernorts gemachte Beobachtungen zur ambivalenten Attraktivität des amerikanischen Films im europäischen,⁶² deutschen⁶³ oder französischen⁶⁴ Kontext weniger im Blick auf die diagnostizierten Ressentiments als auf die daraus abgeleiteten Strategien europäischer Produzenten.

Leventhal exemplifiziert in doppelter Hinsicht eine kulturwissenschaftliche Herangehensweise: Er konzentriert sich erstens auf ein Medium, dessen Zentralität und Signifikanz als Vehikel im Transfergeschehen angenommen wird.⁶⁵ Eine geschichtswissenschaftliche Transferforschung wird sich hier für weitergehende Nachweise interessieren: zunächst für eine empirisch valide Herleitung dieser Annahme, dann für Möglichkeiten, die faktische Rezeptionsreichweite des Films in die französische und britische Nachkriegsgesellschaft hinein zu bestimmen und

⁶¹ Vgl. auch C. Langhamer, *The Meanings of Home in Postwar Britain*, in: *JCH* 40 (2005) 2, S. 341-362.

⁶² Vgl. V. de Grazia, *Mass Culture and Sovereignty. The American Challenge to European Cinemas, 1920–1960*, in: *Journal of Modern History* 61 (1989), S. 53-87.

⁶³ Vgl. T.J. Saunders, *Hollywood in Berlin. American Cinema and Weimar Germany*, Berkeley 1994; H. Fehrenbach, *Cinema, Spectatorship, and the Problem of Postwar German Identity*, in: R. Pommerin (Hrsg.), *The American Impact*, S. 165-195.

⁶⁴ Vgl. R. F. Kuisel, *The French Cinema and Hollywood: A Case Study of Americanization*, in: H. Fehrenbach/U. G. Poiger (Hrsg.), *Transactions, Transgressions, Transformations: American Culture in Western Europe and Japan*, New York, Oxford 2000, S. 208-223.

⁶⁵ Vgl. allgemein zu filmischen Medium P. Sorlin, *The Film in History: Restaging the Past*, Oxford 1980 und ders., *European Cinemas, European Societies 1939–1990*, London 1991. Speziell zu Großbritannien G. Eley, *Finding the People's War: Film, British Collective Memory, and World War II*, in: *American Historical Review* 106,3 (2001), S. 818-838; J. Richards, *Films and British National Identity: From Dickens to Dad's Army*, Manchester 1999.

zuletzt auch für die Frage nach einem nachweislich direkten Zusammenhang zwischen der Affinität zu europäischen versus amerikanischen Filmen und einer dezidierten politischen Haltung gegen oder für die amerikanische Massenkultur.⁶⁶ Ebenso muss die höchst unterschiedliche Valenz verschiedenartiger Medien für Ablauf und Reichweite des Transfers nicht nur im Bereich populärer Massenmedien, sondern auch im Blick auf die gleich anzusprechenden personalen Vermittlergruppen bedacht werden. Zweitens illustriert Leventhal, dass der kulturwissenschaftliche Blick Varianten von partieller und kreativer Abschottung europäischer Rezipienten gegenüber dem medialen Einfluss Amerikas sichtbar machen kann, die parallel zu den unzähligen Adaptionen auch in anderen Medienbereichen auftraten.⁶⁷

Hat also Michael Hochgeschwender undefinierte Rezeptions- und Einflussinteressen innerhalb der USA als Kernargument für den Verlauf transatlantischer Transfers in die Analyse eingeführt, illustriert Fred Leventhal eine europäische Strategie der Einflussverweigerung. Sofern ihr thematischer Zuschnitt allgemeine Schlussfolgerungen auf ein historisch-vergleichendes Transferkonzept erlaubt, lässt sich jedenfalls aus dem Text der dringende Bedarf an Studien ableiten, die die einzelnen Phasen der Ablösung und die Ursachen für die Aufkündigung des vermeintlich „westlichen“ Konsenses innerhalb des transatlantischen Transferprozesses von europäischer Seite her thematisieren.

Die abschließende Rubrik dieses Sammelbandes widmet sich der zentralen Frage nach Identität und Rolle der Mittler, d. h. der Agenten und Rezipienten im Kulturtransferprozess, deren politische und soziale Erfahrungen als Bestimmungsfaktor eigener Art im Kulturtransferprozess gelten müssen. Laura Hannemann identifiziert zunächst die etwa 380.000 deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischen Lagern Mitte der 1940er Jahre als bislang analytisch vernachlässigte Mittlergruppe in der deutsch-amerikanischen Transferkonstellation.⁶⁸ Unter den spezifischen, tendenziell re-

⁶⁶ Zum empirischen Problem vgl. Rausch, *Transatlantischer Kulturtransfer*, in diesem Band.

⁶⁷ Forschungen zur den von Richard Pells und Rob Kroes oben thematisierten rezipierten Effekten, hier also zum Interesse des amerikanischen am europäischen Film, das insbesondere französischen und britischen, aber auch italienischen Filmproduktionen durchaus schon während der 1950er Jahre profitablen Marktzugang in den USA bescherte, haben bislang kaum und keinesfalls vergleichend stattgefunden; vgl. die kursorischen Beobachtungen bei Pells, *Not like U.S.* (Anm. 8), S. 221-222.

⁶⁸ Mehr Beachtung haben demgegenüber die deutschen POWs in amerikanischen Internierungslagern in Deutschland gefunden. Vgl. dazu exemplarisch Ch.

zeptionsfeindlichen Sonderbedingungen der Gefangenschaft⁶⁹ brachten die POWs aus dem Land der Gewahrsamsmacht komplex-widersprüchliche Eindrücke in die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft zurück. Wertschätzung von Demokratie und Freiheit zum einen und hellsichtig-kritische Blicke auf eine von Ungleichheiten gezeichnete amerikanische Gesellschaft verwoben sich hier zu einem Amerikabild, das zu ambivalent blieb, als dass es die vom State Government gehegte Hoffnung hätte erfüllen können, die Heimkehrer zu Fackelträgern einer einhellig positiven Amerikaidee zu machen.

Eine ganz andere Mittlerkonstellation visiert anschließend Brigitte Leucht an, indem sie die Schuman-Plan Konferenz, die 1951 zur Einsetzung der EGKS führte, als Ergebnis und Exempel einer für die frühe Transfergeschichte nach 1945 signifikanten transatlantischen Netzwerk-konstellation anspricht. Im Umfeld der Vertragsverhandlungen treten Regierungsmitglieder ebenso wie nicht-gouvernemental verankerte Vertreter der Signatarstaaten über den Radius bereits bekannter zentraler Schlüssel-figuren hinaus als transatlantische „policy networks“ in Erscheinung. Der Anordnung verantwortlicher Akteure nach entsteht so ein transnationales Untersuchungsdesign zur Bestimmung von Transferprozessen: ein der Politikwissenschaft entlehnter Netzwerkansatz leugnet die nationalstaatliche Zugehörigkeit relevanter Akteure nicht, betrachtet sie aber von ihren transnationalen Einwirkungs- und Entscheidungszusammenhängen her. Eine solche Untersuchungsanordnung kann eine historische vergleichende Transferforschung von der Seite der transnationalen Geschichtsschreibung her gut ergänzen. Zu ihren noch nicht schlüssig gelösten Problemen zählt die Frage, worin genau sich transnationale Akteure von nationalen Verantwortlichen außerhalb der entsprechenden Netzwerke unterscheiden und wie Ideentransfers innerhalb von Netzwerken nachweisbar sind.

Emmanuelle Loyer rollt zuletzt die Frage der europäischen und besonders der französischen „Amerikanisierung“ anhand der Beobachtung französischer Exilantenzirkel in den Vereinigten Staaten vor und nach 1945 auf. Die provokant zugespitzte Frage, ob die nach Frankreich Remigrierten zur eigentlichen Speerspitze der Amerikanisierung Frankreichs nach 1945 geworden seien, beantwortet sie differenziert am Beispiel künstlerischer und wissenschaftlicher Austauschprozesse und kann dabei erneut deutlich machen, dass die Hypothese eines unilateralen Kulturimports nach Frankreich nicht nur in keinem Fall untermauert werden kann. Mehr noch stieß gerade im französischen Fall jeder „Amerikanismus“ auf im

Strauß, Kriegsgefangenschaft und Internierung. Die Lager in Heilbronn-Böckingen 1945 bis 1947, Heilbronn 1998.

⁶⁹ Vgl. dazu im Detail ebenda, Kapitel 4 bis 6.

europäischen Vergleich womöglich singular ausgeprägte Resistenzen und einen dezidierten Willen zu maximal selektiven Aneignungen.

Insgesamt erweist sich die historische Untersuchung von Mittlergruppen im Transfergeschehen offenbar vor allem dann als fruchtbar, wenn es wie im Falle der deutschen Kriegsgefangenen gelingt, eine ihrer heterogenen Zusammensetzung nach signifikante Bevölkerungsformation heranzuziehen. Die hier nachweisbare Amerikarezeption kann dann in der Tat als Antizipation eines nicht unerheblichen Teils der gesamtgesellschaftlichen Amerikarezeption (hier im Nachkriegsdeutschland) gelten.

Aus der Vielzahl der Vorannahmen und empirischen Umsetzungen in den Einzelbeiträgen kann sich vorerst noch kein stimmiges Forschungsdesign für eine historisch vergleichende Kulturtransferanalyse ergeben. Dazu wird es auch in Zukunft noch einer stärkeren methodischen Reflexion sämtlicher mit einer Transferperspektive konkurrierender und parallel mit ihr kombinierbarer Ansätze geben müssen. Der Sammelband versucht hier allerdings, die schon verfügbaren Anknüpfungspunkte für entsprechend weiterführende Überlegungen zu dokumentieren.

Ausblick: Perspektiven eines geschichtswissenschaftlichen Transfervergleichs

Der Sammelband versucht anhand seiner Gliederungseinheiten – über die Diskussion von Untersuchungskonzepten, mittels exemplarischer Vergleiche, mit dem Blick auf verhinderte Transfers und anhand der Fokussierung auf Akteure und Netzwerke – Richtungsakzente für die weitere Forschungsarbeit setzen. Das besondere Potential des vergleichenden Kulturtransferthemas ist dabei bereits offensichtlich: Die europäischen Geschichtswissenschaften sind seit geraumer Zeit mit der Frage befasst, wie das Konzept einer europäischen Geschichte auszusehen hätte. Sie bekräftigen dann, dass sie nicht nach einem neuen „Europeanism“ suchen, der ohne Not Sinnstiftungen leistet oder historische Legitimierungen erfindet, sondern dass alternative Erzählformen und -strukturen gefunden werden müssten. Mit dem Konzept einer europäischen Geschichte als Geschichte des europäischen Vergleichs transatlantischer Transfers wird also auch ein Hauptnarrativ für eine transnationale Historiographie in europäischem Maßstab vorgeschlagen.

Wenn Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert als eine vergleichende Transfergeschichte „across the Atlantic“ erzählt werden soll, stehen konzeptionelle Folgeprobleme an. Zum einen wäre eine zu enge Fixierung auf den Austausch mit Amerika unangebracht, da sie die binneneuropäischen Austauschprozesse zu marginalisiert drohte, die etwa im Zusammenhang mit der fortschreitenden europäischen Integration parallel statt-

gefunden und nicht selten der transatlantischen Konstellation wiederum eine ganz eigene Dynamik und Logik verliehen haben. Von dieser Warte aus spräche in der Tat vieles dafür, gerade den europäischen Transfervergleich bevorzugt unter die Begriffsüberschrift der „Westernisierung“ zu stellen und damit die binneneuropäische Interaktion zentral miteinzubeziehen. Ebenso ist zu berücksichtigen, das gerade nach 1945 in Form der „Sowjetisierung“⁷⁰ insbesondere für einen Teil der deutschen Gesellschaft im abgeteilten ostdeutschen Staat ein konkurrierender, allerdings vermutlich ungleich stärker vermachteter Transferprozess überlagernd hinzuge treten ist.

Es scheint aber nicht abwegig, eine vergleichende Transfergeschichte anzuvisionieren, die dergleichen Justierungen vornimmt und nicht mit „Kulturimperialismus“-Thesen oder einer „Kolonisierungs“-Metapher verfrüht vermeintliche Kausalitäten unterstellt.⁷¹ Sie muss sensibel genug sein, zum einen Kontaktsituationen und -konstellationen auf die aktive Mitwirkung und auf die spezifischen Interessen aller am Austausch Beteiligten hin zu prüfen und zum anderen die Intensität, Reichweite und das relative Gewicht des jeweiligen Transferprozesses im Geflecht paralleler Einflüsse abzuwägen. In der Tat scheint gerade eine vergleichende Transfergeschichte allen Anlass zu haben, auf die Vorzüge einer kritischen „thick description“ zurückzukommen, um die oft eher assoziativen als hinreichend überprüften Hypothesen zur Aneignung verschiedenartigster „Amerikanismen“ in Europa⁷² dem Härtesten der Empirie auszusetzen.

So gewendet hat die jüngste historische Transferforschung gerade wichtige Argumente in die aktuellen Diskurse um *Entangled History*,⁷³ His-

⁷⁰ Vgl. Jaraus/Siegrist, Amerikanisierung und Sowjetisierung (Anm. 12).

⁷¹ Vgl. R. Kroes, American Empire and Cultural Imperialism, in: Th. Bender (Hrsg.), Rethinking American History in a Global Age, Berkeley/Los Angeles, Calif. 2002, S. 295-314; A. M. Schlesinger Jr., The Cycles of American History, New York 1999, S. 156; C.-J. Bertrand, American Cultural Imperialism: A Myth?, in: American Studies International 25 (1987), S. 46-58. Für eine Gegenthese vgl. z. B. G. Lipovetsky, The Empire of Fashion. Dressing Modern Democracy, Princeton 1994. Für einen differenzierten Begriffsgebrauch vgl. J. Tomlinson, Cultural imperialism. A critical introduction, Baltimore 1991.

⁷² Besonders unergiebig sind daher Beiträge wie G. Asselin/R. Mastron, Au Contraire! Figuring Out the French, Yarmouth, London 2001 oder P. Baudry, Français & Américains. L'autre rive, Paris 2003. Auf den immensen Präzisionsbedarf verweist besonders nachdrücklich auch M. Debouzo, Does Mickey Mouse threaten French Culture? The French Debate about EuroDisneyland, in: Ramet/Črnković, Kazaaam (Anm. 50), S. 15-36, hier S. 30-31.

⁷³ Vgl. W. Lepenies (Hrsg.), Entangled Histories and Negotiated Universals. Centers and Peripheries in a Changing World, Frankfurt a. M./New York 2003.

*toire croisée*⁷⁴ oder *Transnationalen Geschichte*⁷⁵ eingespeist, die sich ihrerseits mit der Analyse inter- und transkultureller Beziehungskonstellationen beschäftigen. Bei aller Unterschiedlichkeit der Akzente, die diese Ansätze – durchaus auch in kritischer Abgrenzung voneinander – beim Blick auf ihren Gegenstand legen, votieren sie allesamt für eine historische Analyse, die besonders auf Prozesse der Fluidität und *métissage* sozialer Gruppen jenseits permanent fixer Raumbezüge achtet.⁷⁶ Ebenso besteht in allen Untersuchungsperspektiven ein verstärktes Interesse an den Konjunkturen transnationaler Relationen, an Zustandekommen, Entwicklung und Krise wechselseitiger Beziehungsgeflechte und den multilateralen Räumen, in denen sie vermittelt werden. Zuletzt teilt eine historisch vergleichende Transferforschung, wie sie hier für den transatlantischen Radius thematisiert wird, mit ähnlich orientierten historiographischen Perspektiven deren (notwendige) konzeptionelle Unabgeschlossenheit, so dass die Konzeptangebote kompetitiv nebeneinanderstehen, bis mehr empirische Studien vorliegen, die schließlich erst die spezifischen Eignungen einzelner Konzepte für bestimmte Fragestellungen und Gegenstände plausibel machen könnten.⁷⁷

Von der Vorstellung autochtoner (amerikanischer, europäischer etc.) Separatkulturen hat man sich jedenfalls im einen wie im anderen Fall schon lange verabschiedet.⁷⁸ Stattdessen wird aus der Transferperspektive

⁷⁴ Vgl. M. Werner/B. Zimmermann, Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der *Histoire croisée* und die Herausforderung des Transnationalen, in: GuG 28 (2002), S. 607-636 sowie dies. (Hrsg.), *De la comparaison à l'histoire croisée*, Paris 2004.

⁷⁵ Vgl. u.v.a. K.K. Patel, Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte, in: ZfG 52,7 (2004), S. 626-645 sowie die Artikelserie des online-Forums geschichte.transnational, URL: <http://geschichte-transnational.clio-online.net>.

⁷⁶ Vgl. M. Middell, Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis, in: *Comparativ* 10 (2000), S. 7-41; J. Paulmann, Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in: *HZ* 267 (1998), S. 649-85; zuletzt W. Schmale/M. Steer (Hrsg.), *Kulturtransfer in der jüdischen Geschichte*, Frankfurt a. M./New York 2006.

⁷⁷ Die Valenz der oben genannten Begrifflichkeiten (zwischen Paradigma, Methode oder Perspektive) ist nach wie vor Teil der Diskussion. Vgl. H. Kaelble, *Die Debatte über Vergleich und Transfer und was jetzt?*, (URL: Anm. 75); H. Siegrist, *Comparative History of Cultures and Societies. From Cross-societal Analysis to the Study of Intercultural Interdependencies*, in: *Comparative Education* 42,3 (2006), S. 377-404.

⁷⁸ So allerdings tendenziell Lüsebrink, *Kulturtransfer* (Anm. 45), S. 215. Vgl. kritisch dazu besonders C. Eisenberg, *Kulturtransfer als historischer Prozeß. Ein Beitrag zur Komparatistik*, in: H. Kaelble/J. Schriever (Hrsg.), *Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften*,

besonders beachtet, dass heterogene Hybridkulturen aufeinandertreffen, die in einem historisch langwierigen Prozess permanenten Austauschs längst wechselseitige Akkulturationen durchlaufen haben. Die Transfergeschichte wird also häufig Ideen, Objekte oder Mittler zu betrachten haben, die nicht ausschließlich national zugeordnet werden können, sondern immer auch einem transnationalen Bereich zugehören. Unter diesen Bedingungen bedeuten Bezeichnungen wie „amerikanische“ oder „französische Kultur“ kaum mehr als eine Kultur innerhalb bestimmter, etwa amerikanischer oder französischer Staatsgrenzen, die ihrerseits längst aus vielfachen, darunter auch nicht genuin eigennationalen „Entlehnungen und Bearbeitungen“ zusammengesetzt ist.⁷⁹ Die Frage nationaler Zurechenbarkeit spielt auch deshalb eine prekäre Rolle für die transatlantische Transfergeschichte, weil dauernd zu prüfen bleibt, ob Konnotation wie etwa die der „consumer society“ überhaupt zurecht auf die USA zielen oder nicht doch viel eher einem umfassenden Globalisierungsprozess zuzuordnen wären, an dem auch die Vereinigten Staaten nur neben anderen Kulturkreisen einen freilich dominanten Anteil haben.

Aus der Summe von Eingrenzungen und ausgesparten Fragestellungen und im Licht der zuletzt angestellten Überlegungen ergeben sich so zugleich zahlreiche Orientierungspunkte für die weitere vergleichende Transferforschung. Der Sammelband möchte mit einer breitgefächerten Palette von thematischen und analytischen, teils eher skizzenhaften und teils einlässlicheren Beiträgen solche konzeptionellen Überlegungen über ein Forschungsprogramm für den europäischen Vergleich transatlantischer Kulturkontakte auf die Tagesordnung bringen. Denn der historisch vergleichenden Transferforschung wird eine thematisch und disziplinär möglichst offene Sichtung verfügbarer Zugänge vorausgehen müssen.

Frankfurt a.M. 2003, S. 399-418 und J. Osterhammel, Transferanalyse und Vergleich im Fernverhältnis, in: ebd., S. 439-467 sowie Maase, 'Amerikanisierung' (Anm. 16), u. a. S. 232-233.

⁷⁹ Vgl. pointiert Maase, 'Amerikanisierung' (Anm. 16), S. 229-231.

Richard Pells

From modernism to the movies: The globalization of american culture in the 20th century

In the immediate aftermath of the attacks on the World Trade Center and the Pentagon, there was – as we all know – an outpouring of sympathy in Europe and elsewhere for the United States. But since the beginning of 2002, this international affection has been replaced by resentment at America's political "arrogance," its overwhelming economic and military power, and the Bush administration's apparent "unilateralist" foreign policy.

Americans like to think that "they" hate "us" because of who we are, rather than what we do. Yet neither formulation may explain the resurgence of global anti-Americanism. Dislike for the United States stems also from what foreigners consider America's cultural "hegemony." America's mass culture, in particular, inspires ambivalence, anger, and sometimes violent reactions, not just in the Middle East but all over the world.

There is no doubt that America often seems to be the elephant in everyone's living room. But the discomfort with America's cultural dominance is not new. In 1901, the British writer William Stead published a book called, ominously, *The Americanization of the World*. The title captured a set of apprehensions – about the disappearance of national languages and traditions, the decline of intellectual and artistic standards, and the obliteration of a country's unique "identity" under the weight of American habits and states of mind – that persists until today.

When people in other countries worried in the past, as they do in the present, about the international impact of American culture, they were not thinking of America's literature, painting, or ballet. "Americanization" has always meant the worldwide invasion of American movies, jazz, rock and roll, mass circulation magazines, best-selling books, advertising, comic strips, theme parks, shopping malls, fast food, television programs, and now the Internet. This is, in the eyes of many foreigners, a culture created not for patricians but for the common folk. Indeed, it inspired a revolution in the way we conceive of culture.

More recently, globalization has become the main enemy for academics, journalists, and political activists who loathe what they see as the trend toward cultural uniformity. Still, they typically regard global

culture and American culture as synonymous. And they continue to insist that Hollywood, McDonald's, and Disneyland are eradicating regional and local eccentricities – disseminating images and subliminal messages so beguiling as to drown out the competing voices in other lands.

Despite these allegations, the cultural relationship between the United States and the world over the past 100 years has never been one-sided. On the contrary, the United States was, and continues to be, as much a consumer of foreign intellectual and artistic influences as it has been a shaper of the world's entertainment and tastes. What I want to emphasize, therefore, is how *reciprocal* America's cultural connections with other countries really are.

That is not an argument with which many foreigners (or even many Americans) would readily agree. The clichés about American's cultural "imperialism" make it difficult for most people to recognize that modern global culture is hardly a monolithic entity foisted on the world by the American media. Neither is it easy for critics of Microsoft or AOL Time Warner to acknowledge that the conception of a harmonious and distinctively American culture – encircling the globe, implanting its values in foreign minds – has always been a myth.

Nevertheless, the United States has been a recipient as much as an exporter of global culture. Indeed, immigrants from Europe, Asia, Latin America, and increasingly the Middle East, as well as African-Americans and the thousands of refugee scholars and artists who fled Hitler in the 1930s, have played a crucial role in the development of American science, literature, movies, music, painting, architecture, fashion, and food.

It is precisely these foreign influences that have made America's culture so popular for so long in so many places. American culture spread throughout the world because it has habitually drawn on foreign styles and ideas. Americans have then reassembled and repackaged the cultural products they received from abroad, and retransmitted them to the rest of the planet. In effect, Americans have specialized in selling the fantasies and folklore of other people back to them. This is why a global mass culture has come to be identified, however simplistically, with the United States.

There are other reasons, of course, for the international popularity of American culture. Certainly, the ability of America's media conglomerates to control the production and distribution of their products has been a major stimulus for the worldwide spread of American entertainment.

Moreover, the emergence of English as a global language has been essential to the acceptance of American culture. One billion people on the planet, at the beginning of the 21st century, speak some form of English. People who have learned English as a foreign language now outnumber those who are native speakers.

Yet more significant than its diffusion around the world is the effectiveness of English (unlike German, Russian, Chinese, or even French and Italian) as a language of mass communications. Its simpler structure and grammar along with its tendency to use shorter, less abstract words and more concise sentences are all advantageous for the composers of song lyrics, ad slogans, cartoon captions, newspaper headlines, and movie and TV dialogue. English is thus a language exceptionally well-suited to the demands of American mass culture.

Another factor contributing to the globalization of American culture is the size of the American audience. From the 1920s on, America's artists and entertainers have benefited from a huge domestic market. This market has provided an economic cushion for the producers of American mass culture, a cushion unavailable in many other countries. The possibility that American filmmakers and television executives could retrieve most of their production costs and make a profit within the borders of the United States in turn encouraged them to spend more money on stars, sets, special effects, location-shooting, and merchandising – the very ingredients that attract international audiences as well.

But the power of American capitalism, the worldwide familiarity with English, and the economic advantages of a large home market do not by themselves account for America's cultural ascendancy. American entertainment has always been more cosmopolitan than "imperialistic." It is this cosmopolitanism that helped make America's mass culture a global phenomenon.

In short, the familiar artifacts of American culture may not be all that "American." Americans, after all, did not invent fast food, amusement parks, or the movies. Before the Big Mac, there were fish-and-chips, worst stands, and pizzas. Before Disneyland there was Copenhagen's Tivoli Gardens (which Walt Disney used as a prototype for his first theme park in Anaheim, a model later re-exported to Tokyo and Paris).

Nor can the roots of American popular culture be traced only to native entertainers like P.T. Barnum or Buffalo Bill. Its origins lay as well in the European modernist assault, in the opening years of the 20th century, on 19th-century literature, music, painting, and architecture – particularly in the modernists' refusal to honor the traditional boundaries between high and low culture. Modernism in the arts was improvisa-

tional, eclectic, and irreverent. These traits have also been characteristic of, but not peculiar to, mass culture.

The hallmark of 19th-century culture was its insistence on defending the purity of literature, classical music, and representational painting against the intrusions of folklore and popular amusements. No one confused Tolstoy with dime novels, opera with Wild West Shows, the Louvre with Coney Island. High culture was supposed to be educational, contemplative and uplifting – a way of preserving the best in human “civilization.”

These beliefs didn't mean that a Dickens never indulged in melodrama or that Brahms disdained the use of popular songs. Nor did Chinese or Japanese authors and painters refuse to draw on oral or folkloric traditions. But the 19th-century barriers between high and low culture were resolutely, if imperfectly, maintained.

The artists of the early 20th century shattered what seemed to them the artificial demarcation between different cultural forms. They also questioned the notion that culture was primarily a means of intellectual or moral improvement. They did so by valuing style and craftsmanship over philosophy, religion, or ideology. Hence, they deliberately called attention to language in their novels, to optics in their paintings, to the materials in and function of their architecture, to the structure of music instead of its melodies.

And they wanted to shock their audiences. Which they succeeded in doing. Modern painting and literature – with its emphasis on visually distorted nudes, overt sexuality, and meditations on violence – was attacked for being degrading and obscene, and for appealing to the baser instincts of humanity in much the same way that critics would later denounce the vulgarity of popular culture.

Although modernism assaulted the conventions of 19th century high culture in Europe and Asia, it inadvertently accelerated the growth of mass culture in the United States. Indeed, Americans were already receptive to the blurring of cultural boundaries. In the 19th century, symphony orchestras in the United States often included band music in their programs, while opera singers were asked to perform both Mozart and Stephen Foster,

So, for Americans in the 20th century, Surrealism, with its dreamlike associations, easily lent itself to the wordplay and psychological symbolism of advertising, cartoons, and theme parks. Dadaism ridiculed the snobbery of elite cultural institutions, and reinforced instead an already-existing appetite (especially among the immigrant audiences in America) for “low-class,” disreputable, movies and vaudeville shows. Stra-

vinisky's experiments with atonal (and thus unconventional and unmelodic) music validated the rhythmic innovations of jazz. Writers like Ernest Hemingway and John Dos Passos, detesting the rhetorical embellishments of 19th-century prose and fascinated by the stylistic innovations of Joyce and Proust (among other European masters), invented a terse and hard-boiled language, devoted to reproducing as authentically as possible the elemental qualities of personal experience. This laconic style became a model for modern journalism, detective fiction, and movie dialogue.

All of these trends provided the foundations for a genuinely new culture. But the new culture turned out to be neither modernist nor European. Instead, America transformed what was still an avant-garde and somewhat parochial project, appealing largely to the young and the rebellious in Western society, into a global enterprise.

This cultural metamorphosis is striking in literature. Hemingway, Dos Passos, and William Faulkner may have been captivated in the 1920s by European modernism. But the raw power of their prose and their ability to dramatize the sensation of living in a world of absurdity in turn became enormously popular with Italian novelists and literary critics in the 1930s who were disgusted with Mussolini's bombast, and with writers like Jean-Paul Sartre and Albert Camus after World War II who wanted to puncture the bourgeois stuffiness of French life. Thus, American literature, initially molded by European ideas, became a template for world literature in the second half of the 20th century.

The propensity of Americans to borrow and alter modernist ideas, and transform them into a global culture, is even more visible in the commercial uses of modern architecture. The European Bauhaus movement – intended in the 1920s as a socialist experiment in working-class housing – eventually provided the theories and techniques for the construction of commercial skyscrapers and vacation homes in the United States. But the same architectural ideas were then sent back to Europe after World War II as a model for the reconstruction of bombed-out cities like Rotterdam, Cologne, and Frankfurt. Thus, the United States converted what had once been a distinctive, if localized, rebellion by Dutch and German architects into a generic “international style.” Similarly, the American abstract expressionists of the 1940s were heavily influenced by European refugee painters, sculptors, and art dealers, yet their work became – at least for a time – the world's most dominant form of art.

But it is in popular culture that America's embrace and reshaping of foreign influences can best be seen. The American audience is not only

large; because of the influx of immigrants and refugees, it is also international in its complexion. The heterogeneity of America's population – its regional, ethnic, religious, and racial diversity – forced the media, from the early years of the 20th century, to experiment with messages, images, and story lines that had a broad multicultural appeal. The Hollywood studios, the mass-circulation magazines, and the television networks had to learn how to speak to a variety of groups and classes at home. This has given them the techniques to captivate an equally diverse audience abroad. The American domestic market has, in essence, been a laboratory, a place to develop cultural products that could then be adapted to the world market.

One important way that the American media succeeded in transcending internal social divisions, national borders, and language barriers was by mixing up cultural styles. American musicians and composers have followed the example of modernist artists like Picasso and Braque by intermingling elements from high and low culture, combining the sacred and the profane. Aaron Copland, George Gershwin, and Leonard Bernstein incorporated folk melodies, religious hymns, blues and gospel songs, and jazz into their symphonies, concertos, operas, and ballets. Bernstein's *West Side Story*, for instance, transformed Shakespeare's *Romeo and Juliet* into a saga of juvenile gang warfare on the streets of New York, just as Alan Jay Lerner and Frederick Loewe converted Shaw's *Pygmalion* into *My Fair Lady* – perhaps the most commercially successful, and certainly the wittiest, of all American musical comedies. Even an art as quintessentially American as jazz evolved during the 20th century into an amalgam of African, Caribbean, Latin American, and modernist European music. It is this blending of forms in America's mass culture that has enhanced its appeal to multi-ethnic domestic and international audiences by reflecting their varied experiences and tastes.

Nowhere are these foreign influences more unmistakable than in the American movie industry. If movies have been the most important source both of art and entertainment in the 20th century, then Hollywood – for better or worse – became the cultural capital of the modern world. But it was never an exclusively American capital. Like past cultural centers – Florence, Paris, Vienna, Berlin – Hollywood has functioned as an international community, built by immigrant entrepreneurs, and drawing on the talents of actors, directors, writers, cinematographers, editors, costume and set designers, from all over the world. The first American movie star, after all, was Charlie Chaplin, whose comic skills were honed in British music halls.

Moreover, during much of the 20th century, American movie-makers thought of themselves as acolytes, entranced by the superior works of foreign directors. In the 1920s, few American directors could gain admittance to a European pantheon that included Sergei Eisenstein, F.W. Murnau, G.W. Papst, Fritz Lang, and Carl Dreyer. The postwar years, from the 1940s to the mid-1960s, were once again a golden age of filmmaking in Britain, Sweden, France, Italy, Japan, and India. An extraordinary generation of foreign directors – Ingmar Bergman, Federico Fellini, Michelangelo Antonioni, François Truffaut, Jean-Luc Godard, Akira Kurosawa, and Satyajit Ray – became the world's most celebrated *auteurs*.

Of course, the French directors learned much of their craft by watching and analyzing Hollywood Westerns and gangster movies, copying the American tough-guy style in films like Godard's *Breathless* and Truffaut's *Shoot the Piano Player*. Nevertheless, it is one of the paradoxes of the postwar European and Asian cinema that its greatest success was in spawning American imitations – another example of how these cultural transmissions and influences resemble a hall of mirrors.

After the release in 1967 of *Bonnie and Clyde* (originally to have been directed by Truffaut or Godard), the newest geniuses – Francis Ford Coppola, Martin Scorsese, Robert Altman, Steven Spielberg, Woody Allen – were American. The Americans may have owed their improvisational methods and autobiographical preoccupations largely to Italian neo-Realism and the French News Wave. But who in any country needed to see another *La Dolce Vita* when you could now enjoy *Nashville*? Why try to decipher *Jules and Jim* or *L'Avventura* when you could savor *Annie Hall* or *The Godfather*? Wasn't it conceivable that *The Seven Samurai* might not be as powerful or as disturbing a movie as *The Wild Bunch*?

It turned out that foreign filmmakers had been too influential for their own good. The Americans used the techniques they absorbed from the European and Asian *auteurs* to revolutionize the American cinema, so that after 1960s and 1970s it became harder for any other continent's film industry to match the worldwide popularity of American movies.

Still, American directors in every era have emulated foreign artists and filmmakers by paying close attention to the formal qualities of a movie, and to the need to tell a story visually. Early 20th-century European painters wanted their viewers to recognize that they were looking at lines and color on a canvass rather than at a reproduction of the natural world. Similarly, many American films – from the multiple narrators in *Citizen Kane*, to the split screen portrait of how two lovers imagine

their relationship in *Annie Hall*, to the flashbacks and flash-forwards in *Pulp Fiction*, to the roses blooming from the navel of Kevin Spacey's fantasy dream girl in *American Beauty* – deliberately remind the audience that it is watching a carefully-crafted, highly stylized movie, not a play or a photographed version of reality. Thus, American filmmakers (in the movies as well as on MTV) have been willing to use the most sophisticated techniques of editing and camera work, much of it inspired by foreign directors, to create a modernist collage of images that captures the speed and seductiveness of life in the contemporary world.

Hollywood's addiction to modernist *visual* pyrotechnics is particularly evident in the *nonverbal* style of many of its contemporary performers. The tendency to mumble was not always in vogue. In the 1930s and 1940s, the sound and meaning of words were important not only in movies but also on records and the radio. Even though some homegrown stars, like John Wayne and Gary Cooper, were famously terse, audiences could at least hear and understand what they were saying. But the centrality of language in the films of the 1930s led more often to a dependence in Hollywood on British actors (like Cary Grant) or on Americans who sounded vaguely British (like Katharine Hepburn and Bette Davis). It is illustrative of how important foreign (especially British) talent was to Hollywood that the two most famous Southern belles in American fiction and drama – Scarlett O'Hara and Blanche DuBois – were both played in the movies by Vivien Leigh.

Indeed, foreign voices of all types were in great demand. This is, in part, why Marlene Dietrich and Greta Garbo were such charismatic stars in the 1930s. And why – in one of the most famous Hollywood films, *Casablanca* – every actor except for Humphrey Bogart and Dooley Wilson (who played Sam the piano player) was an émigré or a refugee from Europe, including the Hungarian director Michael Curtiz.

But the verbal eloquence of pre-World War II acting, in the movies and the theater, disappeared after 1945. After Marlon Brando's revolutionary performance in *A Streetcar Named Desire*, on stage in 1947 and on screen in 1951, the model of American acting became a brooding, almost inarticulate, introspectiveness that one doesn't find in the glib and clever heroes or heroines of the screwball comedies and gangster films of the 1930s.

Brando was trained in the Method, an acting technique originally developed in Stanislavsky's Moscow Art theater in pre-revolutionary Russia, and then imported to New York by the members of the Group Theater during the 1930s. Where British actors, trained in Shakespeare, were taught to subordinate their personalities to the role as written, the

Method encouraged actors to improvise, to summon up childhood memories, and to explore their innermost feelings, often at the expense of what a playwright or screenwriter intended. Norman Mailer once said that Brando, in his pauses and his gazes into the middle distance, always seemed to be searching for a better line than the one the writer had composed. In effect, what Brando did, in the movies even more than on Broadway, was to lead a revolt – carried on by his successors and imitators, from James Dean to Warren Beatty to Robert De Niro – against the British school of acting with its reverence for the script and the written (and spoken) word.

Thus, since World War II, the emotional power of American acting lay more in what was not said, in the unearthing of passions that could not be communicated in words. The Method actor's reliance on physical mannerisms and even on silence in interpreting a role has been especially appropriate for a cinema that puts a premium on the inexpressible. Indeed, the influence of the Method, not only in the United States but also abroad (where it was reflected in the acting styles of Jean-Paul Belmondo and Marcello Mastroianni), is a classic example of how a foreign idea, originally intended for the stage, was adapted in postwar America to the movies, and then conveyed to the rest of the world as a paradigm for both cinematic and social behavior. More important, the Method's disregard for language permitted global audiences – even those not well-versed in English – to understand and appreciate what they were watching in American films.

Just as American filmmakers borrowed modernist ideas and practices, and relied heavily on foreign talent, the notorious commercialism of Hollywood movies and of American popular culture in general is hardly peculiar to the United States. Picasso cared as much about the prices for his paintings, and Brecht about the number of people who came to his plays, as Louis B. Mayer did about the box office receipts for his movies and Walt Disney about the ratings of his television show or the profits at his theme parks.

On both sides of the Atlantic and Pacific, however, the hunger for a hit and the fear of commercial failure – and the effort therefore to establish an emotional connection with and enthrall an audience – have occasionally resulted in works that are original and provocative. No matter where they came from, the greatest directors – Charlie Chaplin, Orson Welles, Alfred Hitchcock, John Ford, Howard Hawks, Federico Fellini, François Truffaut, Francis Ford Coppola, Martin Scorsese, Steven Spielberg – have always recognized the intimate connection between art and entertainment. To quote Woody Allen, the American filmmaker who is

who is supposed to have the most pronounced “European” sensibility: “The audience has a right, when they sit down, to be entertained. No matter how intelligent your message, no matter smart or wonderful [or] progressive your ideas are, if they are not entertaining they should not be in a movie.”

In these instances, the requirements of the market and the urge to entertain have both served as stimulants for art. Hence, there may be no inherent contradiction between commerce and culture either in America or abroad. On the contrary, for the creators of high and mass culture alike, the relationship has often been symbiotic.

Finally, American culture has imitated not only the modernists’ visual flamboyance, but also their emphasis on personal expression rather than on the delivery of social messages. The psychological, as opposed to political, preoccupations of America’s mass culture may have accounted, more than any other factor, for the worldwide popularity of American entertainment. American movies, in particular, have customarily focused on human relationships and private feelings, not on the problems of a particular time and place. They tell tales about romance, intrigue, success, failure, moral conflicts, and survival. The most memorable movies of the 1930s (with the exception of *The Grapes of Wrath*) were comedies and musicals about mismatched people falling in love, not socially conscious films dealing with the issues of poverty and unemployment. Similarly, the finest movies about World War II (*Casablanca*) or the Vietnam War (*The Deer Hunter*) linger in the mind long after these conflicts have ended because they explored their characters’ deepest emotions instead of dwelling on headline events.

Such intensely personal dilemmas are what people everywhere wrestle with. So Europeans, Asians, and Latin Americans flocked to *Titanic* (as they once did to *Gone With the Wind*) not because these films celebrated “American” values, but because audiences – no matter where they lived – could see some part of their own lives reflected in the stories of love and loss.

America’s mass culture has often been witless, crude, and intrusive, as its critics – from American academics like Benjamin Barber to German directors like Wim Wenders – have always complained. In their eyes, American culture is “colonizing” everyone’s subconscious, reducing us all to passive residents of “McWorld.”

But American culture has never felt all that foreign to foreigners, not even in the Middle East. Just the opposite, at its best it has transformed what it received from others into a culture everyone everywhere could comprehend and embrace (if they did not always love), a culture that is

– at least some of the time – both emotionally and artistically compelling for millions of people throughout the world.

So, despite the current hostility to America's policies and values – not only in the Middle East but in Europe and Latin America as well – it is important to recognize how familiar much of American culture seems to people abroad. In the end, America's mass culture has not transformed the world into a replica of the United States. Instead, the ethnic and racial pluralism of American society, together with its dependence on foreign cultural influences, has made the United States a replica of the world.

If Americans have mostly adopted and reshaped the artistic traditions of Europeans and others, if the cultural relationship between America and the rest of the world has not been as one-sided as foreigners usually insist, and if global entertainment is in fact an artistic and intellectual smorgasbord, are people outside the United States really losing respect for their native cultures?

There is no doubt that America's culture is visible everywhere. But the ubiquitous presence of Coca-Cola billboards and fast-food chains is only a superficial sign of America's global influence. None of this has affected how people actually live, shop, eat, think about the role of their governments, use their cities, or entertain themselves in neighborhood cafés or in the privacy of their homes.

In reality, the effect of America's culture and consumer goods has been more negligible than intellectuals, politicians, and parents worried about the malleability of their Nike-clad children are willing to admit. Eating a Big Mac, lining up for the newest Hollywood blockbuster, or going to Disneyland in Paris or Tokyo doesn't automatically mean that one has become either "Americanized" or a compliant inhabitant of the global village. The purchase of a Chicago Bulls T-shirt by a Brazilian adolescent or the decision of a German family to have dinner at the nearby Pizza Hut does not necessarily signify an embrace of the American or the global way of life. Sometimes, to paraphrase Freud, a hamburger is just a hamburger, not an instrument of cultural or ideological seduction. And neither the movies nor the Internet compel people to wear the same clothes, listen to the same music, idolize the same screen heroes, speak the same language, or think the same thoughts.

Nor are audiences – either adolescent or adult – a collection of zombies, spellbound by the images transmitted by the global media. Intellectuals often overestimate the power of mass culture to manipulate the masses. People in America and abroad are affected not just by the media but by their genes, their childhoods, their parents, their spouses and

friends, by their experiences at work and their problems at home. These varied influences enable people to resist or at least reinterpret the media's messages rather than silently submit. Hence, far from being docile, audiences have adapted global culture to their own tastes and traditions.

Still, the critics of globalization presume that unwary audiences, regardless of their dissimilar social backgrounds and life histories, will react to movies, television programs, and music in the same way. But given the volatility of the market and the shifting preferences of the audience, the American media has prospered by remaining competitive and eclectic, offering a multiplicity of icons and viewpoints that have different meanings for different groups at different times in different countries.

Dallas, for example, was the most popular television show in the world during the 1980s. But studies of audience reactions to the program demonstrated that people in Holland interpreted the melodramatic lives of the Ewings very differently than audiences in Israel – or in America. These divergent interpretations were shaped almost entirely by the distinctive cultural assumptions and expectations of viewers in disparate parts of the world. Such dissimilar responses to the same television soap opera suggest that global entertainment has produced not a homogenous or a monocultural world, but a reinforcement of cultural diversity.

If anything, the globalization of mass communications sometimes leads not to cultural uniformity but to cultural fragmentation. The shared cultural experience that came from watching one or two television channels, or seeing movies with hundreds of others in a movie theater, has given way to multiple choices among hundreds of TV programs broadcast on satellite and cable stations, to family decisions about when to watch a movie or a television program on their VCR's or DVD's, and to more and more time spent by individuals on computers and the Internet. With these devices, we may be connected to the world, but often in our own way and at our own time, according to our own specific desires.

English, for instance, may have spread throughout the world but it has not thereby become a universal language, understood in the same way by everyone everywhere. Instead, millions of non-native speakers add their own words and meanings, creating a hybrid language that is less a reflection of British or American culture than one rooted in local needs.

Moreover, the critics of the international media conglomerates may have misjudged the ability of national, regional, local and ethnic cultures to survive and even to flourish in an age of globalization. The growth of regionalism, for example, is reflected not only in the Islamic resistance

to and even hatred of “Western” values, but in the tendency of different countries to export their own culture to neighboring lands. Mexico and Brazil transmit their films and television soap operas to other countries in Latin America. Sweden remains the dominant culture in Scandinavia. Egyptian and Indian movies are popular in other parts of the Middle East and Central Asia. The Hong Kong film industry is a major force in the East Asian market. At the same time, Argentina can look to France, Brazil to Africa, Chile to Spain, Mexico to its indigenous Indian language and history, for cultural alternatives to the United States.

Australia is a classic example of these regional forces at work. Until 1945, the dominant “foreign” culture in Australia was British. Afterwards, American popular culture became increasingly influential. But in the last two decades, as Australia has developed closer economic ties with the countries of the Pacific rim, and admitted larger numbers of immigrants from Vietnam, China, and Japan, Australians have begun to see themselves increasingly as a multicultural society – part European, part British, part American, and part Asian. In fact, the Australian experience illustrates the degree to which global culture has been eclectic rather than homogeneous, a culture made up of elements from many different countries and continents.

Finally, the movie and television industries in other countries are starting once again to capture the attention of local audiences. German television viewers increasingly favor dramas and situation comedies made in Germany. In Poland, which was inundated with American movies after the collapse of the Communist regime in 1989, several locally-produced films have attracted more ticket buyers than did *Titanic* or *Star Wars: The Phantom Menace*.

Nonetheless, filmmakers in Europe and Asia have justifiably grumbled since the 1970s that they cannot get their works shown in the United States. For this, they blame Hollywood’s monopoly on distribution, and the alleged loathing of American audiences for movies that are subtitled or dubbed. Yet some foreign language films – particularly in the past decade – have been surprisingly successful and influential in the United States. These include Italian movies like *Cinema Paradiso*, *Il Postino*, and *Life is Beautiful*; *Run Lola Run* which is the most successful German film ever released in America; and *Crouching Tiger, Hidden Dragon*, which was the first foreign language film since Ingmar Bergman’s *Cries and Whispers* in 1973 to be nominated for an Oscar for best picture of the year. Meanwhile, box office receipts in the United States for French films (like *Amélie* and *Under the Sand*) reached \$30 million in 2001, compared with just \$6.8 million in 2000. The renewed popular-

ity and profitability of foreign films among general audiences in the United States should remind us that it has never been just college students and elite film critics who admire works that come from abroad.

None of these tendencies point to globalism's imminent demise. Instead, they raise a dilemma for millions of citizens in every country. How do we live in a global culture (whose elements are not exclusively American) while at the same time preserving our attachments to a neighborhood, a town, a region, or a nation?

One answer is that people in the future might have to maintain a dual set of allegiances – one to their local or national traditions and institutions, the other to an international culture. These multiple identities and divided loyalties can be paralyzing. And they can also lead, as we've been recently and tragically reminded, to a fanatical and totalitarian rejection of modernity.

Yet they may also be liberating because people can decide which cultural influences they allow at any moment into their lives. Given the innumerable and often competing cultural influences with which we all live daily, we have no choice except to choose.

In the end, neither foreigners nor Americans have been passive receptacles for Hollywood movies or MTV; we are all free to choose what to embrace and what to ignore. Recognizing this may enable people in the 21st century to live more comfortably in what is, for all the arguments about "Americanization" and the fears of "globalization," still a decidedly pluralistic world.

Rob Kroes

Views of the Good Life: America's Commercial Culture in Europe

I must have been twelve or thirteen, in the early fifties, when in my home town of Haarlem in the Netherlands I stood enthralled by a huge picture along the entire rear wall of a garage. As I remember it now, it was my first trance-like transportation into a world that was unlike anything I had known so far. I stood outside on the sidewalk looking in. Not surprisingly, given the fact that this garage sold American cars, the picture on the wall was of a 1950s American car shown in its full iconographic force as a carrier of dreams rather than as a mere means of transportation. Cars in general, let alone their gigantic American versions, were a distant dream to most Dutch people at the time. Yet what held my gaze was not so much the car as the image of a boy, younger than I was at the time, who came rushing from behind the car, his motion stopped, his contagious joy continuing. He wore sneakers, blue jeans rolled up at the ankles, a T-shirt. His hairdo was different than that of any of my friends, and so was his facial expression. Come to think of it, there must have been a ball. The boy's rush must have been like the exhilarating dash across a football field or a basketball court, surging ahead of others. The very body language, although frozen into a still picture, seemed to speak of a boisterous freedom. Everything about the boy radiated signals from a distant, but enticing world.

This may have been my first confrontation with a wide-screen display of the good life in America, of its energy, its exhilaration, its typical pursuits and satisfactions. As I now think back on the moment, I am aware that my distant exposure to America's dreamscape was not unlike an astronomer's, catching light emitted aeons ago by distant stars. Metaphorically speaking America was aeons away from Europe at the time, feverishly engaged as it was in the construction of the consumers' republic and the pursuit of happiness that it incited. Beholding a picture of America in a garage in Haarlem, I was exposed to a representation of life in America in a rare reflection of public imagery that in America had become ubiquitous. Nor was it all that recent there. Even at the depth of the Great Depression the National Association of Manufacturers (N.A.M.) in typical boosterism had pasted similar images across the nation, advertising "The American Way" in displays of happy families

riding in their cars. Much of the jarring dissonance between these public displays and the miseries of collective life in 1930s' America still applied to Europe in the early 1950s. Those were still lean years. In Harlem I stood beholding an image that had no visual referent in real life anywhere in Europe. Yet the image may have been equally seductive for Europeans as for Americans. Consumerism may have been a distant dream in postwar Europe, yet it was eagerly anticipated as Europeans were exposed to its American version, through advertising, photo-journalism, and Hollywood films.

Now, as images of America's culture of consumption began to fill Europe's public space, they exposed Europeans to views of the good life that Americans themselves were exposed to. To that extent they may have Americanized European dreams and longings. But isn't there also a way we might argue that Europe's exposure to American imagery may have worked to Europeanize Europe at the same time? There are several ways of going about answering this question. It has been said in jest that the only culture that Europeans had in common in the late twentieth century was American culture. Their exposure to forms of American mass culture transcended national borders in ways that no national varieties were ever able to rival. True, there was the occasional Italian or German hit song running up the charts in other European countries. There were still audiences across Europe for films made in one or another European country. There were the 1960s when England contributed to international youth culture, in areas such as music and fashion, often giving its own characteristic twist to American mass culture that had reached England in the years before. But the one continuing line throughout the latter half of the twentieth century was of an exposure of European publics to American mass culture.

The points of exposure were not necessarily only in public space. Much of the consumption of American mass culture took place in private settings when people watched television in their living rooms, or Hollywood movies in the quasi-private space of the darkened movie theater. American popular music reached them via the radio or on records and once again made for a formation of audiences assembling in private places, such as homes or dance clubs. This private, or peer-group, consumption of American mass culture does not mean that larger virtual audiences did not emerge across Europe. Far from it. Shared repertoires, shared tastes, and shared cultural memories had formed that would make for quick and easy cultural exchange across national borders among Europe's younger generations. They could more readily

compare notes on shared cultural preferences using American examples than varieties of mass culture produced in national settings.

Yet this is not what I intend to explore here. There is an area, properly called public space, outside private homes, outside gathering places for cultural consumption, that has served across Europe as a site of exposure to American mass culture. Much as it is true that forms of American mass culture, transmitted via the entertainment industry, travel under commercial auspices – are always economic commodities in addition to being cultural goods, to be sold before they are consumed – public space is the area where American mass culture most openly advertised itself, creating the demand if not the desire, for its consumption. In public space, including the press, we find the film posters advertising the latest Hollywood movies, or the dreamlike representations of an America where people smoke certain cigarettes, buy certain cars, cosmetics, clothes. They are literally advertisements, creating economic demand, while conveying imaginary Americas at the same time. They thus contributed to a European repertoire of an invented America, as a realm for reverie, filled with iconic heroes, setting standards of physical beauty, of taste, of proper behavior. If Europe to a certain extent became “other-directed,” much like America itself under the impact of its own commercial culture, Europe’s significant Other had become America, as commercially constructed through advertising.

If we may conceive of this re-direction of Europe’s gaze toward America as a sign of Europe’s Americanization, it means an appropriation of American standards and tastes in addition to whatever cultural habits were already in place to direct people’s individual quest for identity. Americanization is never a simple zero-sum game where people trade in their European clothes for every pair of blue jeans they acquire. It is more a matter of cultural syncretism, of an interweaving of bits of American culture into European cultural habits, where every borrowing of American cultural ingredients creatively changes their meaning and context. Certainly, Europe’s cultural landscape has changed, but never in ways that would lead visiting Americans to mistake Europe for a simple replica of their own culture.

My larger point, though, is to pursue a paradox. Henry James at one point astutely perceived: it is for Americans rather than Europeans to conceive of Europe as a whole, and to transcend Europe’s patterns of cultural particularism. He meant to conceive of it as one cultural canvass of a scale commensurate with that of America as one large continental culture. His aphoristic insight certainly highlights a recurring rationale in the way that Americans have approached Europe, whether they are

businessmen seeing Europe as one large market for their products, or post-World War II politicians pursuing a vision of European cooperation transcending Europe's divisive nationalisms. If we may rephrase James's remark as referring to an American inclination to project their mental scale of thought onto the map of Europe, that inclination in its own right may have had a cultural impact in Europe as an eye-opening revision of their mental compass, inspiring a literal re-vision.

Whatever the precise message, the fact that American advertising appeared across European countries exposed traveling Europeans to commercial communication proceeding across national borders, addressing Europeans wherever they lived. More specifically, though, there is a genre of advertising that precisely confronts Europeans with the fantasy image of America as one, open space. If all American advertising conjures up fantasy versions of life in America, the particular fantasy of America as unbounded space, free of the confining boundaries set by European cultures to dreams of individual freedom, may well have activated the dream of a Europe as wide and open as America. The particular genre of advertising I am thinking of finds its perfect illustration in the myth of Marlboro Country and the Marlboro Man. The idea of tying the image of this particular brand of cigarette to the mythical lure of the American West goes back to the early sixties and inspired an advertising iconography that has kept its appeal unto the present day (at least in those countries that have not banned cigarette advertising). Over time the photographic representation of the imaginary space of Marlboro Country expanded in size, filling Europe's public space with wide-screen images of Western landscapes, lit by a setting sun, with rock formations glowing in deep red color, with horses descending to their watering hole, and rugged-faced cowboys lighting up after the day's work had been done. This was a space for fantasy to roam, offering the transient escape into dreams of unbounded freedom, of being one's own free agent. It was hard not to see these images. They were often obtrusively placed, hanging over the crowds in railway stations, or adding gorgeous color to some of Europe's grey public squares. I remember one prominently placed to the left of the steps leading up to Budapest's great, grey Museum of Art. The show opened right there. One couldn't miss it.

The formula was widely imitated. Other cigarette brands came up with their own variations on the theme, using different iconography, showing young couples in leisure time pursuits, or showing a jetset life style that one might vicarously share for the time it took to smoke a cigarette. In post-Coldwar Poland a roadside poster showed a young

couple, radiating joy, its text inviting the audience “to have a taste of freedom.” The advertisement was for an American cigarette. But European cigarette makers as well adopted the approach, as in the French Gauloises campaign, using Parisian settings. The attractive, young males in the photographs have a casual informality about them, with jackets flung over their shoulders, or their feet up on the table of a roadside terrace, that are vaguely resonant of American styles of public behavior. The over-all impression is summarily captured in the advertisements’ affirmative statement: “La liberté, toujours.” Peter Stuyvesant cigarettes in the Netherlands used a more post-modern collage technique for conveying a similar message. They reduced the explicit markers of European dreams of America as open space, so central to the Marlboro approach, to mere echoes to trigger the same repertoire of fantasies. They showed young couples in the gathering places of an international leisure class, captioned in each case by the names of a hotel in Miami Beach, San Francisco, or other such places of rendez-vous. The central slogan, giving meaning to the jumble of text and visuals, reads: There are no borders. The advertising campaign was set up by a Dutch advertising agency as further testimony to the adoption by Europeans of American dreams and messages of unbounded space. The use of English in a campaign addressing a Dutch audience is increasingly common, and intended to give an international flavor to the message. Indeed, there are no borders.

In fact the commodified lure of open space has by now become so familiar that advertisers have begun to ironize their messages with an implied wink to an audience of initiates. One example of such an ironic twist is a commercial for an Italian travel agency, calling itself Marlboro Country Travels. Playing on the escapism of much modern tourism, where you have to lose yourself in the hope of finding yourself, it arranges travel to the United States while casting the destination in the image of Marlboro Country’s fictional space. A large color photograph, actually a montage, shows a 1950s gas pump, a nostalgic reminder of the romanticism of Route 66 (“Get your kicks on Route 66”), of Jack Kerouac’s *On the Road*, or the exhilaration of road movies. As a backdrop the photograph offers a view of the American West, with a little cloud of dust at its center trailing a diminutive SUV rolling off into the distance. The central slogan tells us: “Fa il vuoto.” (“Go for the void”). It plays on the standard request at gas stations “to fill’er up” (“Fa il pieno”). It beautifully captures the desire of modern travelers to empty themselves of their concerns and pre-occupations, to leave all their worries behind and take off into empty space.

A similar punning approach to advertising can be found all over Europe's public space nowadays. Freedom still is the central idea in these games, although it is given many ironic twists. There was a poster for Levi's 508 jeans, pasted all over the Netherlands in the mid-1990s.¹ The photograph showed a male torso, naked from the neck down to the pair of blue jeans. The iconography has a high degree of intertextuality, at least to an audience steeped in American mass culture. It is reminiscent of Bruce Springsteen's cover for his album "Born in the USA," or of Andy Warhol's cover design for the Rolling Stones album "Sticky Fingers." Again, the poster uses a collage technique, offering a jumble of visual and textual ingredients. Surprisingly, given that this was an advertisement designed by a Dutch agency, in the lower left-hand corner we see a variation on Roosevelt's famous four freedoms. The first two sound pretty Rooseveltian, evoking the Freedoms of Speech and Expression, followed by the Freedom of Choice (not among Roosevelt's four—some, and sitting ambivalently astride the freedom of choice of people seen either as political citizens or as individual consumers). In fourth place, following the words Levi's 508 in boldface, is the Freedom of Movement. Again there is the political ring, expressive of a political longing that many in Eastern Europe may have felt during the years of the Cold War. Yet a pun is intended. The freedom of movement in this context is meant to refer to the greater movement offered by the baggier cut of the 508, a point visually illustrated by the unmistakable bulge of a male member in full erection, touched casually at the tip by the right hand of its master.

The list of further examples is endless. Advertising across Europe's public space has assumed common forms of address, common routines, and common themes (with many variations). Originating in America, it has now been appropriated by European advertising agencies and may be put in the service of American as well as European products. That in itself is a sign of a transnational integration of Europe's public space. But as I suggested before, the point of many of the stories advertisements tell refers precisely to space, to openness, to a dreamscape transcending Europe's checkered map. An international commercial culture has laid itself across public space in Europe, using an international language, often literally in snippets of English, and instilling cravings and desires now shared internationally. Has all this gone on without voices of protest and resistance rising in these same public spaces?

¹ I would like to thank Kate Delaney for calling this poster to my attention one rainy night in Amsterdam.

In fact there are many instances of such contestation, turning Europe's public space into yet another showcase of liminal Europes. Right at the heart of Europe, in its public space, we can see battle lines running as so many indications of groups pitting themselves against *forces of globalization and its appropriation*. If appropriation, however playfully and creatively done, is a form of acceptance, we can see many signs of rejection at the same time. On a highway outside Warsaw I saw a poster for ladies' lingerie, using the familiar techniques of drawing the spectator's gaze. It used the female body, shown here from the back, in reference (if not deference) to international ideals of female beauty. If such pictures are apt to draw the male gaze, they do so indirectly, through the male gaze as internalized by women. This is what they would like to look like in the eyes of men. The poster further used the appeal of English. The brand of lingerie was called "Italian Fashion," throwing in the appeal of Italian fashion design for good measure. But evidently, such public display of the female body was not to everyone's taste in Poland. Someone had gotten out his or her spraycan to write the Polish word "Dosc" (meaning "enough" or "stop it") across the poster. If a he, he may have been a devout Catholic protesting against the desecration of public space, if a she, she may have been a feminist, objecting to the commodification of the female body. In another instance, in the Northern Italian city of Turin, my gaze was drawn to the base of an equestrian statue. On all four sides, another spraycan artist had left these public messages: McDonald bastardi, Boycotta McDonald, and more such. If the square had been turned into a liminal Europe, with Europeans putting up resistance at what they saw as foreign encroachments, it happened in a rather ironic, if not self-defeating way. If the point of the protest was to rise in defense of the European cultural heritage, it did not shrink from turning one emblem of that heritage, an equestrian statue, into a mere blackboard for messages of protest, desecrating what it meant to elevate.

In Europe's lasting encounter with American mass culture, many have been the voices expressing concern about its negative impact. Cultural guardians in Europe saw European standards of taste and cultural appreciation eroded by an American way with culture that aimed at a mass market, elevating the lowest common denominator of mass preferences to the main vector of cultural production. This history of cultural anti-Americanism in Europe has a long pedigree. In its earlier manifestations the critique of American mass culture was highly explicit and had to be. Many ominous trends of an evolving mass culture in Europe had to be shown to have originated in America, reaching Europe under clear

American agency. An intellectual repertoire of Americanism and Americanization evolved in a continuing attempt at cultural resistance against the lures of a culture of consumption. Never mind that such cultural forms might have come to Europe autonomously, even in the absence of an American model. America served to give a name and a face to forces of cultural change that would otherwise have been anonymous and seemingly beyond control.

Today this European repertoire is alive and kicking. Yet, ironically, as a repertoire that has become common currency to the point of being an intellectual stereotype rather than an informed opinion, America nowadays is often a subtext, unspoken in European forms of cultural resistance. A recent example may serve to illustrate this. A political poster for the Socialist Party in Salzburg, in the run-up to municipal elections in the city, shows us the determined face and the clenched fist of the party's candidate. He asked the voting public whether the younger generation would not be losers, and called on the electorate to "fight, fight, and fight." What for? "In order to avoid that young people would get fed up with the future." ("Damit unsere Jugend die Zukunft nicht satt wird.") In a visual pun, at the poster's dead center, the getting fed up is illustrated by the blurred image of a Hamburger flying by at high speed. Fast food indeed. The call for action is now clear. Austrians should try and fend off a future cast in an American vein. American culture is condensed into the single image of the Hamburger, as a culture centered on consumption rather than consummation. It is enough to trigger the larger repertoire of cultural anti-Americanism.

We may choose to see this poster as only a recent version of cultural guardianship that has always looked at the younger generation as a stalking horse, if not a Trojan horse, for American culture. In fact, historically, it has always been younger generations who, in rebellion against parental authority and cultural imposition, opted for the liberating potential of American mass culture. Yet interesting changes may have occurred in this pattern. Today young people as well, in their concern about forces of globalization, may target America as the central agency behind these global trends. They may smash the windows of a nearby McDonald's (and there is always a McDonald's nearby), they may deface equestrian statues in Turin, or may choose more creative and subtle forms of protest. Yet again America tends to be a mere subtext in their resistance against global cultural icons.

One more example may serve to illustrate this. I have a music video, a few years old, of a Basque group. The video, in its own right, is an act of cultural emancipation. The lyrics are in the Basque language and the

station broadcasting the video had all-Basque programming. This may suggest localism, if not cultural provincialism. Nothing would be farther from the truth. What we have here is a perfect example of "glocalisation", to use Roland Robertson's neologism.² The music used is ska, an ingredient of "world music" hailing from the Caribbean and popularized through the British music industry. The format of the music video itself is part of global musical entertainment. Yet the message is local. What the video shows is a confusing blend of the traditional and the modern. The opening shot is of a man using a scythe to cut grass. The camera moves up and shows a modern, international-style, office block. A mobile phone rings, and the grasscutter answers the call. More images show modern life. We see an old man talking into a microphone strapped to his head, as if he were talking to himself. We see a group of young men on a flatbed lorry moving through traffic. They are working out in tandem on treadmill machines, yet in complete isolation, like a transported glimpse of an American gym. Then the protagonists of the video appear, with a rickety van, getting ready to sell the local variety of Basque fast food, a sausage on a roll. The very smell breaks the isolation of people caught in the alienating life of modernity. They all flock to the sausage stand to get a taste of true Basqueness. They come to life, spurred by an alleged authenticity of traditional Basque life. The lyrics repeat the refrain: Down with Big Mac, Long live (follows the name of the Basque delicacy).

The claim made in this video is on behalf of the authenticity of regional cultures struggling to survive in a world threatened by the homogenizing forces of globalization. Yet the medium of communication testifies to the impact of precisely those forces as much as it protests against them. There is much irony in all this, but most important is the fact that what is shown as modernity truly revives a long repertoire of European cultural anti-Americanism. America *is* modernity and the long history of European resistance to America is truly a story of resisting the onslaught of modernity on Europe's checkered map of regional and/or national cultures.

To watch this ambiguous proclamation of a regional culture's superiority and authenticity is to be reminded again of the irony of life in today's many liminal Europes, literally at the *limes*, the edge, of Europe's cultural sway. As one visit to Bilbao, the industrial city in the Basque country, will make clear, the Basqueness of the place is, if anything, an imposed and unduly homogenized reading. Under the impact

² R. Robertson, "Globalisation or Glocalisation?" *The Journal of International Communication*, I, 1, 1994.

of industrialization Bilbao, like so many other industrial centers, has drawn its work force from a large hinterland, forgetful of the integrity of local culture. If capitalism, as Joseph Schumpeter reminded us long ago, is a force of creative destruction, Bilbao testifies to the truth of this statement. People from all over Spain have migrated there and lived there for several generations, giving the place a multi-cultural tone, and eroding Basqueness from within its own territory. Following years of decline, the city has now revived. In addition to restoring its heritage of a residential and industrial architecture redolent of its past prowess, it also sought to reconnect itself to the contemporary modernity of cutting-edge architecture. By the river that runs through the city now stands one of Europe's great modern structures, a museum of art designed by the American architect Frank Gehry, and financed by Guggenheim money. With its wavy lines it evokes a local seafaring history and seems to mirror the river that connected Bilbao to the wider world. It is a modern rendition of a local history that lives on as collective memory. It seems to have sprouted from that store of memories, much as the creative genius who shaped it lives across the ocean's waters that wash the Basque coast at their eastern reach. If Bilbao seeks to reconnect itself to a cosmopolitanism it once reflected, its strivings stand at right angles to the efforts at freezing Basqueness in time. Whatever the peculiarities of this tension, its inherent logic makes Bilbao a microcosm of Europe's many internal contradictions.

Jörn Leonhard

Krise und Transformation: Die Dekolonisation Frankreichs und Großbritanniens und der Wandel der transatlantischen Konstellation¹

1. Einleitung: Dekolonisationserfahrungen und die Kategorie der historischen Krise

„Echte Krisen“, so der Schweizer Historiker Jacob Burckhardt in seinen Vorlesungen *Über das Studium der Geschichte*, seien selten. So sei nicht der Untergang des Römischen Imperiums selbst eine „wahre Crisis“ gewesen, sondern erst die ihm folgende Völkerwanderung mit der von ihr ausgehenden umfassenden ethnischen Vermischung.² Burckhardt lieferte mit seiner welthistorischen Synopse zugleich eine Pathologie der Krise als historischer Erscheinung. Sie stellte bei ihm einerseits ein dauerndes Potential der Geschichte dar, andererseits berge sie zahllose Momente der Überraschung, durch die sich historische Krisen jeder vorschnellen Typologisierung entzögen. Wie lässt sich der Burckhardt'sche Krisenbegriff auf die europäischen Erfahrungen mit dem Prozess der Dekolonisation nach 1945 anwenden?³ Vor allem zwei Elemente der Krisenpatho-

¹ Diesem Beitrag liegt der Kolloquiumsvortrag „Krise und Transformation – Der Dekolonisationsprozeß in Frankreich und Großbritannien nach 1945 im Vergleich“ zugrunde, den ich im Rahmen meines Habilitationsverfahrens an der Philosophischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg am 7. Juli 2004 gehalten habe. Für die Publikation wurde der Vortrag thematisch erweitert.

² J. Burckhardt, *Studium der Geschichte*. Der Text der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ auf Grund der Vorarbeiten von E. Ziegler hg. von P. Ganz, München 1982, S. 342-76, hier: S. 348f.

³ Vgl. R. von Albertini, *Dekolonisation. Die Diskussion über Verwaltung und Zukunft der Kolonien 1919–1960*, Köln 1966; W. J. Mommsen (Hrsg.), *Das Ende der Kolonialreiche. Dekolonisation und die Politik der Großmächte*, Frankfurt a. M. 1990; M. Michel, *Décolonisations et émergence du tiers monde*, Paris 1993; J. P. D. Dunbabin, *International Relations Since 1945*, Bd. 2: *The Post-Imperial Age*, London 1994; J. Darwin, *Africa and World Politics since 1945: Theories of Decolonization*, in: N. Woods (Hrsg.), *Explaining International Relations since 1945*, Oxford 1996, S. 199-217; W. Reinhard, *Dekolonisation*, in: D. Nohlen (Hrsg.), *Lexikon der Politik*, Bd. 4: *Die östlichen und südlichen Länder*, Frankfurt a. M. 1997, S. 111-18, sowie M. E. Chamberlain, *Decolonization: The Fall of the European Empires*, 2. Aufl. Oxford 1999.

logie erscheinen in diesem thematischen Kontext von Bedeutung: Zu den entscheidenden Kennzeichen der historischen Krise gehörte für Burckhardt erstens, der Faktor der Beschleunigung: „*Der Weltproceß geräth plötzlich in furchtbare Schnelligkeit; Entwicklungen die sonst Jahrhunderte brauchen, scheinen in Monaten und Wochen wie flüchtige Phantome vorüberzugehen und damit erledigt zu sein*“.⁴ Zweitens entwickelte Burckhardt aus der Anschauung der Vielschichtigkeit historischer Prozesse einen transpersonalen Krisenbegriff, der auf die Überschneidung langfristiger Prozesse und kurzfristiger Krisenanlässe verwies und die stets mögliche Überlagerung von politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Faktoren thematisierte. Beiden Determinanten des Krisenbegriffs soll in dem folgenden Beitrag nachgegangen werden, der sich den französischen und britischen Dekolonisationserfahrungen nach 1945 widmet.⁵

Nicht zu übersehen sind für den Dekolonisationsprozess nach 1945 die enormen Unterschiede zwischen Frankreich und Großbritannien.⁶ Auf den ersten Blick gelang letzterem mit der *transfer of power* in Indien 1947 eine scheinbar unblutige Transition ohne krisenhafte oder nachhaltig destabilisierende Auswirkungen auf die britische Gesellschaft und die innenpolitische Ordnung nach 1945, während sich im Blick auf Frankreich die desaströsen Erfahrungen in Indochina und Algerien aufdrängen. Besonders verdichtet sich dieser Eindruck beim Blick auf die Niederlage der französischen Kolonialtruppen in offener Feldschlacht in Dien Bien Phu

⁴ Burckhardt, Studium (Anm. 2), S. 349.

⁵ Vgl. zu Großbritannien J. Darwin, *British Decolonization since 1945: A Pattern or a Puzzle?*, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 12/2 (1984), S. 187-209; Ders., *Britain and Decolonisation. The Retreat from Empire in the post-War World*, New York 1988; Ders., *The End of the British Empire. The Historical Debate*, Oxford 1991; F. Anspenger, *Erbe des Empire. Bedeutungswandel des Commonwealth*, in: H. Kastendiek/K. Rohe/A. Volle (Hrsg.), *Länderbericht Großbritannien*, Bonn 1994, S. 336-48; R. Holland, *The End of Empire and British Political Culture*, in: A. M. Birke/M.-Brechtken/A. Searle (Hrsg.), *Anglo-German Dialogue. The Munich Lectures on the History of International Relations*, München 2000, S. 217-29; vgl. zu Frankreich C.-R. Ageron, *La Décolonisation Française*, Paris 1991; F. von Krosigk, *Frankreich: Koloniale Tradition und postkoloniale Transformation*, in: M. Christadler/H. Utterwedde (Hrsg.), *Länderbericht Frankreich. Geschichte, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft*, Opladen 1999, S. 484-500; R. Höhne, *Die Auflösung des französischen Kolonialreichs 1946-1962*, in: R. Lorenz (Hrsg.), *Das Verdämmern der Macht. Vom Untergang großer Reiche*, Frankfurt a. M. 2000, S. 205-35.

⁶ Vgl. H. Grimal, *Decolonization: The British, French, Dutch and Belgian Empire, 1919-1963*, 1980; M. Kahler, *Decolonization in Britain and France: The Domestic Consequences of International Relations*, Princeton 1984, sowie R. F. Holland, *European Decolonization, 1918-1981. An Introductory Survey*, New York 1985.

gegen die nordvietnamesischen Truppen 1954 und auf die Konflikte in Algerien, die 1958 zur Paralyse der Vierten Republik und zur Machtübertragung an Charles de Gaulle im Zeichen einer politischen Fundamentalkrise führten.⁷ Die folgenden Überlegungen fragen vor dem Hintergrund dieser je besonderen Prozesse und ihrer Konsequenzen in einem systematischen Vergleich nach historischen Determinanten, die zur Erklärung der Unterschiede herangezogen werden können. Dazu werden im Folgenden vier Themenkomplexe behandelt, die für die Bestimmung des Dekolonisationsprozesses von besonderer Bedeutung scheinen und in ihren Zusammenhängen von der Forschung bisher zu wenig wahrgenommen worden sind. Erstens geht es vor dem Hintergrund der unterschiedlichen Ausgangsbedingungen beider Länder nach dem Einschnitt des Zweiten Weltkriegs um die je besondere Beziehung zwischen den Metropolen und den Empires, die kolonialen Konzeptionen und daraus folgend um die historische und politische Bedeutung der Kolonien für beide Länder. Zweitens wird der endogene Bereich der politischen Entscheidungsprozesse in den Metropolen thematisiert, wobei die für sie symptomatische Frage der Rolle der politischen Parteien näher untersucht wird. Im Vordergrund steht nicht die Rekonstruktion einer Detailgeschichte von Entwicklungsprozessen, sondern die analytische Konturierung längerfristiger Rahmenbedingungen und mittelfristiger Handlungsfaktoren. Schließlich wird in einem dritten Teil nach der Rolle der Vereinigten Staaten und dem Wandel der transatlantischen Konstellation gefragt, für den der Dekolonisationsprozess entscheidende Bedeutung hatte. Stehen die ersten zwei Analyseebenen im Zeichen des kontrastierenden Vergleichs zwischen Frankreich und Großbritannien, soll es hier zumindest ansatzweise um die Perspektive von Transfer und Verflechtung gehen. Ausgangspunkt ist dabei die nach 1945 grundlegend veränderte Konstellation, die von der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Rolle der Vereinigten Staaten in Europa und den Zonen der Dekolonisation ausging. Die Veränderungen der internationalen Stellung Frankreichs und Großbritanniens im Zeichen eines tiefgreifenden Umbruchs des traditionellen Großmachtstatus vor dem Hintergrund des Kalten Krieges und der Dekolonisation, aber auch die langfristigen Umorientierungen sowie die europapolitischen Prämissen beider Länder sind ohne diese transatlantische Verflechtungsgeschichte nicht angemessen zu erfassen.⁸ Von einer

⁷ Vgl. A. Home, *A Savage War of Peace: Algeria 1954–1962*, London 1977; B. Stora, *Histoire de la Guerre d'Algérie (1952–1962)*, Paris 1993, sowie A. Clayton, *The Wars of French Decolonization*, London 1994.

⁸ Vgl. E.-O. Czempiel/C.-Ch. Schweitzer, *Weltpolitik der USA nach 1945. Einführung und Dokumente*, Bonn 1989, S. 23–43 et passim, sowie B. Neuss, *Geburts-*

anderen Perspektive aus nimmt der abschließende vierte Teil in einem Ausblick die Verflechtung nicht als historisches, sondern als geschichtspolitisches Phänomen im Kontext der aktuellen Diskussionen um das Erbe der Empires in den Blick.

Methodisch lässt sich der Ansatz als eine Kombination aus komparativ-kontrastierenden und transfer- bzw. verflechtungsanalytischen Methoden beschreiben.⁹ Dabei werden exogene und endogene Faktoren bewusst nebeneinandergestellt, um die in der Forschung noch immer häufig segregierten Aspekte der Dekolonisationsgeschichte – als reine Untersuchung der internationalen Beziehungen, als politische Geschichte eines einzelnen Landes, als Wirtschaftsgeschichte – zusammenzufügen und so das additive Verfahren einer bloßen Aneinanderreihung einzelner Fallbeispiele durch die Analyse anhand systematischer Fragen zu ersetzen. Gegenüber der älteren Forschung geht es nicht um eine solche Addition einzelner Fälle, sondern um den systematischen Vergleich anhand zuvor definierter Fragestellungen. Gegenüber der Geschichte internationaler Beziehungen soll nach der Verknüpfung innen- und außenpolitischer Faktoren gefragt werden.

2. Äußere Determinanten, Empire-Strukturen und Relevanz der Kolonien: Frankreich und Großbritannien im Vergleich

Nach der ersten, 1776 einsetzenden und mit der Monroe Doktrin 1823 abgeschlossenen Phase der Dekolonisation und der zweiten Phase, die durch die Verwandlung der weißen Siedlungskolonien Großbritanniens in faktisch souveräne Dominions charakterisiert war, wurde die dritte Epoche der Dekolonisation nach ersten Ansätzen im Anschluss an den Ersten Weltkrieg infolge der Krise und Delegitimierung der europäischen Kolonialmächte durch den Einschnitt des Zweiten Weltkrieges bestimmt. Für die indigenen Unabhängigkeitsbewegungen in Asien und Afrika bedeutete der enorme Prestigeverlust der europäischen Kolonialmächte infolge ihrer militärischen Krisen zwischen 1939 und 1945 den entscheidenden Wende-

helfer Europas? Die Rolle der Vereinigten Staaten im europäischen Integrationsprozeß 1945–1958, Baden-Baden 2000, passim.

⁹ Vgl. M. Espagne, *Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle*, in: *Genèses* 17 (1994), S. 112–21; Th. Welskopp, *Stolpersteine auf dem Königsweg. Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte*, in: *AfS* 35 (1995), S. 339–67; J. Paulmann, *Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, in: *HZ* 267 (1998), S. 649–85, sowie M. Middell, *Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis*, in: *Comparativ* 10 (2000), S. 7–41.

punkt. Das expansionistische Japan hatte zwischen 1940 und 1942 sämtliche europäischen Besitzungen von Birma bis in den Pazifischen Raum überrannt. Symptomatisch war aus britischer Sicht der Fall Singapurs 1942.¹⁰ Diese Entwicklung schuf für autochthone Sezessionsbewegungen neue Handlungs- und Entwicklungsspielräume. Im Falle des von ihm bedrohten Indien rekurrierte Japan bewusst auf das Leitmotiv einer Befreiung vom Joch des britischen Imperialismus. Damit standen Reputation und konkrete Machtstellung der europäischen Kolonialmächte nach 1945 in Frage. Eine bloße Rückkehr zum Status quo ante schien in den Augen der Unabhängigkeitsbewegungen in den Kolonien nach dem Ende des Krieges undenkbar. Sichtbar wurde das enorm gesteigerte Selbstbewusstsein nicht allein in Indien, sondern auch in der Bildung von Republiken in Nordvietnam unter Ho Chi Minh und in Indonesien unter Sukarno.¹¹

Der Ausgang des Zweiten Weltkrieges bedeutete für Großbritannien zunächst eine Bestätigung seiner überkommenen politischen Prämissen.¹² Zusammen mit den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion war es unbestreitbar eine Siegermacht des Weltkrieges und konnte von daher an allen wichtigen internationalen Entscheidungsprozessen aktiv teilnehmen. Ganz im Gegensatz zu den französischen Erfahrungen hatte es zumindest im kollektiven Gedächtnis im Jahre 1940 alleine dem Angriff des nationalsozialistischen Deutschland widerstanden. 1945 bedeutete von daher keine grundsätzliche Infragestellung britischer Politikprinzipien. Vielmehr setzte sich zunächst eine Orientierung am Status quo durch, für welche die Aussage von Hugh Dalton, eines führenden Politikern der Labour party und Schatzkanzlers von 1950, charakteristisch war: „*We intend to hold what we have gained here in this island*“.¹³ Frankreich stellte 1945 dagegen keine anerkannte Siegermacht dar. Seine Teilhabe an wichtigen Entscheidungsprozessen blieb begrenzt und von der Zustimmung der USA und Großbritanniens abhängig. Noch Jahre später sollte de Gaulle das Trauma

¹⁰ Vgl. G. Altmann, *Abschied vom Empire. Die innere Dekolonisation Großbritanniens 1945–1985*, Göttingen 2005, S. 43–50.

¹¹ Vgl. L. W. Roger, *The Dissolution of the British Empire in the Era of Vietnam*, in: *AHR* 107/1 (2002), S. 1–25.

¹² Vgl. R. Morgan, *Die bilateralen Beziehungen zwischen Großbritannien und Frankreich seit 1945*, in: *Kastendiek/Rohe/Volle (Hrsg.), Länderbericht Großbritannien (Anm. 5)*, S. 374–82, hier: S. 374ff.

¹³ *The Labour Party. Report of the 49th Annual Conference, Margate October 2 to October 6, 1950*, o.O. 1950, S. 166; vgl. C. A. Wurm, *Die Integrations- und Europapolitik Frankreichs und Großbritanniens seit 1945 im Vergleich*, in: H. A. Winkler/H. Kaelble (Hrsg.), *Nationalismus – Nationalitäten – Supranationalität*, Stuttgart 1993, S. 334–57, hier: S. 341, sowie R. F. Holland, *The Imperial Factor in British Strategies from Attlee to Macmillan, 1945–63*, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 12/2 (1984), S. 165–86.

thematisieren, Frankreich sei in Yalta nicht vertreten gewesen. Vor allem aber unterschieden sich Frankreichs Kriegserfahrungen grundlegend von denen Großbritanniens: Der Niederlage von 1940 waren Besatzung, Vichy-Regime, Kollaboration, die Befreiung von außen und der schwierige Kampf um die zumindest symbolische Anerkennung als Siegermacht des Krieges gefolgt. Alle führenden Politiker der Vierten Republik standen nach 1945 vor der Herausforderung, in einer grundlegend veränderten Welt den Anspruch Frankreichs auf einen Großmachtstatus fortzuführen.¹⁴ In diesem Kontext stand zunächst auch die Kolonialpolitik. Außenpolitisch zwang die Situation nach 1945, die internationalen Einflusszonen Frankreichs umso mehr zu betonen, vor allem in Afrika mit der besonderen Stellung Algeriens, in Asien mit Indochina sowie im Vorderen Orient.¹⁵ Mit diesen Versuchen, einen über Europa hinausweisenden Großmachtanspruch zu bewahren, sollte nicht zuletzt die Stellung Frankreichs als beherrschender kontinentaleuropäischer Akteur unterstrichen werden.

Das französische Kolonialreich, wie es sich am Ende des Zweiten Weltkrieges darstellte, war später als das britische entstanden und in seinem territorialen Umfang kleiner. Wirtschaftlich blieb sein Wert für Frankreich selbst auf wenige Sektoren wie vor allem die Textil- und Baumwollindustrie beschränkt. Wirtschaftspolitisch folgte das französische Kolonialsystem einer neomerkantilistischen Tendenz. Vor allem in der weltwirtschaftlichen Bedeutung der Kolonien zeigten sich daher entscheidende Unterschiede: Die Sterling-Zone des britischen Empire stellte nach dem Zweiten Weltkrieg den mit Abstand größten Handels- und Finanzraum multilateraler Prägung dar. Darin setzte sich nicht allein die traditionell liberale Empire-Politik Großbritanniens fort. Von hier aus erklärte sich auch die dominierende Position Londons als internationales und nicht allein europäisches Finanzzentrum.¹⁶ Auch hinsichtlich der wirtschaftlichen Bedeutung der Kolonien zeigten sich entscheidende Unter-

¹⁴ Vgl. H. Kaelble, Die Nachkriegszeit in Frankreich und Deutschland (1945–1955/57), in: I. Mieß/P. Guillen (Hrsg.), *Nachkriegsgesellschaften in Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert*, München 1998, S. 123–44; I. Kolboom/H. Stark, *Frankreich in der Welt. Weltpolitik als Berufung?*, in: Christadler/Utterwedde, *Länderbericht Frankreich* (Anm. 5), S. 443–64, sowie F. Sirjacques-Manfrass, *Die 'Grande Nation' – Wandel nach dem Zweiten Weltkrieg?*, in: H. Timmermann (Hrsg.), *Nationalismus in Europa nach 1945*, Berlin 2001, S. 161–76.

¹⁵ Vgl. K. Robinson, *Colonialism French-Style, 1945–55: A Backward Glance*, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 12/2 (1984), S. 24–41.

¹⁶ Vgl. Wurm, *Integrationspolitik*, (Anm. 13) S. 336f., sowie Darwin, *Decolonization* (Anm. 5), S. 197f.

schiede. Frankreichs Absatzmärkte blieben traditionell europäisch, auch wenn die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien in der Zwischenkriegsphase als Rohstofflieferant und Absatzmarkt zugenommen hatte. Algerien nahm 1936 fast 34% des französischen Außenhandels auf.¹⁷ Exporte in die französischen Kolonien zwischen 1947 und 1958 machten 36% aller Ausfuhren aus, Exporte nach Europa 40%, während aus den Kolonien 26% aller Importe stammten. Spätestens am Ende der 1950er Jahre sanken die Quoten des Warenaustauschs zwischen Metropole und Kolonien. Das stand nun auch im Kontext einer zunehmenden Orientierung der französischen Wirtschaftspolitik am Ideal einer forcierten Modernisierung durch das Mittel der staatlich gelenkten *planification*.¹⁸ Aus dieser Sicht erkannte man in den Kolonien immer mehr eine ökonomische Belastung, welche die wirtschaftliche Expansion Frankreichs in Europa zu behindern schien. Dazu kamen die erheblichen Kosten für die militärischen Operationen in Indochina und Algerien.¹⁹ Deutete sich hier aus wirtschaftspolitischer Sicht eher eine Unterstützung der Dekolonisation an, blieb die politische Bedeutung der Kolonien für Frankreich eminent.

Demgegenüber hatte sich Großbritannien langfristig bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu einer weltweit operierenden Handels-, Industrie- und Finanzmacht entwickelt. Auch hier führte die Krise der 1930er Jahre zu einer verstärkten wirtschaftlichen Verflechtung mit den Kolonien, die auf signifikant höherem Niveau lag als in Frankreich. Während 1950 nur 10% der britischen Exporte nach Kontinentaleuropa gingen, betrug der Anteil der Ausfuhren in Mitgliedsstaaten des Commonwealth fast 50% und der der Einfuhren über 40%. Erst nach 1955 begann, zunächst noch zögerlich, eine stärkere Ausrichtung am Markt der europäischen Staaten. Noch klarer ausgeprägt zeigte sich die Orientierung am Commonwealth bei den Investitionsströmen. Noch 1962 gingen nur 10% aller britischen Investitionen nach Europa.²⁰

Tendenziell wird man für Frankreich von einer stärker politischen als wirtschaftlichen Bedeutung der Kolonien sprechen können, während in Großbritannien die handels- und finanzpolitischen Aspekte die politischen

¹⁷ Vgl. Krosigk, Frankreich (Anm. 5), S. 489.

¹⁸ Vgl. Wurm, Integrationspolitik (Anm. 13), S. 348.

¹⁹ R. Girault, Les relations économiques avec l'extérieur (1945-1975): mutations et permanences, in: Jean Bouvier et al., Histoire économique et sociale de la France, Bd. 4/3, Paris 1982, S. 1379-1423, sowie Wurm, Integrationspolitik (Anm. 13), S. 338ff.

²⁰ Vgl. J. H. Dunning/D. C. Brown, British direct investment in Western Europe, in: Banca Nazionale del Lavoro Quarterly Review 18 (1965), S. 127-55, hier: S. 129; vgl. Wurm, Integrationspolitik (Anm. 13), S. 340f.; Alan Booth, Inflation, Expectations, and the Political Economy of Conservative Britain, 1951-1964, in:

ergänzten. Die je besonderen politischen und rechtlichen Beziehungen zwischen den Kolonien und Metropolen ist für den Dekolonisationsprozess nach 1945 von kaum zu überschätzender Bedeutung, denn sie imprägnierten den institutionellen Rahmen und damit auch die Handlungsspielräume und alternativen Krisenstrategien, die Frankreich und Großbritannien zur Verfügung standen. Eine in der Forschung noch immer häufig anzutreffende Dichotomisierung von formaler Kolonialherrschaft Frankreichs und einem *informal Empire* Großbritanniens verkürzt die Unterschiede unzulässig. Hinter den komplexen Beziehungen und institutionellen Rahmenbedingungen standen vielmehr historische Entwicklungsprozesse des *Empire-building* und das aus ihnen erwachsene staatlich-politische Selbstverständnis der Metropolen.

Das französische Kolonialreich, das zwischen den 1830er Jahren bis zu Beginn der 1960er Jahre existierte, war ursprünglich aus Gründen der innenpolitischen Stabilisierung unter dem Regime der Julimonarchie entstanden. Ganz im Gegensatz zum Mythos vom „größeren Frankreich“ der 100 Mio. Einwohner, das in der Dritten Republik betont wurde und dem unitarischen Staatsverständnis korrespondierte, stellte es nach 1945 eine höchst heterogene Agglomeration von Kolonien, Mandatsgebieten, Territorien und Departements dar.²¹ Dabei bestand die Zielsetzung historisch in der umfassenden politisch-rechtlichen und kulturellen Assimilation der Kolonien und ihrer Integration in den zentralistisch strukturierten französischen Staat.²² Erst um die Jahrhundertwende wurde dieses Konzept angesichts der heterogenen Verhältnisse der Kolonien modifiziert. Nun ging es um eine möglichst weitgehende Assoziation bei zumindest relativer Anerkennung indigener Kulturen zur Sicherung der französischen Herrschaft und zur Nutzung der wirtschaftlichen Ressourcen. Faktisch änderte dies nichts an der Vorherrschaft der französischen Kolonialeliten in Militär, Verwaltung, Rechtsprechung und Wirtschaft. Die indigenen Bewohner der Kolonien blieben zudem *sujets*, hatten also keinen Status als französische Staatsbürger und konnten – mit Ausnahme der Phase der Zweiten Republik von 1848 bis 1852 – auch keine sie betreffenden Gesetzgebungsverfahren beeinflussen. Vor dem Hintergrund der tendenziell formal-strafferer französischen Herrschaftsstrategie als Ausdruck eines uni-

HJ 43/3 (2000), S. 827-47; Nicholas J. White, *The Business and Politics of Decolonization: The British Experience in the Twentieth Century*, in: *Economic Historical Review* 53/3 (2000), S. 544-64, sowie Catherine Schenk, *Sterling, International Monetary Reform and Britain's Applications to Join the European Economic Community in the 1960s*, in: *Contemporary European History* 11/3 (2002), S. 345-69.

²¹ Vgl. Krosigk, *Frankreich* (Anm. 5), S. 484-91

²² Vgl. Höhne, *Auflösung* (Anm. 5), S. 206.

tarischen Staatsverständnisses darf der Unterschied zwischen den Protektorate und der treuhänderischen Verwaltung von Völkerbundsmandaten nach 1918 und dem Sonderfall Algeriens nicht übersehen werden. 1848 formell zu einem integralen Teil des französischen Staates geworden, unterstand Algerien dem Innenministerium und nicht wie die übrigen Protektorate dem Außenminister. Aufgrund des erheblichen Anteils von einer Mio. Europäern an der Gesamtbevölkerung Algeriens 1954 von insgesamt etwa acht Mio. erklärte sich eine besondere Verbindung zwischen Frankreich und Algerien, die den Krisenprozess seit Mitte der 1950er Jahre prägte und seine Gewalthaftigkeit erklärte.²³

Historisch-politisch wurde sie durch die Sonderrolle der nordafrikanischen Gebiete Frankreichs und vor allem Algeriens während des Zweiten Weltkriegs verstärkt. Angesichts der Besetzung eines Teils Frankreichs und der Vichy-Kollaboration konnte *la libre France* unter de Gaulle zuerst in den afrikanischen Kolonien und in Algerien die Macht übernehmen, damit einen Ausgangspunkt für den Kampf um die Befreiung des französischen Mutterlandes schaffen und eine entscheidende Basis für das Überleben der französischen Nation außerhalb des von deutschen Truppen besetzten Landes sichern.²⁴ Das galt konkret politisch und militärisch, es galt aber auch im Hinblick auf die Selbstlegitimation der Vierten Republik nach 1944. Der souveräne französische Nationalstaat hatte in dieser Perspektive in seinen Kolonien überlebt. Nirgendwo sonst wurde die Kompensationsfunktion des französischen Kolonialmythos so deutlich wie hier. Der spätere Senatspräsident Gaston Monnerville betonte nach 1945: « *Sans l'Empire, la France ne serait aujourd'hui qu'un pays libéré. Grâce à son Empire, la France est un pays vainqueur* ». ²⁵

Diese historische Rolle der afrikanischen Kolonien als Raum der Nation in der Krisenphase nach 1940 erschwerte aber nach 1944 den Rückzug des Mutterlandes in besonderer Weise. Die Entlassung dieser Gebiete aus der Kolonialherrschaft und Algeriens aus dem französischen Staatsverband berührte in den Augen großer Teile der französischen Eliten unmittelbar das Selbstverständnis Frankreichs als politische Großmacht und souveräner Nationalstaat nach 1945. Gegenüber der Tradition zentralistischer Administration und der Dominanz französischer Kolonialeliten kam es in der Vierten Republik seit 1945/46 zu einem entscheidenden Wandel. Erst jetzt verlieh man den Einwohnern der Überseedepartements und -ter-

²³ Vgl. ebd., S. 208f.

²⁴ Vgl. D. Shipley White, *Black Africa and De Gaulle: From The French Empire to Independence*, University Park 1979.

²⁵ Zitiert nach: Raoul Girardet, *L'idée coloniale en France de 1871 à 1962*, Paris 1972, S. 195; vgl. Höhne, *Auflösung* (Anm. 5), S. 207.

ritorien die französische Staatsbürgerschaft, letzteren jedoch nicht das Wahlrecht. Formell löste 1946 die *Union française* das Empire ab und bildete eine Konföderation zwischen Frankreich und den verschiedenen Einheiten seines Kolonialreiches. Aber trotz des rhetorischen Bekenntnisses zur Selbstverwaltung blieb die *Union* primär ein Mittel französischer Vorherrschaft, das die durch den Krieg gestiegenen Partizipationsansprüche indigener Eliten und Sezessionsbewegungen nicht befriedigen konnte. Institutionell bot die *Union française* daher keinen geeigneten Rahmen für einen evolutionären Dekolonisationsprozess. Bereits 1946 lehnten mit Nordvietnam, Tunesien und Marokko wichtige Protektorate eine Mitgliedschaft ab.²⁶ Allerdings offenbarten die Konzessionen der Regierungen der Vierten Republik vor allem den Bewegungsspielraum für die Sezessionsbewegungen. Im nach 1945 beschleunigten Dekolonisationsprozess wurde insofern eine Revolution steigender Erwartungen in den Kolonien aufgrund partieller Zugeständnisse in der Metropole sichtbar.

Ganz anders stellte sich die Situation im britischen Falle dar. Hier existierten seit dem 19. Jahrhundert flexible Rahmenbedingungen und Institutionen, die in der konkreten Situation nach 1945 eine gegenüber Frankreich günstigere Ausgangslage schufen und damit das Krisenpotential des Dekolonisationsprozesses partiell entschärfen konnten. Dahinter stand ein Erfahrungsprozess, der früher als in Frankreich eingesetzt hatte.²⁷ Begonnen hatte diese Entwicklung bereits mit dem Durham-Report von 1839, der den logischen Widerspruch von imperialer Einheit und kolonialer Selbstbestimmung der weißen Siedlerkolonien, vor allem Kanadas, zu lösen versuchte. Die damals entwickelten Vorschläge, die eine eigenverantwortliche Selbstregierung und die Trennung zwischen inneren Kompetenzen und Außenpolitik vorsahen, mündeten schließlich in der Konzeption des Dominion-Status im Rahmen eines *British Commonwealth of Nations*. Der Südafrikaner Jan C. Smuts, seit 1917 Vertreter der Dominions im britischen Kriegskabinet, definierte es im Mai 1917 als „*a number of nations and states almost sovereign almost independent, who govern themselves*“.²⁸ Die quasi-Souveränität wurde im Balfour-Report von 1926 und schließlich im *Statute of Westminster* von 1931 als volle Autonomie definiert. Danach waren die Mitglieder des

²⁶ Vgl. ebd., S. 214f.

²⁷ Vgl. Yōichi Kibata, Die Kolonialpolitik Großbritanniens und Japans, in: ZfG 47/5 (1999), S. 413-29.

²⁸ Zitiert nach: P. Wende, Geschichte Englands, Stuttgart 1985, S. 282; vgl. H. Dippel, Die Auflösung des Britischen Empire oder die Suche nach einem Rechtsersatz für formale Herrschaft, in: R. Lorenz (Hrsg.), Das Verdämmern der Macht. Vom Untergang großer Reiche, Frankfurt a. M. 2000, S. 236-55.

Commonwealth in keiner Weise in ihren inneren und äußeren Angelegenheiten einander untergeordnet, aber dennoch vereinigt durch eine gemeinsame Anerkennung der Untertanentreue zur britischen Krone. Damit aber hatte die Kolonialmacht Großbritannien einen entscheidenden Entwicklungsvorsprung gegenüber Frankreich, und zwar durch ein zweifaches Instrumentarium der Dekolonisation, das mit Dominion-Status und Commonwealth-Mitgliedschaft nach 1945 auch auf die nicht-weißen Siedlerkolonien angewandt werden konnte: einmal staatlich-konstitutionell durch die verschiedenen Stufen von deliberativer Politik in Form zahlreicher *commissions*,²⁹ durch Parlamentsvertretung und Ministerverantwortlichkeit in den ehemaligen Kolonien und schließlich durch die Übertragung voller Souveränität bei informellem Fortwirken des politischen Einflusses Londons, zum anderen außen- und sicherheitspolitisch durch die Idee der Föderation, durch die Konflikte zwischen den ehemaligen Kolonien ausbalanciert werden sollten.

Während dieses Modell in der Praxis scheiterte, wie das Schicksal der 1953 gegründeten Zentralafrikanischen Föderation unterstrich, blieb die Mitgliedschaft im exklusiven Club des Commonwealth aus der Sicht ehemaliger Kolonien ein wichtiger Anreiz für evolutionäre Dekolonisationsprozesse und sicherte zugleich britische Einflussmöglichkeiten. Als Forum politischer Kommunikation und Instrument der Entwicklungspolitik überlebte das Commonwealth auch das Ende der Dekolonisation.³⁰ Aus britischer Sicht ging vom Commonwealth lange Zeit eine stärkere Orientierungskraft als von der westeuropäischen Integration und den Beziehungen zu den kontinentaleuropäischen Staaten aus.³¹

3. Endogene Faktoren der Dekolonisationsphase: Akteure, Orientierungsmuster und Entscheidungsprozesse in Frankreich und Großbritannien

Besonders deutlich wurde der Zusammenhang zwischen externen und internen Bedingungen für eine Dekolonisationspolitik im Falle der Vierten

²⁹ Vgl. R. von Albertini, Das Ende des Empire. Bemerkungen zur britischen Dekolonisation, in: Mommsen (Hrsg.), Ende (Anm. 3), S. 25-46, hier: S. 44 ff.

³⁰ Vgl. Dippel, Auflösung (Anm. 28), S. 248-54, Wende, Geschichte (Anm. 28), S. 289ff., Anspurger, Erbe (Anm. 5), passim; Herward Sieberg, Colonial Development. Die Grundlegung moderner Entwicklungspolitik durch Großbritannien 1919-1949, Stuttgart 1985, sowie M. Havinden/D. Meredith, Colonialism and Development. Britain and Its Tropical Colonies, 1850-1960, London 1993.

³¹ Vgl. U. Lehmkuhl, Das Empire/Commonwealth als Faktor britischer Europapolitik, 1945-1961, in: C. A. Wurm (Hrsg.), Wege nach Europa. Wirtschaft und Außenpolitik Großbritanniens im 20. Jahrhundert, Bochum 1992, S. 91-122.

Französischen Republik. Aufgrund der wirtschaftlichen Schwächung und der Sicherung seiner internationalen Stellung auf die Unterstützung vor allem der Vereinigten Staaten angewiesen, wirkte sich die Konfliktkonstellation des Kalten Krieges seit 1946/47 hier doppelt aus: Außen- und sicherheitspolitisch in der umso engeren Anlehnung an die USA, wie sich zumal im Ersten Indochinakrieg bis 1954 zeigte. Aber auch die französische Innenpolitik wurde von der Frontstellung des Kalten Krieges erheblich beeinflusst, wie sich am Bruch zwischen den demokratischen Parteien und den Kommunisten zeigte. Die Zersplitterung der Parteien und zumal der Linken reflektierte nicht zuletzt die Konflikte um die Dekolonisation. Die Kommunisten, die zunächst wie auch die Sozialisten, Christdemokraten und Gaullisten die französische Politik in Indochina unterstützt hatten, brachen im Mai 1947 mit der sozialistischen Regierung Ramadier und entfachten eine in der Öffentlichkeit immer erfolgreichere Kampagne gegen den Krieg in Asien.

Innenpolitisch verstärkte die Dekolonisationsproblematik die Kluft zwischen Kommunisten und Antikommunisten im Zeichen des Kalten Krieges. Während die Gaullisten weiterhin jede Konzessionsbereitschaft gegenüber den indigenen Sezessionsbewegungen ablehnten und damit die entgegengesetzte Position zu den Kommunisten markierten, fanden sich die Regierungen der „Dritten Kraft“, gebildet aus Sozialisten, Christdemokraten und Liberalen, zugleich von rechts und links kritisiert.³² Das enge den kolonialpolitischen Handlungsspielraum erheblich ein und zwang zu einer problematischen Doppelstrategie: Prinzipiell hielt man an der französischen Kolonialherrschaft fest, stellte aber eine stärkere Beteiligung der indigenen Bevölkerung in Aussicht. Die Konzessionen im Falle Algeriens, wie vor allem die Reformen der Vertretungskörperschaften ab 1954/55, gingen aber nicht weit genug, und sie kamen zu spät, um die Repräsentanten der algerischen Sezessionsbewegung FLN noch zu überzeugen. Zu lange hielten die Regierungen der Vierten Republik am Integrationskonzept fest, so dass die im Januar 1958 von der sozialistischen Regierung Mollet verabschiedete erweiterte Autonomie für Algerien und die staatsbürgerliche Gleichstellung von Europäern und muslimischen Algeriern nicht mehr ausreichte, um die Krise im Mai 1958 zu verhindern.³³

Im Falle Frankreichs trug die Polarisierung der Parteien über die Frage der Dekolonisation mithin erheblich zur Selbstblockade des politischen Systems und zur Machtübertragung an de Gaulle bei. Der Dekolonisationsprozess war nicht alleinige Ursache für die Krise der Vierten Republik, aber sie bot einen katalytischen Anlass für die Zuspitzung der Kritik

³² Vgl. Kahler, *Decolonization* (Anm. 6), S. 356 ff. und passim.

³³ Vgl. Krosigk, *Frankreich* (Anm. 5), S. 492 ff.

und der Selbstblockade von Legislative und Exekutive.³⁴ Dabei ließ erst die für Algerien so charakteristische Überlagerung von Dekolonisationskrise und doppelter Bürgerkriegskonstellation zwischen Europäern und Algeriern sowie zwischen pro- und anti-französischen Algeriern die Gewalt auf beiden Seiten eskalieren und verhinderte bis 1962 eine erfolgreiche Kanalisierung des Dekolonisationsprozesses.

Dagegen wird man in Großbritannien nach 1945 von einem sich entwickelnden kolonialpolitischen Konsens zwischen Labour party und Konservativen sprechen können.³⁵ Die prinzipiellen Positionen Attlees nach 1945 und Macmillans nach 1957 unterschieden sich jedenfalls in ihren Konsequenzen kaum. Bei den Konservativen wurde die traditionelle Empire-Position Churchills und Salisburys im Rahmen eines politischen Generationswechsels jedenfalls immer mehr zu einer Außenseiterposition. Das Zweiparteiensystem verhinderte zudem den für Frankreich so charakteristischen Konflikt zwischen Sozialisten und Kommunisten und schirmte die britische Innenpolitik damit stärker als in Frankreich gegen die Wirkungen des Kalten Krieges ab. Nicht zu unterschätzen sind in diesem Zusammenhang auch die persönlichen Netzwerke, die sich im Falle Großbritanniens im Hinblick auf das Beispiel Indiens zwischen Vertretern der Labour party, vor allem Attlee und Cripps, sowie Repräsentanten der indischen Nationalbewegung bereits am Ende der 1930er Jahre entwickelt hatten. 1938 kam es in diesem Kontext zu Zusammenkünften in London, in deren Verlauf auch mögliche Szenarien einer *transfer of power* diskutiert wurden. Als die Labour party unter Attlee dann 1945 die Konservativen unter Churchill in der Regierungsverantwortung ablöste, konnte man an diese Verbindungen anknüpfen. Das erklärt den relativ raschen und entschiedenen Beginn der Dekolonisationspolitik Attlees, der mit der Ersetzung des indischen Vizekönigs Wavell durch Mountbattan ein entsprechendes Zeichen setzte.

Zu dieser Kultur informeller Netzwerke kam die ideologische Verbindung durch die sozialistische Kolonialismus-Kritik. Sie verband Attlee und Cripps in ihrer vom Labour-Sozialismus geprägten antikolonialen Grundhaltung mit den Orientierungen Nehrus.³⁶ Der Faktor des Regierungswechsels von 1945 ist für den britischen Dekolonisationsprozess

³⁴ Vgl. Ph. M. Williams, *Crisis and Compromise. Politics in the Fourth Republic*, London 1964, sowie J.-P. Rioux, *The Fourth Republic, 1944–1958*, Cambridge 1987, S. 195–253.

³⁵ Vgl. Darwin, *End* (Anm. 5), S. 10–39.

³⁶ Vgl. J. Lütt, *Übertragung der Macht oder Sieg im Freiheitskampf? Der Weg zur indischen Unabhängigkeit*, in: Mommsen (Hrsg.), *Ende* (Anm. 3), S. 47–66, hier: S. 57 und 62 ff.

mithin nicht gering einzuschätzen: Die Labour party war personell und parteipolitisch klarer auf eine entschiedene Dekolonisationspolitik hin orientiert als die Konservativen unter Churchill und Salisbury. Dazu trug nicht zuletzt auch die öffentliche Erwartung einer stärkeren Konzentration auf sozialpolitische Fortschritte in Großbritannien selbst bei. Eindrückliches Beispiel für die demgegenüber zunehmend anachronistische Haltung der Konservativen war nicht allein Churchills immer wieder geäußerte Ansicht, dass er nicht der Premier werden wolle, der das Kronjuwel des Empire aufgebe, sondern vor allem seine Ansicht, das ökonomische und militärische Überleben Großbritanniens habe wie schon zwischen 1914 und 1918 auch im Zweiten Weltkrieg wesentlich von der Unterstützung durch die Kolonien und Dominions abgehungen. Auf mehrere persönliche Interventionen Roosevelts, der Großbritannien zu Zugeständnissen gegenüber dem von japanischen Truppen bedrohten Indien bewegen wollte, reagierte Churchill entschieden ablehnend.³⁷ Aus dieser Position erklärte sich auch seine ambivalente Haltung gegenüber der westeuropäischen Integration, die er prinzipiell befürwortete, aber als kontinentaleuropäische Entwicklung begriff, während Großbritannien sich am Empire und der besonderen transatlantischen Beziehung zu den USA orientieren sollte.³⁸ Auch wenn sich diese Position seit den 1960er und 1970er Jahren abschwächte, blieb die Spannung zwischen europäischer, transatlantischer und Commonwealth-Perspektive ein entscheidendes Kennzeichen der britischen Position, in der sich auch nach der Dekolonisation die *longue durée* des Empire als Vielfalt von Optionen zeigte.³⁹

³⁷ Vgl. ebd., S. 56.

³⁸ Vgl. K. Larres, Integrating Europe or Ending the Cold War? Churchill's Post-War Foreign Policy, in: Ders./A. Lane (Hrsg.), The Cold War. The Essential Readings, Oxford 2001, S. 69-97, sowie K. Robbins, Winston Churchill und Europa, in: H. Duchhardt (Hrsg.), Europäer des 20. Jahrhunderts. Wegbereiter und Gründer des „modernen“ Europa, Mainz 2002, S. 145-64.

³⁹ Vgl. H. A. Krauss, Whitehall zwischen Commonwealth und Common Market. Die Commonwealth- und Westeuropapolitik der Regierung Macmillan und die britische Regierungsbürokratie 1957-1963, Frankfurt a. M. 1999; A. Warburton, Britische Ambivalenzen gegenüber Europa oder die nicht vergehende Erinnerung an ein goldenes Zeitalter, in: P. Bock/E. Wolftrum (Hrsg.), Umkämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich, Göttingen 1999, S. 176-89, sowie J. Darwin, Between Europe and Empire: Britain's Changing Role in World Politics since 1945, in: Birke/ Brechtken/Searle (Hrsg.), Dialogue (Anm. 5), S. 203-15.

4. Dekolonisation als Verflechtungsgeschichte: Die Rolle der Vereinigten Staaten und der Wandel der transatlantischen Konstellation

Die Verflechtung zwischen den europäischen Kolonialmächten Großbritannien und Frankreich sowie den USA zeichnete sich bereits im Kontext des Ersten Weltkriegs ab. Regelte das Sykes-Picot-Abkommen vom Mai 1916 noch die Aufteilung der arabischen Provinzen des Osmanischen Reiches unter Briten und Franzosen, mit der man auf britischer Seite weniger eine dauernde Annexion dieser Gebiete, als vielmehr eine Verlängerung der Entente mit Frankreich auch über das Ende des Krieges beabsichtigte, veränderte sich die Gesamtkonstellation mit dem Kriegseintritt der USA 1917 grundlegend. Ein weiterer britisch-französischer Geheimvertrag zur Aufteilung deutscher Kolonien im Pazifikraum traf auf entschiedene amerikanische Widerstände. Prinzipiell stand der Primat des Selbstbestimmungsrechts der Völker, das Präsident Wilson betonte, im Gegensatz zu den britischen und französischen Plänen. Einer aus der Konkursmasse der Großreiche möglichen Arrondierung des französischen und britischen Kolonialreiches wollten die USA jedenfalls nicht zustimmen. Zunächst akzeptierte Wilson einen Kompromiss, der anstelle formaler Kolonien ein System von treuhänderischen Mandaten vorsah, die von den kleineren europäischen Staaten unter dem Dach des nach 1918 zu schaffenden Völkerbundes verwaltet werden sollten.⁴⁰ Als der amerikanische Senat schließlich die Zustimmung zum Beitritt der USA zum Völkerbund verweigerte, konnten Großbritannien und Frankreich die Einrichtung und Verwaltung der Mandatsgebiete dominieren. Einzig der Zwang zu regelmäßigen Berichten gegenüber dem Völkerbund unterschied die Mandate von faktischen Kolonien.⁴¹

Diese Konstellation änderte sich nach dem Zweiten Weltkrieg grundlegend. Einmal neigten die Vereinten Nationen nun dazu, sich auch offeniv in die inneren Angelegenheiten der Mandatsgebiete einzumischen.⁴² Vor allem aber zeigte sich in Palästina die Überforderung der britischen Mandatsmacht. Politisch und finanziell war das Land nach 1945 weitaus

⁴⁰ Vgl. L. Ambrosius, *Woodrow Wilson and the American Diplomatic Tradition: The Treaty Fight in Perspective*, New York 1987, sowie Th. J. Knock, *To End All Wars. Woodrow Wilson and the Quest for a New World Order*, London 1992.

⁴¹ Vgl. P. A. Dumbuya, *Tanganyika under International Mandate, 1919–1946*, Lanham 1995.

⁴² Vgl. D. Rothermund, *Delhi*, 15. August 1947. *Das Ende kolonialer Herrschaft*, München ²1999, S. 90 ff., sowie Yassin El-Ayouty, *The United Nations and Decolonization. The Role of Afro-Asia*, Den Haag 1971, passim.

stärker von den USA abhängig geworden als nach 1918, obgleich schon damals mit den amerikanischen Kriegskrediten an Großbritannien eine entscheidende Machtverlagerung im transatlantischen Beziehungsgeflecht einsetzte. Außenpolitisch hatte der Zweite Weltkrieg das britische Misstrauen gegenüber Kontinentaleuropa eher bestärkt. Hinzu trat die durch den Krieg erheblich zugenommene wirtschaftliche und monetäre Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten, die zu einer verstärkten Orientierung an der transatlantischen Partnerschaft führte. Innerhalb der drei Optionskreise der britischen Außenpolitik, der transatlantischen, der Empire- sowie der Europa-Perspektive, nahm die *special relationship* mit den USA zumal angesichts amerikanischer wirtschaftlicher und militärischer Ressourcen und der britischen Probleme des *overstretching* – der Überdehnung des Empire und damit der eigenen geopolitischen Grundlagen – den entscheidenden Platz ein.⁴³

Besonders in den Mandatsgebieten zeigte sich nun nach 1945 die Erschöpfung Großbritanniens und damit die zunehmend eingeschränkten Handlungsspielräume. Zwar verzichteten die USA zunächst auf eine direkte politische Einflussnahme, aber man zeigte doch deutliche Sympathien für die zionistische Bewegung und die Pläne zur Gründung eines eigenen Staates Israel. Als man sich in London von der amerikanischen Politik im Nahen Osten allein gelassen fühlte, gab man im September 1947 überraschend bekannt, das Mandat bereits bis Mai 1948 aufzukündigen. Nach dem Abzug der Mandatsmacht begann man mit der Umsetzung des Teilungsplans der Vereinten Nationen vom November 1947, aus dem sich eine Vielzahl von Folgeproblemen ergab. Als die britischen Truppen am 14. Mai 1948 Palästina verließen und David Ben-Gurion den unabhängigen Staat Israel ausrief, markierte dessen umgehende Anerkennung durch die USA und die Sowjetunion eine entscheidende Gewichtsverlagerung zugunsten der beiden beherrschenden Siegermächte des Zweiten Weltkriegs.⁴⁴

Hinzu kam nach 1945 auch die offene, ideologisch unterschiedlich motivierte Kritik der Vereinigten Staaten, der Sowjetunion, aber auch der neuen Institution der Vereinten Nationen an der Kolonialpolitik europäischer Mächte. Allerdings wurde die Wirkung der amerikanischen Kritik von der Konfliktkonstellation des Kalten Krieges mitbestimmt. So

⁴³ Vgl. A. M. Birke, Juniorpartner der USA? Die Siegermacht Großbritannien, in: H. Mehringer/M. Schwartz/H. Wentker (Hrsg.), *Erobert oder befreit? Deutschland im internationalen Kräftefeld und die Sowjetische Besatzungszone (1945/46)*, München 1999, S. 19-27, sowie Th. Mergel, *Großbritannien seit 1945*, Göttingen 2005, S. 99-111.

⁴⁴ Rothermund, *Delhi* (Anm. 42), S. 101 ff.

mussten die USA das vor allem unter Berufung auf die Atlantikcharta geforderte Selbstbestimmungsrecht aller Völker zumindest zeitweilig zurückstellen: In Vietnam unterstützten sie Frankreich in seinem Kampf gegen das von China unterstützte Nordvietnam seit Beginn der 1950er Jahre militärisch und finanziell.⁴⁵ Die zunächst enge außen- und sicherheitspolitische Anlehnung der Vierten Republik an die USA, wie sie sich im Ersten Indochinakrieg bis 1954 zeigte, wurde wie oben angedeutet auch in der französischen Innenpolitik erkennbar. Die allgemeine Zersplitterung der Parteien und vor allem der Bruch zwischen den demokratischen Parteien und den Kommunisten reflektierte nicht zuletzt die Konflikte um die Dekolonisation und verband dieses Problem mit der Konfliktkonstellation des Kalten Krieges.

Die Einflussnahme der USA auf europäische Kolonialmächte zeigte sich nach 1945 auch im Hinblick auf die Niederlande. Auch deren Kolonialherrschaft in Indonesien war durch das japanische Interregnum während des Zweiten Weltkriegs erodiert. Als nationalistische Kräfte unter Sukarno angesichts der japanischen Kapitulation schließlich die Unabhängigkeit der Indonesischen Republik verkündete, kam es zu blutigen Konflikten mit dem Militär der niederländischen Kolonialmacht.⁴⁶ Auf Mahnungen des Weltsicherheitsrates, der auf einen Waffenstillstand drängte, reagierten die Niederlande ablehnend, weil sie sich auf die Duldung der amerikanischen Regierung verließen, welcher, so das Kalkül, der europäische Bündnispartner wichtiger sein würde als Sukarnos Unabhängigkeitsbewegung in Asien. Genau hier zeigte sich nun nicht allein die Verflechtung der europäischen Dekolonisation mit der Haltung der Vereinigten Staaten, sondern auch die Interaktion zwischen innen- und außenpolitischen Entscheidungsprozessen.⁴⁷ Entscheidend wurde in dieser Situation die Rolle der innenpolitischen Opposition in den USA. Als der republikanische Senator Owen Brewster darlegte, dass die den Niederlanden gewährte Marshallplan-Hilfe der Summe entspreche, die in den Militär- und Polizeiaktionen in Indonesien ausgegeben wurde, musste die amerikanische Regierung reagieren, zumal Präsident Truman nun eine Gefährdung der Europapolitik und der NATO-Gründung fürchten musste.

⁴⁵ Vgl. M. Frey, Amerikanischer Anti-Kolonialismus im Spannungsfeld von transatlantischen Beziehungen und dem Machttransfer in Südostasien, 1945–1960, in: R. Dietl/F. Franz Knipping (Hrsg.), *Begegnungen zweier Kontinente. Die Vereinigten Staaten und Europa seit dem Ersten Weltkrieg*, Trier 1999, S. 187–210.

⁴⁶ Vgl. Bernhard Dahm, *Emanzipationsversuche von kolonialer Herrschaft in Südostasien. Die Philippinen und Indonesien. Ein Vergleich*, Wiesbaden 1974, passim.

⁴⁷ Vgl. Robert J. McMahon, *Colonialism and Cold War. The United States and the Struggle for Indonesian Independence*, Ithaca 1981, passim.

Die Dekolonisationskrise drohte andere wichtige sicherheits- und außenpolitische Entscheidungsprozesse zu blockieren und zwang die amerikanische Regierung zur Festlegung ihrer Prioritäten. Nach einem informellen Hinweis des amerikanischen Außenministers Dean Acheson an seinen niederländischen Kollegen willigte die Regierung in Den Haag ein, eine amerikanische Vermittlung bei neuen Verhandlungen mit der Republik Indonesien zu akzeptieren, die zum Abzug der Niederländer Ende 1949 führten.⁴⁸

Auch im Bereich der Entwicklungshilfe zeigte sich das zunehmende Gewicht der USA. Als Modell fungierte dabei der Marshallplan, der nach 1945 den Wiederaufbau der westeuropäischen Länder befördern sollte. Das amerikanische Motiv, ein verarmtes Westeuropa zu verhindern, in dem die kommunistischen Parteien an Boden gewonnen hätten und sich der Einfluss der Sowjetunion verstärkt habe, ließ sich seit den 1960er Jahren auch auf die ehemaligen europäischen Kolonien als zukünftige Entwicklungsländer anwenden, um sie sowjetischen Einflüssen zu entziehen. Dem Wettlauf der europäischen Kolonialmächte Frankreich und Großbritannien um die Dekolonisation folgte die Konkurrenz der Weltmächte um die politische Einflussnahme in den ehemaligen Kolonien.⁴⁹ War Nehru noch 1949 von den USA enttäuscht gewesen, weil sie eine weitergehende Unterstützung für Indien ablehnten, zumal sich Nehru im beginnenden Kalten Krieg nicht eindeutig für die USA ausgesprochen hatte, veränderte sich diese Haltung der USA langsam. Von 1950 bis 1955 betrug der Anteil der amerikanischen Ausgaben an Entwicklungshilfen 0,32 % des Bruttosozialprodukts, verglichen mit 0,52 % der Länder der Europäischen Gemeinschaft. 1960 stiegen der amerikanische Anteil auf 0,56 % und der europäische auf 0,64 % am jeweils eigenen Bruttosozialprodukt. Fast die Hälfte der gesamten Entwicklungshilfe kam in dieser frühen Phase aus den USA, während der Ostblock 1960 nur auf 10 % kam.⁵⁰

Als Wasserscheide der Dekolonisationserfahrung wirkte für Großbritannien wie Frankreich die Erfahrung der Suez-Krise. Denn sie offenbarte wie in einem Brennspeigel die veränderten Rollen und Machtpotentiale der europäischen Kolonialmächte und der Vereinigten Staaten.⁵¹ Die Ver-

⁴⁸ Vgl. Rothermund, Delhi (Anm. 42), S. 52ff. und 61ff.

⁴⁹ Vgl. Zafar Imam, Colonialism in East-West Relations. A Study of Soviet Policy Towards India and Anglo-Soviet Relations, 1917–1947, Neu-Delhi 1969.

⁵⁰ Vgl. H. Chenery, Foreign Aid, in: P.K. Newman (Hrsg.), Dictionary of Money and Finance, Bd. 2, London 1994, S. 144 ff., sowie Rothermund, Delhi (Anm. 42), S. 230ff.

⁵¹ Vgl. William Roger Louis, Die Vereinigten Staaten von Amerika und die Auflösung der europäischen Kolonialreiche. John Foster Dulles und die Suez-Krise des Jahres 1956, in: Mommsen (Hrsg.), Ende (Anm. 3), S. 168–94.

flechtung der Politik der drei Akteure wurde hier besonders deutlich erkennbar und dokumentierte, wo nach 1945 die Wirkungsgrenzen der kolonialen Großmächte des 19. Jahrhunderts verliefen. Auf die koordinierte militärische Intervention Großbritanniens, Frankreichs und Israels gegen Ägypten reagierte die amerikanische Administration unter Präsident Eisenhower und Außenminister Dulles entschieden. Die interne amerikanische Diskussion offenbarte vor allem gegenüber Großbritannien eine äußerst kritische Haltung. Das Misstrauen gegenüber der für den amerikanischen Präsidenten in Churchill verkörperten viktorianischen Empire-Tradition trat hier deutlich hervor:

„Mr. Dulles wies auf die Gefahr hin, daß wir in die Feindseligkeiten hineingezogen werden könnten, wie dies in den beiden Weltkriegen geschehen sei, mit dem Unterschied, daß diesmal wohl die Briten und Franzosen von der Weltöffentlichkeit als die Angreifer angesehen werden könnten, die einen gegen die Araber und gegen Asien gerichteten Krieg anfangen ... Der Präsident stellte die Frage, ob nicht Churchill seine Hand im Spiele habe, da diese Aktion typisch Viktorianischen Stil verrate. Wenn die Ölversorgung abgeschnitten wird und amerikanische Schiffe den Weg ums Kap nehmen, dann wird die Versorgung Westeuropas mit Öl erheblich verringert. Mr. Hoover war der Auffassung, die Briten könnten der Ansicht sein, daß uns dann keine andere Wahl bliebe, als sie durch besondere Maßnahmen mit Öl zu versorgen ... Der Präsident sagte, er messe einem unwürdigen und unzuverlässigen Verbündeten nicht viel Wert bei; der Zwang, sie zu unterstützen, sei vielleicht nicht so groß, wie sie glaubten. Minister Dulles bemerkte dazu, daß er schon zwei oder drei Jahre sehr beunruhigt darüber sei, daß wir mit Ländern identifiziert werden, die eine koloniale Politik verfolgen, die nicht mit unserer eigenen vereinbar sei.“⁵²

In einer Radio- und Fernsehansprache vom 31. Oktober 1956 sprach sich Eisenhower dann in weitaus moderaterem Ton gegen den Angriff Israels, Großbritanniens und Frankreichs auf Ägypten aus, unterstrich aber die an den Vereinten Nationen orientierte Argumentationslinie der Vereinigten Staaten. Das schloss ein gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die Souveränität eines Staates gerichtetes Vorgehen aus:

„Wir glauben, daß diese Aktionen einen Fehler darstellen ... Eine solche Feststellung im Hinblick auf diese spezielle Lage bedeutet in keiner Weise, daß wir unsere Freundschaft mit diesen Nationen herunterspielen wollen oder auch nur unsere Entschlossenheit, die Bande zwischen uns aufrechtzuerhalten und zu verstärken. Wir sind uns auch der ernststen Sorgen Israels, Groß-

⁵² Ergebnisprotokoll der Besprechung von Präsident Eisenhower mit Außenminister Dulles und Unterstaatssekretär Hoover, 30. Oktober 1956, zitiert nach: Czerniel/Schweitzer, Weltpolitik (Anm. 8), S. 193f.

britanniens und Frankreichs bewußt. Wir wissen, daß sie wiederholt auf das ernsteste provoziert worden sind. Dennoch stellen sich die derzeitigen Tatsachen ganz eindeutig dar: Die Maßnahmen können kaum in Übereinstimmung gebracht werden mit den Zielsetzungen der Vereinten Nationen, die wir alle unterschrieben haben ... Unter den Umständen, die ich hier beschrieben habe, wird es keine Verwicklung der Vereinigten Staaten in die gegenwärtigen Feindseligkeiten geben.⁵³

Die politische Intervention der Vereinigten Staaten und vor allem ihre Drohung, die währungspolitische Unterstützung der Sterling-Zone einzustellen, führten zum Rücktritt des britischen Premierministers Eden.⁵⁴ In Großbritannien sensibilisierte dieser Umbruch aber über diese konkreten Folgen hinaus das Bewusstsein für die Überdehnung des Empire und die daher notwendige Fortsetzung des in Asien bereits begonnenen Dekolonisationsprozesses in Afrika.⁵⁵ Die französische Vierte Republik erlebte nach der Zäsur von 1954 in Indochina nun eine weitere außenpolitische Niederlage. Bei vielen Zeitgenossen verstärkte sich die Kritik an einem politischen System, das man hinsichtlich der exekutiven Schwäche im Angesicht einer internationalen Krise mit der späten Dritten Republik am Ende der 1930er Jahre verglich. Nach den tiefgreifenden Einschnitten von 1954 und 1956 stellte nunmehr vor allem Nordafrika mit Algerien den entscheidenden Rückzugsraum der französischen Kolonialpolitik dar.⁵⁶

Nach der Niederlage im Suezkrieg und der politischen Intervention der USA, der Harold Macmillan in Großbritannien direkt und de Gaulle in Frankreich indirekt ihre politischen Ämter mitverdankten, dynamisierte sich der Prozess der Dekolonisation in Afrika erheblich.⁵⁷ War der *trans-*

⁵³ Rundfunk und Fernsehansprache Präsident Eisenhowers, 31. Oktober 1956, zitiert nach: Czempiel/Schweitzer, Weltpolitik (Anm. 8), S. 195.

⁵⁴ Vgl. K. Schröder, Die Stellung des britischen Pfund in der internationalen Währungshierarchie. Eine monetäre Analyse Großbritanniens 1945–1985, Marburg 2002, passim; Holland, End (Anm. 5), S. 224 ff.

⁵⁵ Vgl. P. Clarke, Hope and Glory. Britain 1900–1990, London 1996, S. 260–63; U. Lehmkuhl, „Vom Umgang mit dem Niedergang“. Strategien der Sicherung britischer Machtpositionen in der internationalen Politik vor und nach Suez, in: W. Heinemann/N. Wiggershaus (Hrsg.), Das internationale Krisenjahr 1956. Polen, Ungarn, Suez, München 1999, S. 589–614; H.-J. Grabbe, Suez and Beyond: Great Britain as a Second-Rank Power, in: M. Wala (Hrsg.), Gesellschaft und Diplomatie im transatlantischen Kontext, FS. für Reinhard R. Doerries zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1999, S. 291–304, sowie W. Kaiser/G. Staerck (Hrsg.), British Foreign Policy 1955–1964. Contracting Options, London 2000, passim.

⁵⁶ Vgl. D. Zimmermann, Frankreich und die Suezkrise 1956, in: Heinemann/ Wiggershaus (Hrsg.), Krisenjahr (Anm. 55), S. 395–422.

⁵⁷ Vgl. P. Gilford/W. M. Roger Louis (Hrsg.), Decolonization and African Independence. The Transfers of Power, 1960–1980, New Haven 1988; John R. Har-

fer of power in Afrika zum Zeitpunkt der Suezkrise noch kaum eingeleitet, sahen sich Großbritannien und Frankreich nun angesichts ihres veränderten internationalen Gewichts und der Dominanz der Supermächte USA und Sowjetunion gezwungen, in die politische Offensive zu gehen und ihre afrikanischen Kolonien in die Unabhängigkeit zu entlassen. Symptome dieses durch die Erfahrung von Suez erheblich katalysierten Prozesses waren die spektakulären Afrikareisen Macmillans und de Gaulles. Der Erklärung de Gaulles in Dakar vom Dezember 1959, er sei bereit, auch diejenigen Staaten für eine französische Union zu akzeptieren, die für die Unabhängigkeit optierten, folgte im Januar 1960 die berühmte Rede Macmillans in Accra, wo er vom *wind of change* sprach, der durch Afrika wehe.⁵⁸ Der krisenhafte Erfahrungsumbruch seit 1945, die Erfahrung der Suezkrise und des veränderten internationalen Gewichts beider Mächte lösten nun einen regelrechten Wettlauf zwischen Großbritannien und Frankreich aus. Hatten sie 1956 in Suez noch auf ein gemeinsames Handeln gesetzt, verfolgten sie in Afrika nun je unterschiedliche Strategien.⁵⁹

5. Die Aktualität der Verflechtung: *Anglobalization* und Empire-Revisionismus als geschichtspolitische Legitimationsstrategien

Die hier allenfalls skizzierte Perspektive von Empires und Dekolonisation als einer Verflechtungsgeschichte besitzt in einer weiteren Hinsicht erhebliche Aktualität. Das verweist auf die seit einigen Jahren im angelsächsischen Raum intensiv geführte Debatte um das Erbe der Empires. Sie hat sich weniger an der französischen Diskussion orientiert, sondern sich auf die Frage der Vorbildhaftigkeit des britischen Empire für die Vereinigten Staaten konzentriert.⁶⁰ Hier zeigt sich die Verflechtung nicht als historisches, sondern als geschichtspolitisches Phänomen und im Rahmen der Deutungskontroversen um die Einordnung europäischer Empires nach

greaves, *Decolonization in Africa*, London 1988; Ch.-R. Ageron/M. Michel (Hrsg.), *L'Afrique noire française. L'heure des Indépendances*, Paris 1992, sowie D. Birmingham, *The Decolonization of Africa*, London 1995.

⁵⁸ Vgl. R. Owendale, *Macmillan and the Wind of Change in Africa, 1957-1960*, in: *Historical Journal* 38 (1995), S. 455-78, sowie R. Hyam, *Wind of Change: the Empire and Commonwealth*, in: W. Kaiser/G. Staerck (Hrsg.), *British Foreign Policy 1955-1964. Contracting Options*, London 2000, S. 190-208.

⁵⁹ Rothermund, *Delhi* (Anm. 42), S. 122 ff.; Beatrice Heuser, *John Bull und Marianne. Das Auseinanderleben zweier alter Verbündeter*, in: W. Heinemann/N. Wiggershaus (Hrsg.), *Das internationale Krisenjahr* (Anm. 55), S. 553-71.

⁶⁰ Vgl. J. Leonhard/U. von Hirschhausen, „New Imperialism“ oder „Liberal Empire“? Niall Fergusons Empire-Apologik im Zeichen der „Anglobalization“, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 3 (2006), S. 121-28.

dem Ende der Dekolonisation. Der Zeitpunkt der Veröffentlichung zweier in kurzem Abstand erschienener Bücher von Niall Ferguson über das britische und das amerikanische Empire kann dabei nicht überraschen.⁶¹ Denn mit der Globalisierung der Wirtschaftsmärkte und Finanzströme auf der einen Seite sowie der terroristischen Dimensionen nach dem 11. September 2001 stellt sich die Frage nach den globalen Bedingungen für politische Stabilität und ökonomischen Fortschritt neu und radikaler als zuvor.

Von den kritischen Prämissen der angloamerikanischen Empire-Historiographie in der Folge der von Edward Said begründeten Postkolonialismus-Debatte unterscheiden sich beide Bücher grundlegend. Said gelang es, die den zeitgenössischen Empire-Diskurs prägenden Orientalwissenschaften als Teil eines seit der Aufklärung vorherrschenden Eurozentrismus und damit als Legitimationsinstrument für die Expansion und Verdichtung politischer Herrschaft und kultureller Dominanz darzustellen.⁶² Die Rezeption von Saims Thesen hat innerhalb der Empire-Forschung den Trend von der diplomatie-, politik- und wirtschaftshistorischen Zielsetzung zu sozial- und vor allem kulturgeschichtlichen Vorgehensweisen enorm verstärkt.⁶³ Ferguson geht es dagegen gerade nicht um kulturalistische Fragen nach den komplexen Beziehungen zwischen Metropolen und

⁶¹ N. Ferguson, *Empire. How Britain Made the Modern World*, London 2003 (in den USA erschienen als: *Empire. The Rise and Demise of the British World Order and the Lessons for Global Power*, New York 2003); Ders., *Colossus. The Rise and Fall of the American Empire*, London 2004 (in den USA erschienen als: *Colossus. The Price of America's Empire*, New York 2004); dt.: *Das verlegnete Imperium. Chancen und Risiken amerikanischer Macht*, Berlin 2004.

⁶² Vgl. E. W. Said, *Orientalism*, London 1978; ders., *Culture and Imperialism*, London 1993; J. M. MacKenzie, *Orientalism. History, Theory, and the Arts*, Manchester 1995; J. Osterhammel, Edward W. Said und die „Orientalismus“-Debatte. Ein Rückblick, in: *Asien – Afrika – Lateinamerika* 25 (1997), S. 597-607; A. L. Macfie (Hrsg.), *Orientalism. A Reader*, Edinburgh 2000; vgl. auch C. A. Breckenridge/P. van der Veer (Hrsg.), *Orientalism and the Postcolonial Predicament. Perspectives on South Asia*, Philadelphia 1993, sowie T. Ballantine, *Orientalism and Race. Aryanism in the British Empire*, Basingstoke 2002.

⁶³ Vgl. R. B. Inden, *Imagining India*, Oxford 1990; M. Shihna, *Colonial Masculinity. The 'Manly' Englishman and the 'Effeminate' Bengali in the Late Nineteenth Century*, Manchester 1995; A. McClintock, *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Context*, New York 1995; C. Hall (Hrsg.), *Cultures of Empire. Colonizers in Britain and the Empire in the 19th and 20th Centuries*, New York 2000; P. Anker, *Imperial Ecology. Environmental Order in the British Empire 1895-1945*, Cambridge 2001; M. Procida, *Married to the Empire. Gender, Politics and Imperialism in India 1883-1947*, Manchester 2002; P. Bose, *Organizing Empire. Individualism, Collective Agency, and India*, Durham 2003, sowie E. Buettner, *Empire Families. Britons and Late Imperial India*, Oxford 2004.

Kolonien oder um eine kritische Sicht der kulturellen Imperialismen. Er verknüpft in beiden Büchern die Geschichte des britischen Empire und seiner welthistorischen Funktionen mit der aktuellen Situation der Vereinigten Staaten. Für ihn verheißt der Blick in die Vergangenheit des britischen Empire nicht allein Aufschluss über die erste umfassende und erfolgreiche Globalisierung am Ende des 19. Jahrhunderts, sondern liefert auch eine außenpolitische Handlungsanweisung für die Gegenwart. Der Begriff des Empire wird von seinen kritischen oder negativen Konnotationen und damit von den Erfahrungen der Dekolonisation gelöst und als alternatives Handlungsmuster für die Beseitigung von politischer, sozialer und ökonomischer Ungleichheit, von Demokratiedefiziten und internationaler Instabilität entwickelt. Gareth McLean hat die Thesen Fergusons denn auch pointiert mit dem Satz zusammenfassen können: „*Empires aren't actually that bad*“.⁶⁴

Ferguson zweifelt nicht daran, dass die Globalisierung kein Schlüsselbegriff des 21. Jahrhunderts ist, sondern eine Leistung des britischen Empire, die sich am Ende des 19. Jahrhunderts im Blick auf Indien und Ägypten dokumentieren lässt. Für diese Annahme einer Globalisierung vor der Globalisierung rekurriert er nicht auf die imperialismuskritische Sicht, sondern auf die besonderen Leistungen des britischen Empire: den Export der englischen Sprache und deren Entwicklung zum globalen Sprachmedium der Welt, das anglikanische Christentum, demokratische Institutionen, Rechtsstaatlichkeit, kapitalistische Produktionsweise und freien Welthandel. Das Empire trug in dieser Sicht nicht zur Vertiefung, sondern zur Verringerung der Kluft zwischen den industrialisierten Staaten Europas und Nordamerikas einerseits sowie Afrikas und Asiens andererseits bei. Um 1900, so Ferguson, stand das Empire als Motor und Katalysator für eine erste erfolgreiche Globalisierung von wirtschaftlicher und handelspolitischer Dynamik, für eine neue Stufe in der Mobilität von Menschen, Kapital und Wissen sowie der transnationalen Kommunikation. Gerade der Export britischer Institutionen sei für diese Gesellschaften zum Kern ihrer späteren Entwicklung geworden. Der Export von Menschen, Kapital und Wissen katalysierte den Wandel weit über Europa hinaus. Aber nicht unproblematisch ist die Ausweitung dieser These zu einer neuen Funktionalisierung des Empire, das nicht nur als wirtschaftliche, sondern auch als politische und rechtliche Modernisierungsagentur herangezogen, ja als Modell einer Weltregierung stilisiert wird:

“In short, what the British Empire proved is that empire is a form of international government that can work – and not just for the benefit of the ruling

⁶⁴ G. McLean, *Imperial Weight*, in: *Guardian*, 10. Januar 2003.

power. It sought to globalize not just an economic but a legal and ultimately a political system too.”⁶⁵

Die geschichtspolitische Verflechtung setzt dort an, wo Ferguson im Zeichen der *Anglobalization* das Vorbild des britischen Empire für die Politik der Vereinigten Staaten in der Gegenwart behandelt.⁶⁶ Auch hier zeigt sich noch einmal eine Verschiebung der transatlantischen Konstellation: Im Sinne einer globalen *translatio imperii* müssten die USA das Erbe des britischen Empire, seine internationale Fortschritts- und Stabilisierungsfunktion, annehmen und entsprechend handeln. Hier dient die Geschichte des britischen Empire als Kriterium und Handlungsmuster für die Gegenwart. Das Ergebnis ist eine Aufforderung an die USA, den von Rudyard Kipling einst artikulierten *White Man's Burden* ernstzunehmen und sich nicht auf einen selbstgewählten Isolationismus zurückzuziehen. Faktisch seien die USA *“an empire that lacks the drive to export its capital, its people and its culture to those backward regions which need them most urgently and which, if they are neglected, will breed the greatest threats to its security. It is an Empire, in short, that dare not speak its name. It is an empire in denial”*.⁶⁷ Auch in Großbritannien hat diese These eine kontroverse Diskussion angeregt: Während etwa Linda Colley versucht hat, die Verantwortung Großbritanniens für die späteren Leiden der ehemaligen Kolonien zu relativieren, hat vor allem Paul Gilroy gegen die Idee eines neuen nordamerikanischen Imperiums in der Tradition des britischen Empire argumentiert und als Gegenentwurf den Begriff der *conviviality* eingeführt, eine tolerante Gastfreiheit und das mögliche Nebeneinander von Ethnien in den postkolonialen Metropolen.⁶⁸

Ferguson nimmt die historischen Leistungen des britischen Empire als Maßstab für ein *Liberal Empire*, zu dem sich die Vereinigten Staaten bekennen müssten, denn weder in der Europäischen Union noch in den Vereinten Nationen und auch nicht in dem von beiden Akteuren vertretenen Multilateralismus kann er machtvolle Faktoren einer möglichen internationalen Stabilisierung erkennen.⁶⁹ Nur so könnten die USA als verbliebene

⁶⁵ Ferguson, *Empire* (Anm. 61), S. 371.

⁶⁶ Ebd., S. 379.

⁶⁷ Ebd., S. 381.

⁶⁸ Vgl. L. Colley, *Captives. The Story of Britain's Pursuit of Empire and How Its Soldiers and Civilians were held captive by the Dream of Global Supremacy, 1600–1850*, New York 2002, sowie P. Gilroy, *After Empire. Melancholia or Convivial Culture*, Oxford 2004.

⁶⁹ Ferguson, *Colossus* (Anm. 61), S. 169ff. und 227ff.; vgl. B. Greiner, *Die Welt als Wille und Vorstellung. Niall Ferguson über die Notwendigkeit eines liberalen Imperiums*, in: *DIE ZEIT*, 1. Juli 2004.

ökonomische, politische und militärische Supermacht ihrer international stabilisierenden und demokratisierenden Aufgabe in einer unübersichtlich gewordenen Welt gerecht werden. Das Leitmotiv dieser historisch informierten Kritik ist die These, dass die USA nach dem Ende siegreicher Feldzüge versagt hätten. Immer wieder seien die dann eingesetzten Mittel für den wirtschaftlichen Wiederaufbau und die Entwicklung demokratischer Institutionen zu gering gewesen. Dem militärischen Triumph sei so immer wieder eine Phase der Enttäuschung und des Rückzugs gefolgt. Demgegenüber appelliert Ferguson an imperiale Entschlossenheit, wie er sie etwa in der Person von General MacArthur erkennt. Die geschichtspolitische Selbstversicherung, die sich hier zeigt, steht im Zeichen der Bereitschaft zur weltweiten Intervention in der britischen und amerikanischen Außen- und Sicherheitspolitik und des Versuchs, nach dem Vorbild des britischen Empire der Idee eines *Liberal Imperialism* eine eigene Kontur zu geben. Gegenüber dieser atlantischen *special relationship* bleibt der alternative Blick auf Kontinentaleuropa bei de Gaulles Prämisse von der bloßen Addition der Vaterländer stehen.⁷⁰ So ist auch im Erbe der verschwundenen Empires die Verflechtung zwischen britischen Erfahrungen und der amerikanischen Position der Gegenwart erkennbar.⁷¹

6. Zusammenfassung: Die Dekolonisationskrise als Auftakt zur Transformation

(1) Als Krisenanalytiker mahnte Jacob Burckhardt, der Historiker brauche zur angemessenen Urteilsbildung einen zeitlichen Abstand, um die Konsequenzen einer historischen Krise angemessen betrachten zu können.⁷² Angesichts des 1997 mit dem Übergang der ehemaligen Kronkolonie Hongkong an China abgeschlossenen Dekolonisationsprozesses und der Bedeutung der europäischen Integration für Frankreich und auch Großbritannien wird man von einem solchen Zeitraum inzwischen sprechen dürfen. Der systematisch kontrastierende Vergleich erweist vor allem, dass beide eingangs skizzierten Elemente, also die Beschleunigung sowie die Überlagerung verschiedener Krisenphänome, in den Dekolonisationsprozessen nach 1945 entscheidende Bedeutung hatten, allerdings mit jeweils charakteristischen Unterschieden. Betrachtet man das Ausmaß an Gewalt und

⁷⁰ Ferguson, *Colossus* (Anm. 61), S. 256 f.

⁷¹ Vgl. auch W. H. Morris-Jones/G. Fischer, *Decolonisation and After*, London 1980, sowie W. J. Mommsen/J. Osterhammel (Hrsg.), *Imperialism and After. Continuities and Discontinuities*, London 1986.

⁷² Vgl. Burckhardt, *Studium* (Anm. 2), S. 342-76.

vor allem die Umbruchgeschwindigkeit nach der Entlassung Indiens in die Unabhängigkeit 1947 sowie die Dekolonisationsschübe seit Mitte der 1950er Jahre, mit denen britische und französische Zeitgenossen noch am Ende der 1940er Jahre keinesfalls hatten rechnen können, so wird an der Krisenhaftigkeit der Dekolonisation in historischer Perspektive nicht zu zweifeln sein. Dabei stellten die Entlassung Indiens in die Unabhängigkeit 1947, der französische Indochinakrieg bis 1954, die Suezkrise 1956 sowie schließlich die Zuspitzung des Algerienkonflikts 1958 die wohl wichtigsten Initialereignisse dar, die den Dekolonisationsprozess von Asien ausgehend auch auf Afrika übergreifen ließen.

(2) Weit stärker als im britischen Fall erklärt die Überlagerung besonderer Krisenphänomene im Falle Frankreichs den besonderen Charakter der Dekolonisation und ihre Rückwirkungen auf Staat und Gesellschaft Frankreichs. In Indochina ging es um die Verteidigung des überkommenen Großmachtstatus nicht zuletzt zur Kompensation der traumatischen Erfahrungen zwischen 1940 und 1944. Das überlagerte sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs mit der Konstellation des Kalten Krieges. Dadurch wurde der Konflikt zugleich internationalisiert und prolongiert. Während der Indochinakrieg mit Kolonialtruppen geführt wurde, kamen im Algerienkrieg französische Wehrpflichtige zum Einsatz. Damit rückte dieser Konflikt unmittelbar in das Zentrum der französischen Gesellschaft. In Algerien überlagerte sich zudem die latente innenpolitische Systemkrise der Vierten Republik mit der Herausforderung der Dekolonisation eines Landes, das für die französischen Zeitgenossen unmittelbar mit dem Selbstverständnis Frankreichs als souveräner Nationalstaat und Siegermacht des Weltkriegs verbunden war. Hinzu trat die Bürgerkriegskonstellation innerhalb Algeriens. Der Konflikt war aber nicht Ursache des Untergangs der Vierten Republik, sondern eher Anlass und Katalysator. Dennoch zeigte sich hier eine Überlagerung von Innenpolitik und Dekolonisationsproblematik, für die es im überseeischen Empire Großbritanniens zumindest nach 1945 keine vergleichbare Konstellation gab.

(3) Wo es allerdings im britischen Fall zu einer Überlagerung von Home-Rule-Problematik und britischer Innenpolitik kam und die Separierung zwischen äußerer Kolonial- und innerer Politik versagte, dort war auch die Gewalthaftigkeit besonders stark ausgeprägt, wie die blutigen Konflikte um Irland vor 1922 und bis heute zeigen.⁷³ Im britischen Falle wird man daher im Gegensatz zu einer *whig historiography* der Dekolonisation als von vornherein geplanter und erfolgreich durchgeführter Krisenstrategie von einer in vieler Hinsicht überstürzten und improvisierten Politik nach

⁷³ Vgl. A. Gregory, *Peculiarities of the English? War, Violence and Politics: 1900–1939*, in: *Journal of Modern European History* 1/1 (2003), S. 44–59, hier: S. 52 ff.

1945 sprechen müssen. Die Beurteilung der Krisen- und Gewalthaftigkeit dieser Prozesse hängt dabei entscheidend von der Perspektive ab: In vielen Fällen wie vor allem in Indien zogen die Briten früh genug ab, um nicht zu Verwaltern blutiger Konflikte werden zu müssen. Im Falle Indiens kam es nach der Unabhängigkeit zur Abspaltung Pakistans und zu gewaltsamen ethno-religiösen Konflikten, die bis heute andauern und die Instabilität der Region bestimmen. Auch in anderen Fällen, so im Vorgehen gegen die kommunistischen Guerillas in Malaya und in der Unterdrückung des Mau-Mau-Aufstandes der Kikuyu in Kenia, kann von einer gewaltlosen und krisenfreien Dekolonisationspolitik Großbritanniens keine Rede sein.⁷⁴ In dieser Perspektive wird man die Unterschiede zwischen Frankreich und Großbritannien nicht überspitzen dürfen.

(4) Nirgendwo wurde die Überlagerung von Innenpolitik und Internationalem System, sowie die Verquickung von Macht- und Symbolpolitik so sichtbar wie in der Krise der Vierten Französischen Republik von 1958 und im Phänomen Charles de Gaulles.⁷⁵ Seine Antwort auf die spezifische Krisenkonstellation im Sommer 1958 bediente sich einer Strategie, die zwar einzelne bonapartistische Faktoren enthielt – die Wendung gegen die Legislative, der allerdings fragile Rückhalt des Militärs, der Rückgriff auf plebiszitäre Elemente – ohne doch ein Ausdruck des Bonapartismus zu sein.⁷⁶ Auch auf dem Höhepunkt der Krise zeigte de Gaulle keine Bereitschaft zu einem Staatsstreich, sondern bekannte sich zu den republikanischen Werten als Grundlage Frankreichs. De Gaulle vermochte als charismatischer Politiker und Offizier die militärischen Eliten weitgehend in diesen Prozess zu integrieren, auch wenn seine Dekolonisationspolitik gegenüber Algerien mittelfristig zur Abspaltung eines Teils des kolonialen Offizierskorps führte, der auch vor Terror nicht zurückschreckte.⁷⁷ Zu dieser Konstellation einer Spannung zwischen ziviler und militärischer Füh-

⁷⁴ Vgl. C. G. Rossberg Jr./J. Nottingham, *The Myth of Mau Mau. Nationalism in Kenya*, New York 1966, sowie A. J. Stockwell, *British Imperial Policy and Decolonization in Malaya, 1942-52*, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 13 (1984), S. 68-87.

⁷⁵ Vgl. J. Jackson, *Charles de Gaulle*, London 1990; J. Lacouture, *De Gaulle: The Ruler*, London 1991; A. Shennan, *De Gaulle*, London 1993; M. Agulhon, *Ist de Gaulle in die nationale Mythologie eingegangen?*, in: Y. Bizeul (Hrsg.), *Politische Mythen und Rituale in Deutschland, Frankreich und Polen*, Berlin 2000, S. 213-18, sowie E. Weisenfeld, *Charles de Gaulle - der Umgang mit der eigenen Legende*, in: W. Nippel (Hrsg.), *Virtuosen der Macht. Herrschaft und Charisma von Perikles bis Mao*, München 2000, S. 207-22.

⁷⁶ Vgl. R. Gildea, *The Past in French History*, New Haven 1994, S. 62-111.

⁷⁷ Vgl. O. Dard, *L'armée française face à l'Organisation Armée Secrète (O.A.S.)*, in: O. Forcade/É. Duhamel/Ph. Vial (Hrsg.), *Militaires en république 1870-1962*, Paris 1999, S. 687-99.

rung gab es in Großbritannien kein Pendant. Der Erfolg de Gaulles lässt sich mit Burckhardt in gewisser Weise als ein *Abschneiden*, ein Ablenken und Kanalisieren der unmittelbaren Krise deuten,⁷⁸ vor allem durch sein persönliches Auftreten in Algerien in den kritischen Wochen im Sommer 1958 und die Versicherung der politischen Unterstützung der wichtigsten politischen Kräfte in Paris. De Gaulle vermochte ein durch die Krise und die Paralyse der politischen Organe der Vierten Republik entstandenes Machtvakuum durch eine charismatische Politikstrategie erfolgreich zu füllen und damit Zeit für den Dekolonisationsprozess zu gewinnen.⁷⁹

(5) Im Gegensatz zu Großbritannien führten die Krisenereignisse der 1950er Jahre von der Niederlage in Indochina über die Suez-Krise bis zum Konflikt in Algerien und dem damit einhergehenden Ende der Vierten Republik zu einer raschen und fundamentalen Neuausrichtung Frankreichs hinsichtlich seiner außenpolitischen Determinanten. Flankiert und kompensiert von einer rhetorischen Aufwertung im Zeichen der *grandeur* und symbolpolitischen Akten wie der Entwicklung einer eigenen Atomwaffe, führte das Ende des politischen Großmachtstatus und der krisenhafte Dekolonisationsprozess zu einer Umorientierung, die sich langfristig vor allem in einer forcierten Europapolitik äußerte. Allerdings bedeutete dies zu Beginn der 1960er Jahre keinesfalls eine supranationale Integration mit dem Ziel einer politischen Union, welche die Übertragung von Souveränitätsrechten bedeutet hätte, sondern reflektierte das Konzept von de Gaulles *Europe des patries*. Zur realpolitischen Orientierung de Gaulles und der Einsicht in die durch die Dekolonisation veränderten Gegebenheiten des außenpolitischen Handlungsspielraums Frankreichs gehörte die Konzentration auf Europa als politischen Raum, um die beherrschende kontinentaleuropäische Position Frankreichs und seinen Anspruch als mittlere Weltmacht zu konturieren.⁸⁰ Dem diente nicht allein die bilaterale Strategie gegenüber der Bundesrepublik, sondern auch das zweimalige Veto, mit dem er in den 1960er Jahren den Versuchen Großbritanniens begeg-

⁷⁸ Vgl. Burckhardt, Studium (Anm. 2), S. 349f.

⁷⁹ Vgl. J. Charlot, *The Gaullist Phenomenon*, London 1971; A. Hartley, *Gaullism. The Rise and Fall of a Political Movement*, London 1972; Ph. M. Williams/M. Harrison, *Politics and Society in De Gaulle's Republic*, London 1971; Ph. M. Williams, *De Gaulle's Republic*, London 1979, sowie S. Berstein, *The Republic of de Gaulle*, London 1993.

⁸⁰ Vgl. H. J. Axt, *Frankreich in der Europäischen Union*, in: Christadler/Uterwedde, *Länderbericht Frankreich* (Anm. 5), S. 465-83, sowie Maurice Vaïsse, *La politique européenne de la France en 1965: pourquoi "la chaise vide"?*, in: W. Loth (Hrsg.), *Crises and Compromises: The European Project 1963-1969*, Baden-Baden 2001, S. 193-214.

nete, Mitglied der EWG zu werden.⁸¹ Andererseits gehörte dazu auch eine vom Gedanken der nationalen Souveränität geleitete Politik Frankreichs, so vor allem in der sicherheitspolitischen Entscheidung, sich von den militärischen Strukturen der NATO zurückzuziehen und mit der *Force de frappe* eine eigene Nuklearwaffe zu entwickeln. Die ersten politischen Entscheidungen dazu waren bereits 1954 gefallen, also im unmittelbaren Kontext der Indochina-Krise.⁸² Die *Force de frappe* war keineswegs de Gaulles Erfindung, ihre politische Begründung verwies auf den krisenhaften Dekolonisationsprozess der 1950er Jahre und die Suche nach neuen Instrumenten, um den internationalen Anspruch Frankreichs zu legitimieren. Dies wandte sich vor allem gegen den sicherheitspolitischen Anspruch der Vereinigten Staaten und zielte auf eine weltpolitische Sonderposition Frankreichs mit dem Recht der Mitsprache in wichtigen Entscheidungen.⁸³

(6) Die Krisenerfahrung der Dekolonisation war für Frankreich wie für Großbritannien untrennbar mit einer transatlantischen Verflechtung und dem Wandel transatlantischer Konstellationen verbunden. Sie hatte sich bereits nach dem Ende des Ersten Weltkriegs angedeutet, dann aber nach der Umbruchserfahrung des Zweiten Weltkriegs und angesichts der Konfliktkonstellation des Kalten Krieges dynamisiert. Die Vereinigten Staaten

⁸¹ Vgl. J. Dülffer, Von der Vierten zur Fünften Republik. De Gaulle und die französische Außenpolitik 1958–1960, in: *Francia* 24/3 (1997), S. 183–86; U. Lappenküper, Neue Quellen und Forschungen zu den deutsch-französischen Beziehungen zwischen „Erbfeindschaft“ und „Entente Élémentaire“ (1944–1963) und ihren internationalen Rahmenbedingungen, in: *Francia* 24/3 (1997), S. 133–51; W. Loth, Jean Monnet, Charles de Gaulle und das Projekt der Politischen Union (1958–1993), in: A. Wilkens (Hrsg.), *Interessen verbinden. Jean Monnet und die europäische Integration der Bundesrepublik Deutschland*, Bonn 1999, S. 253–67, sowie S. Schirrmann, Charles de Gaulle und sein Europa, in: H. Duchhardt (Hrsg.), *Europäer des 20. Jahrhunderts. Wegbereiter und Gründer des „modernen“ Europa*, Mainz 2002, S. 165–80; vgl. zur britischen Position K. Steinnes, *The European Challenge: Britain's EEC Application of 1961*, in: *Contemporary European History* 7/1 (1998), S. 61–79, sowie W. Kaiser, *From Laggard to Leader? The United Kingdom's 1961 Decision to Apply for EEC Membership*, in: A. Deighton (Hrsg.), *Widening, Deepening, and Acceleration: The European Economic Community 1957–1963*, Baden-Baden 1999, S. 257–69.

⁸² Vgl. B. Bagnato, *Une solidarité ambiguë: L'OTAN, la France et la guerre d'Algérie (1954–1958)*, in: *Revue d'histoire diplomatique* 115/4 (2001), S. 329–5; G. H. Soutou, *La France et la défense européenne du traité d'Elysée au retrait de l'OTAN (1963–1966)*, in: W. Loth, *Crises and Compromises (Ann. 80)*, S. 21–46.

⁸³ Vgl. Ph. G. Cerny, *The Politics of Grandeur. Ideological Aspects of De Gaulle's Foreign Policy*, Cambridge 1980, sowie R. O. Paxton/N. Wahl (Hrsg.), *De Gaulle and the United States. A Centennial Reappraisal*, Oxford 1994, sowie R. Challener, Dulles and de Gaulle, in: *ebd.*, S. 143–68.

und in gewissem Maße auch die Vereinten Nationen wurden die überkommenen Großmachtsprüche Frankreichs und Großbritanniens traf. Sowohl die britische Orientierung an der *special relationship* mit den Vereinigten Staaten als auch die Anlehnung der Vierten Republik an die USA, bei der sich kolonial- und innenpolitische Motive überlagerten, gerieten im Verlauf der 1950er Jahre in eine Krise, die mit dem Suez-Konflikt 1956 kulminierte. Von hier aus wurden vielfältige Neuorientierungen katalysiert. Langfristig wurden in Großbritannien wie in Frankreich sowohl die europapolitischen Prämissen als auch innen- und gesellschaftspolitische Prozesse, vor allem der Umgang mit ethnischen Minderheiten, vom Erbe der Empires und den Erfahrungen der Dekolonisation geprägt.⁸⁴ Aber auch hier zeigen sich wesentliche Unterschiede: Im Gegensatz zur Neuorientierung Frankreichs unter de Gaulle, der außenpolitisch das Konzept der *grandeur* mit dem Anspruch einer mittleren Weltmacht und innenpolitisch *participation* und staatlich forcierte technologische Modernisierung entsprachen, blieben die politischen Folgen der britischen Dekolonisation zunächst begrenzter. Eine abrupte Neuorientierung unterblieb und trägt mit zur Beantwortung der Frage bei, warum sich die Annäherung Großbritanniens an die Europäische Gemeinschaft zögerlich und verspätet vollzog. Der vom krisenhaften Dekolonisationsprozess und der Krise der Vierten Republik in Frankreich ausgehende Veränderungsdruck war in Großbritannien in dieser Form und als politischer Katalysator deutlich weniger stark ausgeprägt. Langfristig allerdings eröffnete auch für Großbritannien der Abschied vom Empire einen eigenen Weg nach Europa, der von einer skeptischen Position gegenüber dem Ausmaß der Übertragung von Souveränitätsrechten im Rahmen der europäischen Integration geprägt blieb.⁸⁵ Auch die anhaltende Diskussion

⁸⁴ Vgl. Wurm, Integrationspolitik (Anm. 13), passim; I. Sturm-Martin, Zuwanderungspolitik in Großbritannien und Frankreich. Ein historischer Vergleich 1945–1962, Frankfurt a. M. 2001; Dies./K. Schönwälder, Offenheit und Abgrenzung: Großbritanniens Umgang mit Einwanderung und Minderheiten, in: Dies. (Hrsg.), Die britische Gesellschaft zwischen Offenheit und Abgrenzung. Einwanderung und Integration vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Berlin 2001, S. 9–16; I. Sturm-Martin, Liberale Tradition und internationales Image: Regierungspolitik in der Dekolonisationsphase, in: ebd., S. 112–32, sowie P. Krüger, Das unberechenbare Europa. Epochen des Integrationsprozesses vom späten 18. Jahrhundert bis zur Europäischen Union, Stuttgart 2006, S. 276–302.

⁸⁵ Vgl. W. Kaiser, The Political Reform Debate in Britain since 1945: the European Dimension, in: Contemporary British History 12/1 (1998), S. 48–76; C. A. Wurm, Britain and European Integration, in: CHE 7/2 (1998), S. 249–61; W. Kaiser, Using Europe, Abusing the Europeans. Britain and European Integration 1945–1963, London 1999; Ders., Neutral, nicht neutral, auch egal: Großbritannien, die Neutralen und die europäische Integration 1945–1972, in: M. Gehler

über das Erbe des britischen Empire unterstreicht eine eigene Verflechtungsdimension, die jenseits der außen- und sicherheitspolitischen Aspekte der *special relationship* zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten eine geschichtspolitische Bedeutung gewinnt. Damit bleibt das Erbe des britischen Empire weit über das Ende der Dekolonisationsphase hinaus ein kontroverser Orientierungspunkt für die Formulierung von Erwartungen an das amerikanische Empire im 21. Jahrhundert.

Im beschleunigten Dekolonisationsprozess nach 1945 lassen sich mithin zwei Tendenzen erkennen: einerseits die Steigerung und Beschleunigung einer krisenhaften Erschütterung in Status, Handlungsrahmen und Instrumentarium der überkommenen Großmächte Frankreich und Großbritannien, andererseits der Beginn einer langfristigen und umfassenden Neuausrichtung, die sich in Frankreich und Großbritannien mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten und mit unterschiedlichen Zielen abzeichnete. Für beide Länder markierte die Dekolonisation als Krisenphänomen das Ende einer historischen Epoche, die auf das lange 19. Jahrhundert und die Dominanz des nationalstaatlichen Souveränitätsbegriffes verwies, und zugleich den Auftakt zu einer Neuorientierung, für welche die europäische Integration und der Wandel der transatlantischen Konstellation die entscheidenden Determinanten waren.

(Hrsg.), *Die Neutralen und die europäische Integration 1945–1995*, Köln 2000, S. 44–60; A. Briggs, *Britain and Europe after 1945*, in: Birke/Brechtken/Searle (Hrsg.), *Dialogue* (Anm 5), S. 243–55; C. A. Wurm, *Britain and West European Integration, 1948–1949 to 1955: Politics and Economics*, in: J. Noakes/P. Wende/J. Wright (Hrsg.), *Britain and Germany in Europe 1949–2000*, Oxford 2002, S. 27–48; O. J. Daddow, *Britain and Europe since 1945. Historiographical Perspectives on Integration*, Manchester 2004.

Konjunkturen des Austauschs: Der transatlantische Kulturkontakt Frankreichs und der Bundesrepublik in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten

Bereits ein flüchtiger Blick auf den Forschungsstand¹ zeigt, dass das Gesamtbild europäischer Gleichzeitigkeiten und Ungleichzeitigkeiten des transatlantischen Kontakts nach 1945 überhaupt erst noch gezeichnet werden muss. Einem entsprechenden Vorhaben scheinen drei erhebliche Probleme entgegenzustehen: Erstens ist bislang keine explizit vergleichende Geschichte der durchaus ambivalenten deutsch-amerikanischen und französisch-amerikanischen Kulturkontakte nach 1945 geschrieben worden. Historiographische Vorbilder für ein solches Unterfangen fehlen: Wie die Kopplung von Vergleich und Transfer in ein schlüssiges Erzählmodell zugunsten einer ebenso divergenten wie offenen Geschichte Europas überführt werden kann, bleibt zu sehen.² Als zweites Problem erweist sich der Umstand, dass die europäisch-amerikanischen Beziehungen und Transfers gerade der Bundesrepublik Deutschland, Frankreichs oder auch Großbritanniens zum einen länderspezifisch isoliert und nicht vergleichend und zum anderen grundsätzlich mit weitaus größerer Intensität für den westdeutschen als für den französischen Fall bewertet worden sind.³ Schließ-

¹ Vgl. dazu die Einleitung zu diesem Band.

² Dabei bietet sich an, die Transferkonstellationen nach Sach- oder Politikfeldern (wie Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur) zu ordnen und innerhalb dieser Felder, sofern möglich, Periodisierungen vorzunehmen. So würde nicht nur dem Umstand Rechnung getragen, dass der interkulturelle Austausch in kontextbedingten Zyklen abläuft. Zugleich ergäben sich hieraus vielfältige Erzählstränge, indem einmal die langfristige Diachronie pro Politikfeld, ein anderes Mal die Synchronie von Transfers innerhalb bestimmter Zeitphasen betont werden kann. Strukturbildende Prüffragen sind variantenreich vorstellbar. Etwa die kontrafaktische Frage, ob und in welchem Maße die Rekonstituierung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg unter den Bedingungen der Ost-West-Konfrontation anders verlaufen wäre ohne eine amerikanische „Kulturoffensive“, die z. B. in Westdeutschland weit über die unmittelbare Besatzungszeit hinausreichte.

³ Den Forschungsstand markiert D. Junker u. a. (Hrsg.), *Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945–1990*, 2 Bde., Stuttgart, München 2001. Vgl. auch F. Becker/E. Reinhardt-Becker (Hrsg.), *Mythos USA. Zur „Amerikanisierung“ Deutschlands seit 1900*, Frankfurt a. M. 2006; A. Doering-Man-

lich stößt eine vorläufige Vergleichsskizze im westeuropäischen Maßstab drittens und selbst bei der Beschränkung auf Deutschland und Frankreich rasch auf jene Schwierigkeiten, die einer komparatistischen Forschung nur allzu vertraut sind: in vielen Stellen lassen die unterschiedlichen, (diplomatie-) ⁴ geschichtlichen, ⁵ politik-, ⁶ kultur-, ⁷ und literaturwissenschaftlichen ⁸ Blicke auf die Szene und mehr noch die unterschiedlichen historiographischen Vorbedingungen und Thementraditionen der länderspezifischen Beiträge ⁹ das Terrain nicht eben übersichtlicher erscheinen. Etwa hat sich die deutsche Forschung von jeher an zentraler Stelle an der Frage abgearbeitet, in welchem Maße der amerikanische Besatzungsmachtstatus nach 1945 westdeutschen Akteuren überhaupt autarke Handlungsspielräume belassen und ob bzw. wo vofaschistisch-demokratische Eigentraditio-

teuffel, Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999; K. Jarausch/H. Siegrist (Hrsg.), Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland, 1945–1970, Frankfurt a. M./New York 1997.

- ⁴ Vgl. zu den deutsch-amerikanischen Beziehungen u. a. Th. A. Schwartz, The United States and Germany after 1945. Alliances, Transnational Relations, and the Legacy of the Cold War, in: Diplomatic History [DH] 19 (1995), S. 549–568.
- ⁵ Vgl. R. Pommerin (Hrsg.), The American Impact on Postwar Germany, Providence, Oxford 1995; H. Bude/B. Greiner (Hrsg.), Westbindungen. Amerika in der Bundesrepublik, Hamburg 1999 und aus dem Bereich einer kulturgeschichte lich angereicherten „New Diplomatic History“ M. J. Hogan/Th. G. Petterson (Hrsg.), Explaining the History of American Foreign Relations, Cambridge 1991.
- ⁶ Vgl. G. Schwan, Antikommunismus und Antiamerikanismus: deutsches politisches Bewusstsein nach 1945, in: M. Berg u. a. (Hrsg.), Macht und Moral. Beiträge zur Ideologie und Praxis amerikanischer Außenpolitik im 20. Jahrhundert, FS für Knud Krakau, Münster 1999, S. 274–294.
- ⁷ Vgl. nach wie vor K. Maase, BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den 1950er Jahren, Hamburg 1992.
- ⁸ Vgl. H. Paul/K. Kanzler (Hrsg.), Amerikanische Populärkultur in Deutschland, Leipzig 2002.
- ⁹ Beiträge zum französisch-amerikanischen Verhältnis liegen erst seit den 1990er Jahren vor, vgl. E. Conze, Die gaullistische Herausforderung. Die deutsch-französischen Beziehungen in der amerikanischen Europapolitik 1958–1963, München 1995. Ein Ausbau der Transferanalyse zeichnet sich aber ab. Vgl. J. Portes, L’horizon américain, in: J.-P. Rioux/J.-F. Sirinelli (Hrsg.), La culture de masse en France de la Belle Époque à aujourd’hui, Paris 2002, S. 29–71; P. Guérlain, Observations transatlantiques: les américains français et les États-Unis, in: Revue française d’études américaines [REFA] 69 (1996), S. 85–109. Die einzige monographische Studie zum Thema stammt von R. F. Kuisel, *Seducing the French. The Dilemma of Americanization*, Berkeley ²1996.

nen wiederbelebt werden konnten.¹⁰ Die französisch-amerikanische Konstellation ist demgegenüber verstärkt unter dem Gesichtspunkt gegenseitiger Perzeption¹¹ und negativer Stereotypisierung betrachtet worden.¹² Neben Studien zum französischen Antiamerikanismus als historischem Langzeitphänomen¹³ oder zumindest als konjunkturelle Tendenz¹⁴ tritt auch die Rückfrage nach Spuren einer amerikanischen Frankophobie.¹⁵ Derweil wendet sich auch die amerikanische Forschung außerhalb von mehr oder minder klassischen diplomatiegeschichtlichen Analysen des frankoamerikanischen Bilateralismus¹⁶ längst gezielt den transatlantischen Kulturbezügen zu. Sie verlegt sich dabei auf breit angelegte „Cross-cultural Studies“, die die gegenseitige kulturelle Perzeption aus französischer¹⁷ oder – bevorzugt – amerikanischer Blickrichtung nachzeichnen¹⁸ und dabei gelegentlich durchaus assoziativ verfahren.¹⁹

¹⁰ Vgl. u. a. R. Morsey, *Die Bundesrepublik Deutschland. Entstehung und Entwicklung bis 1969*, München 2000, u. a. S. 152, 160-162.

¹¹ Vgl. z. B. S. Body-Gendrot, *If France didn't exist, Americans would have to invent it*, in: *French Politics, Culture & Society [FPC&S]* 21,2 (1993), S. 8-23.

¹² Vgl. u. a. Ph. Roger, *Rêves et cauchemars américaines. Les États-Unis au miroir de l'Opinion publique française, 1945-1953*, Paris 1996.

¹³ Vgl. J.-F. Revel, *L'Obsession anti-américaine: son fonctionnement, ses causes, ses conséquences*, Paris 2002 [engl. u. d. T. *Anti-Americanism*, San Francisco 2003]; Ph. Roger, *L'Ennemi américain: généalogie de l'antiaméricanisme français*, Paris 2002; J. Portes, *Une fascination réticente: Les États-Unis dans l'opinion française*, Nancy 1990.

¹⁴ Vgl. S. Meunier, *Anti-Americanisms in France*, in: *European Studies Newsletter* 34,3-4 (2005), S. 1-4; D. Lacorne/J. Rupnik/M.-F. Toinet (Hrsg.), *L'Amérique dans les têtes*, Paris 1986; A. Kaspi, *Mal connus, mal aimés, mal compris: Les États-Unis aujourd'hui*, Paris 1999.

¹⁵ Vgl. J.-Ph. Mathy, *The system of Frankophobia*, in: *FPC&S* 21 (2003), S. 24-33; S. Serfaty, *La France vue par les États-Unis: Réflexions sur la francophobie à Washington*, Paris 2002.

¹⁶ Vgl. für die Phase des „Kalten Krieges“ Ch. Cogan, *Oldest Allies, Closest Friends: The United States and France since 1940*, Westport 1994; F. Costigliola, *France and the United States. The Cold Alliance since World War II*, New York 1992; I. M. Wall, *The United States and the Making of Postwar France, 1945-1954*, Cambridge 1991. Zur Phase nach 1990 vgl. M. Brenner/G. Parmentier, *Reconcilable differences: US-French Relations in the New Era*, Washington D.C. 2002.

¹⁷ Vgl. J.-Ph. Mathy, *Extrême-Occident: French Intellectuals and America*, Chicago 1993 sowie ders., *French Resistance: The French-American Culture Wars*, Minneapolis 2000.

¹⁸ Vgl. B. M. Gordon, *The Decline of a Cultural Icon: France in American Perspective*, in: *French Historical Studies* 22,4 (1999), S. 625-651; P. Verdaguer, *La France vue par l'Amérique: considérations sur la pérennité des stéréotypes*, in:

Die Frage nach kulturellen Transfers ist am gründlichsten im Zusammenhang mit der in sämtlichen europäischen Gesellschaften kursierenden amerikanischen Populärkultur bedacht worden.²⁰ Die interkulturelle Verschränkung hat hier ihren weithin sichtbarsten und womöglich symptomatischsten Ausdruck gefunden. Diesen thematischen Fokus wählt auch die nach wie vor einzige umfassende Synthese zum transatlantischen Kulturkontakt nach 1945 in europäisch vergleichendem Maßstab von Richard Pells, die – angesichts fehlender Vorarbeiten – eher sporadisch als systematisch vergleicht.²¹ Jenseits des noch zu unbestimmten Syntheserversuchs fehlen folglich an vielen Stellen detailliertere komparatistische Studien zum transatlantischen Kulturtransfer.

Im Folgenden wird vorwiegend die (kultur)historische und exemplarisch auch dicht angrenzende kulturwissenschaftliche Forschungsliteratur auf ihren Beitrag zum westdeutsch-amerikanischen im Vergleich zum französisch-amerikanischen Transfer gesichtet. Die Transferperspektive muss dazu in vielen Fällen aus einer Literatur erst extrahiert werden, die zwar an zentraler Stelle zum Kenntnisstand beiträgt, dabei aber nicht einer genuinen Kulturtransferforschung zuzurechnen ist. Parzelliert man das Beobachtungsfeld daher zunächst vorläufig in die Bereiche erstens Politik, zweitens Wirtschaft sowie drittens Gesellschaft und Kultur als den primären Gebieten des transatlantischen Kulturkontakts, ergeben sich erste Vergleichsperspektiven. Die mit Abstand reichhaltigsten Untersuchungsergebnisse sind dabei zur deutsch-amerikanischen Transferkonstellation

Contemporary French Civilization 20,2 (1996), S. 240-277; E. C. Knox, How Americans look at France. Introduction, in: FPC&S 21,2 (2003), S. 1-7.

¹⁹ Vgl. G. Asselin, R. Mastron, *Au Contraire! Figuring out the French*, Yarmouth/Maine, London 2001.

²⁰ Siehe so auch der Akzent bei H. Fehrenbach/U. G. Poiger (Hrsg.), *Transactions, Transgressions, Transformations: American Culture in Western Europe and Japan*, New York/Oxford 2000; weitere Literatur im Abschnitt „Transatlantischer Kulturkontakt von Gesellschaft und Kultur“.

²¹ Vgl. R. Pells, *Not like U.S. (Anm. 8) Die Darstellung von P. Duignan/ L. H. Gann (Hrsg.), The Rebirth of the West. The Americanization of the Democratic World, 1945-1958*, Lanham/Md. ²1996, erscheint aufgrund tendenziös-proamerikanischer Wertungen nur eingeschränkt nutzbar; vgl. dazu und zum gesamten Forschungskomplex bereits Ph. Gassert, *Amerikanismus, Antiamerikanismus, Amerikanisierung. Neue Literatur zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des amerikanischen Einflusses auf Deutschland und Europa*, in: *Archiv für Sozialgeschichte [AFS]* 39 (1999), S. 531-561, hier S. 549. Vgl. ansonsten u. a. C. W. E. Bigsby, *Superculture. American Popular Culture and Europe*, Bowling Green/Ohio 1975; J. Dean/J.-P. Gabilliet (Hrsg.), *European readings of American popular culture*, Westport, Conn. 1996.

greifbar,²² während europäisch vergleichende Perspektiven mit Abstand am ehesten für den Themenbereich der ökonomischen Amerikanisierung vorliegen, für die beiden anderen Sektoren aber noch ausstehen.

Transatlantischer Kulturkontakt auf dem Terrain äußerer und innerer Politik

Intensität und Reichweite eines politischen Kulturkontakts in der transatlantischen Dimension unterlagen nach 1945 einmal mehr den neuen machtpolitischen Parametern, an denen sich die westeuropäischen Staaten zu orientieren hatten. Dabei galten für die deutsch-amerikanische und die französisch-amerikanische Beziehungskonstellation höchst spezifische außenpolitische Bedingungen.

Die westdeutschen Nachkriegsregierungen unter Konrad Adenauer strebten zügig nach staatspolitischer Semisouveränität und erachteten im geostrategischen Grenzbereich der Ost/West-Konstellation bis in die 1960er Jahre hinein die transatlantische Bindung als Unterpfand für die Wiederherstellung der staatlichen Einheit.²³ Erst später, in der Phase internationaler Entspannung, erschien diese Westoption (zu der natürlich auch der enge Anschluss an Europa zählte) durch die „neue Ostpolitik“ erweiterbar. Die Westorientierung der Bundesrepublik wurde dabei gleichermaßen als Ausdruck eines Mehrheitswillens in den Reihen der politischen Elite der Nachkriegsjahre gewertet wie als Ergebnis klarer und irreversibler Weichenstellungen seitens der Westmächte im Allgemeinen und der USA im Besonderen.²⁴

Demgegenüber war Frankreich in außenpolitischer Hinsicht spätestens nach 1945 gegenüber den USA extrem sensibilisiert: zum einen litt es machtpolitisch unter seiner marginalen Rolle bei der Gestaltung der Nachkriegsordnung und entfaltete von daher eine ausgeprägte kompensatorische (welt)politische Ambition, die bipolare Ost/West-Konstellation durch eine französisch geprägte europäische „Dritte Kraft“ multilateral zu dehnen. Zum anderen beargwöhnte man die massive amerikanische militär- und wirtschaftspolitische Protektion zugunsten der Bundesrepublik.²⁵ Diese

²² Vgl. als einschlägige enzyklopädische Aufarbeitung des Forschungsstands die bereits genannten Bände von Junker, *Die USA und Deutschland* (Anm. 3).

²³ Vgl. Schwartz, *The United States and Germany* (Anm. 4) sowie H.-P. Schwarz, Adenauer. *Der Staatsmann: 1952–1967*, Stuttgart 1991.

²⁴ Vgl. H. Haftendorn, *Deutsche Außenpolitik zwischen Selbstbeschränkung und Selbstbehauptung, 1945–2000*, Stuttgart, München 2001, S. 56–62.

²⁵ Vgl. A. Lacroix-Riz, *Une 'politique douce' précoce: Paris face à la politique allemande de Washington 1944–1945*, in: *Revue d'Histoire Moderne et Contemporaine* 38 (1991), S. 428–457. Dass die politischen Sympathien der Amerikaner

doppelte Frustration über die amerikanische Nachkriegsstrategie zog ganze Serien machtpolitischer Konflikte nach sich.²⁶ Ein deutschlandpolitischer französisch-amerikanischer Fundamentalkonflikt hingegen bestand schon allein deshalb nicht, weil die französische Führung rasch die Vorzüge einer von den westlichen Alliierten kontrollierten wirtschaftlichen Regeneration Deutschlands und einer langfristigen kooperativen Annäherung sah.²⁷ Ohnedies ging Frankreich selbst in Phasen postkolonialer Konfrontationen um die Mitte der 1950er Jahre und zu Zeiten maximaler Autonomisierung Ende der 1960er Jahre²⁸ nicht hinter den Minimalkonsens der Zugehörigkeit zum westlichen Bündnis zurück. Dabei blieb zugleich das Interesse der USA – jenseits ihres politischen Missfallens an mancher deutschland- und europapolitischen Strategie Frankreichs – an einer einvernehmlichen Verbindung mit Frankreich vital.²⁹

Die aus westeuropäischer Sicht innenpolitischen Auswirkungen des deutsch-amerikanischen und des französisch-amerikanischen Kontakts waren nach 1945 einmal mehr unterschiedlich geprägt. In Deutschland schufen die Kriegsniederlage und der umfassende materielle und moralische Bankrott einen weitgehend beispiellosen Erneuerungsbedarf und ins-

kaum weniger auf der Seite der Franzosen lagen, unterstreicht demgegenüber D. Hüser, Frankreich, Deutschland, und die französische Öffentlichkeit 1944–1950: Innenpolitische Aspekte deutschlandpolitischer Maximalpositionen, in: S. Martens, Vom 'Erbfeind' zum 'Erneuerer'. Aspekte der französischen Deutschlandpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg, Sigmaringen 1993, S. 19-64, hier S. 56 mit Anm. 246. Vgl. auch ders., Politik kalkulierter Provokation im Zeichen struktureller Asymmetrie: Frankreich und die Vereinigten Staaten, die Deutsche Frage und der Kalte Krieg 1940–1950, in: *Francia* 27,3 (2000), S. 63-87.

²⁶ Die amerikanische Haltung gegenüber den französischen Dekolonialisierungskriegen in Indochina und Nordafrika und das Nein der französischen Nationalversammlung zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft provozierten bis Mitte der 1950er Jahre heftige Spannungen. Die amerikanische Intervention gegen die Invasion Frankreichs, Großbritanniens und Israels in Ägypten 1956 in der Suezkrise trieb das französische Ressentiment auf eine neue Spitze. Vgl. Kuiseil, *Seducing the French* (Anm. 9), S. 22-24. Hinzu kam de Gaulles Vorstöße gegen das Bretton Woods-System 1965, vgl. D. P. Calleo, *De Gaulle and the Monetary System: The Golden Rule*, in: R. O. Paxton/N. Wahl (Hrsg.), *De Gaulle and the United States. A Centennial Reappraisal*, Oxford, Providence 1994, S. 239-255.

²⁷ Vgl. Hüser, *Politik kalkulierter Provokation* (Anm. 25), S. 71-74.

²⁸ Vgl. ebd., S. 65.

²⁹ Entsprechend eng ist der rüstungs- und militärpolitische Austausch zwischen Frankreich und den USA bereits in den Jahren der Vierten Republik ausgebaut worden; vgl. S. Dauchelle, *La place des États-Unis dans la reconstruction d'une industrie française d'armement sous la quatrième République (1945–1958)*, in: D. Barjot/Ch. Reveillard (Hrsg.), *L'américanisation de l'Europe occidentale au XX^e siècle. Mythe et réalité*, Paris 2002, S. 155-169.

besondere nach der doppelten Staatsgründung sensible Sonderbedingungen für die Amerikarezeption im Westen.³⁰ Wie erwähnt wird die binnenpolitische Konstituiertheit der frühen Bundesrepublik nun aber nicht allein von amerikanischer *reeducation*³¹ oder *reorientation* und alliierten Vorgaben für die westdeutsche Verfassung hergeleitet. Sie speiste sich durchaus zum einen auch aus einer Rückbesinnung auf demokratische Traditionen vor 1933.³² Zum anderen blieben bestimmte Strukturbereiche von einer amerikanischen Einflussnahme weitgehend frei, da die USA keine flächendeckende Oktroipolitik gegenüber Westdeutschland anwandten. Dies betrifft besonders Versatzstücke westdeutscher Verwaltung wie das von den ersten Entnazifizierungsmaßnahmen zunächst paralysierte, am Ende aber beibehaltene Berufsbeamtentum³³ oder die Kommunalverfassungen.³⁴ Ebenso gilt die Ausprägung des westdeutschen Sozialstaats im Allgemeinen und des Sozialversicherungssystems im Besonderen als weitgehend eigenverantwortlich gestaltetes Terrain der Westdeutschen,³⁵ mit dem zugleich ein substantieller Eigenanteil an „Wirtschaftswunder“ und „Modernisierung“ gesichert werden sollte.³⁶

Gegensätze zwischen alliierten Zielvorgaben und westdeutschen Handlungsansprüchen betrafen ohnedies kaum den Konsens über eine antitotalitäre und demokratische Orientierung der westdeutschen Staatsordnung.³⁷ Eher resultierten deutsch-amerikanische Unstimmigkeiten aus un-

³⁰ Vgl. W. Benz (Hrsg.), Deutschland unter alliierter Besatzung 1945–1949/1950. Ein Handbuch, Berlin 1999.

³¹ Vgl. U. Gerhardt, Re-Education als Demokratisierung der Gesellschaft Deutschlands durch das amerikanische Besatzungsregime, in: Leviathan 27 (1999), S. 355–385 und die weiter unten zum Bereich „Gesellschaft/Kultur“ genannte Literatur.

³² Vgl. so auch bereits Gassert, Amerikanismus (Anm. 21), S. 547.

³³ Vgl. u. a. C. Garner, Schlussfolgerungen aus der Vergangenheit? Die Auseinandersetzungen um die Zukunft des deutschen Berufsbeamtentums nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, in: H.-E. Volkmann (Hrsg.), Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkrieges. Eine perspektivische Rückschau, München 1995, S. 607–674 sowie ders., Der öffentliche Dienst in den fünfziger Jahren, in: A. Schildt/A. Sywotteck (Hrsg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993, S. 759–790.

³⁴ Vgl. Doering-Manteuffel, Wie westlich (Anm. 3), S. 49.

³⁵ Vgl. H. G. Hockerts (Hrsg.), Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich, München 1998.

³⁶ Vgl. Doering-Manteuffel, Wie westlich (Anm. 3), S. 58.

³⁷ Vgl. zum folgenden E. J. Hahn, U.S. Policy on a West German Constitution, 1947–1949, in: J. M. Diefendorff/A. Frohn/H.-J. Rupieper (Hrsg.), American Policy and the Reconstruction of West Germany 1945–1955, Cambridge 1993, S. 21–44; H. Oberreuter/J. Weber (Hrsg.), Freundliche Feinde? Die Alliierten und die Demokratiegründung in Deutschland, München/Landsberg 1996.

terschiedlichen Bewertungen v.a. deutscher Zentralstaatlichkeit. Weil sie hier das Einfallstor für einen traditionellen deutschen Autoritarismus argwöhnten, pochten die Westalliierten auf föderale Grundstrukturen, während deutsche Entscheider eine Verfassung zu vermeiden suchten, die ähnlich antidemokratisch unterwandert werden könne wie während der Weimarer Republik.³⁸ Die USA haben auch in dieser Hinsicht zum Prozess von Verfassungswerdung und westdeutscher Staatsbildung eher beigetragen, als ihn an deutschen Interessen vorbei zu forcieren.³⁹

So wenig die deutsch-amerikanische Interaktion im Bereich der inneren Politik demzufolge in einem eindimensionalen Überformungsprozess und reinen Demokratieimport aufging, so dominant blieben amerikanische Initiativen in den unmittelbaren Nachkriegsjahren v. a. bei der komplizierten und vielfach lückenhaften Abwicklung des Nationalsozialismus.⁴⁰ Erst der rigoristische Zuschnitt und dann die Aufweichung des Entnazifizierungsprogramms in Westdeutschland provozierten Ungleichbehandlungen und Schräglagen, die die amerikanische Politik in Misskredit brachte. Die zuletzt hastige Abwicklung der Entnazifizierung, die gegenüber der ideologischen Frontstellung des amerikanischen Westens gegen den kommunistischen Osten in den Hintergrund geriet, produzierte zuletzt moralische Ungerechtigkeiten und Hypothesen in Form einer unangebrachten „Rehabilitierung“ und folglich prekären Teilkontinuität alter Eliten.⁴¹ Dass die

³⁸ Vgl. E. Spevack, *Allied Control and German Freedom: American Political and Ideological Influences on the Framing of the West German Basic Law*, Münster 2001; M. F. Feldkamp, *Der Parlamentarische Rat 1948–1949. Entstehung des Grundgesetzes*, Göttingen 1998.

³⁹ Vgl. H.-J. Rupieper, *Amerikanisierung in Politik und Verwaltung Westdeutschlands*, in: Jarausch/Siegrist (Anm. 3), S. 49–55; ders., *Die amerikanische Demokratisierungspolitik in Westdeutschland 1945–1952*, in: Oberreuter/Weber, *Freundliche Feinde* (Anm. 37), S. 197–216; ders., *Die Wurzeln der westdeutschen Nachkriegsdemokratie. Der amerikanische Beitrag 1945–1952*, Opladen 1993.

⁴⁰ Vgl. K.-D. Henke, *Die amerikanische Besetzung Deutschlands*, München 1995.

⁴¹ Vgl. C. Rauh-Kühne, *Wer spät kam, den belohnte das Leben: Entnazifizierung im Kalten Krieg*, in: Junker, *Die USA und Deutschland I* (Anm. 3), S. 112–123; V. Dotterweich, 'Arrest' and 'removal'. *Die amerikanische Besatzungsdirektive JCS 1067 und die Entnazifizierungskonzeption der Westmächte*, in: W. L. Bernecker/ders. (Hrsg.), *Deutschland in den internationalen Beziehungen des 19. und 20. Jahrhunderts*, München 1996, S. 287–316; U. Herbert, *Rückkehr in die Bürgerlichkeit? NS-Eliten in der Bundesrepublik*, in: B. Weisbrod (Hrsg.), *Rechtsradikalismus und politische Kultur. Die verzögerte Normalisierung in Niedersachsen in der Nachkriegszeit*, Hannover 1995, S. 157–173. Zum Sonderproblem der Internierung deutscher Kriegsgefangener vgl. Ch. Strauß, *Zwischen Apathie und Selbstrechtfertigung: Die Internierung NS-belasteter Personen in Württemberg-Baden*, in: P. Hoser/R. Baumann (Hrsg.), *Kriegsende und Neube-*

verordnete Entnazifizierung einen zentralen Bestandteil westdeutscher Demokratisierung darstellte und dennoch eine kompromisslos überzeugende Abwicklung des Faschismus nicht vollends gelingen konnte, bleibt das ambivalente Ergebnis dieses Prozederes.

In ähnlicher Weise ist der umtriebigen amerikanischen Demokratisierungspolitik ein ambivalentes Zeugnis auf der Grenze zur Implantierung eines amerikanischen Modells ausgestellt worden. Der forcierten Entscheidung zur Teilstaatsgründung⁴² wie der Lizenzierung von Parteien haftete ein Dirigismus „von oben“ an, der den eigendynamischen deutschen Anteil an der politischen Demokratisierung zumindest schwer bestimmbar macht. Hier wurde den amerikanischen Verantwortlichen eine inverse Handlungslogik bescheinigt, indem die Praxis politischer (Meinungs)Freiheit mit mindestens fallweisen Einschränkungen jener Freiheit begann.⁴³ Dem Gedanken eines hegemonialen Demokratietransfers von amerikanischer Seite her widerspricht umgekehrt, dass die unter amerikanischer Aufsicht erarbeiteten und ratifizierten Länderverfassungen⁴⁴ per Referenda demokratisch bestätigt und am politischen Willen der Länderchefs vorbei keine föderalen Neugliederungen erzwungen wurden.⁴⁵ Ein pauschaler Oktroverdacht⁴⁶ gegen die Vereinigten Staaten ist auch aus diesen Gründen zurückgewiesen worden.⁴⁷ Analytisch ergiebiger

ginn. Die Besatzungszeit im schwäbisch-alemannischen Raum, Konstanz 2003, S. 287-313.

⁴² Vgl. W. Giesselmann, Die Koblenzer Beschlüsse vom 10. Juli 1948 – eine Alternative zur Weststaatsgründung, in: GWU 38 (1987), S. 335-351.

⁴³ Vgl. dazu noch einmal weiter unten im Abschnitt „Kulturkontakt im Bereich von Gesellschaft und Kultur“.

⁴⁴ Vgl. B. Fait, Demokratische Erneuerung unter dem Sternenbanner. Amerikanische Kontrolle und Verfassungsgebung in Bayern, Düsseldorf 1998 und dies., 'In einer Atmosphäre der Freiheit.' Die Rolle der Amerikaner bei der Verfassungsgebung in den Ländern der US-Zone, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte [VfZG] 33 (1985), S. 420-455.

⁴⁵ Vgl. B. Blank, Die westdeutschen Länder und die Entstehung der Bundesrepublik. Zur Auseinandersetzung um die Entstehung der Frankfurter Dokumente vom Juli 1948, München 1995.

⁴⁶ Vgl. R. Merritt, Democracy Imposed. U.S. Occupation Policy and the German Public, 1945-1949, New Haven 1995; E. Schmidt, Die verhinderte Neuordnung 1945-1952, Frankfurt a. M. 1970 (in zahlreichen Neuauflagen); E.-U. Huster, Determinanten der westdeutschen Restauration 1945-1949, Frankfurt a. M. 1972. Vgl. die Diskussion bei A. Doering-Manteuffel, Die Bundesrepublik Deutschland in der Ära Adenauer. Außenpolitik und innere Entwicklung, Darmstadt 1983, S. 7-24.

⁴⁷ Vgl. dazu Morsey, Die Bundesrepublik (Anm. 10), S. 151-153 und D. Junker, Politik, Sicherheit, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft: Dimensionen transatlan-

wird demgegenüber ein Blick auf die bundesrepublikanische Nachkriegsordnung als Ergebnis einer komplexen Mischung aus amerikanischen Vorgaben und deutscher Gestaltungspolitik, die mit fortschreitender Stabilisierung des westdeutschen Teilstaats immer weniger dem unmittelbaren Einfluss der ursprünglichen Machtasymmetrie unterlag. Aus dieser Perspektive erscheint auch der halb amerikakritische, halb pro- und selbstamerikanisierende Zugriff der bundesdeutschen Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre auf die amerikanische Protestkultur als Symptom für den hohen Grad an politischer Eigenständigkeit einer demokratisch gereifteren westdeutschen Gesellschaft.⁴⁸

Die französisch-amerikanische Konstellation war demgegenüber weniger von dem deutsch-amerikanischen Fall vergleichbaren Machtasymmetrien als von einem spezifisch eigenen, holprigen Start in die Nachkriegsphase geprägt. Zunächst musste die französisch-amerikanische Kontaktsituation erheblich belasten, dass es erst einer ganzen Serie von fehlgeschlagenen Arrangementversuchen mit den französischen Vichy-Generalen Anfang der 1940er Jahre bedurfte, während man dem Freien Frankreich der Résistance nicht zuletzt aus antikommunistischem Argwohn die Unterstützung verweigert hatte, bevor erst im Oktober 1944 de Gaulles Gouvernement Provisoire de la République Française von den USA anerkannt wurde.⁴⁹ Selbst unter den Bedingungen politischen Missklangs trat Amerika in den unmittelbaren Nachkriegsjahren Frankreich dennoch anders gegenüber als der Bundesrepublik: Während man der westdeutschen Bevölkerung und politischen Elite zunächst mit einer dezidierten „Eindämmungs“-Strategie begegnete,⁵⁰ in der sich ein fundamentales Misstrauen gegenüber deutscher Demokratie- und Friedensfähigkeit niederschlug, sahen die Vereinigten Staaten zu einem vergleichbaren Argwohn in Bezug

tischer Beziehungen. Einleitung, in: ders., Die USA und Deutschland I (Anm. 3), S. 17-56, hier u. a. S. 35.

⁴⁸ Vgl. W. Kraushaar, Die transatlantische Protestkultur. Der zivile Ungehorsam als amerikanisches Exempel und als bundesdeutsche Adaption, in: Bude/Greiner, Westbindungen (Anm. 5), S. 257-284.

⁴⁹ Vgl. J. G. Hurstfield, America and the French Nation, 1939-1945, Chapel Hill 1986, S. 207-240; zur Phase zwischen 1940 und 1945 vgl. E. G. Maguire, Anglo-American Policy towards the Free French, Oxford 1995; K. Munholland, The United States and the Free French, in: Paxton/Wahl, De Gaulle and the U.S. (Anm. 83), S. 61-94; I. M. Wall, The United States and the Making of Postwar France, v. a. S. 20-34 und Cogan, Oldest Allies (Anm. 16).

⁵⁰ Vgl. W. Hanrieder, Vom Doppelcontainment zum Umbruch in Europa: Konflikte und Konsolidierung im deutsch-amerikanischen Verhältnis, in: W. -U. Friedrich (Hrsg.), Die USA und die Deutsche Frage 1945-1990, Frankfurt a. M., New York 1991, S. 231-257. Der Eindämmung deutscher entsprach in dieser Strategie die Domestizierung sowjetischer Expansion.

auf Frankreich selbst in bilateralen Konfliktphasen keinen Anlass. Vor dem Hintergrund amerikanischer Selbst- und französischer Fremdwahrnehmung als historische Wegbereiter universaler Werte und Freiheiten im Gefolge großer Revolutionen überwog zunächst der amerikanische Eindruck grundsätzlicher politischer Nähe.⁵¹

Freilich trog das Bild in mehrfacher Hinsicht: Zum einen einte das doppelte Bewusstsein um eine gewisse ideengeschichtliche und politische Gemeinsamkeit und Singularität weniger, als es zum Wettbewerb um den erfolgreicheren Export eines der beiden Ordnungsmodelle anzuspornen schien.⁵² Zum anderen vollzog sich die Selbstwahrnehmung weiter Teile der französischen Bevölkerung sehr viel unmittelbarer entlang der Parameter erst von Niederlage und Sicherheitsbedarf gegenüber Deutschland⁵³ und dann von Kompensation für den schmerzlich erlebten internationalen Statusverlust.⁵⁴ Die politische Säuberung Frankreichs von Vichy-Anhängern und Pétainisten erfolgte unterdessen ganz anders als in Westdeutschland jenseits amerikanischer Einflussnahmen: die französische Nachkriegsgesellschaft entwickelte ihre eigenen Mechanismen und Diskurse, wenn sie erst mit einigermaßen spontanen Abrechnungsverfahren und schließlich mit einer offiziellen Säuberungspolitik begann, die Verstrickungen in die Vichy-Vergangenheit während der „Années noires“ aufzuarbeiten⁵⁵ und mit neuen Mythen zu bewältigen.⁵⁶ Der gleichwohl vorhandene amerikanische Wille zur Einflussnahme auf die französische Nachkriegspolitik zielte nicht darauf, das amerikanische Demokratiemodell nach Frankreich zu verpflanzen, sondern entsprang dem Kalkül, dass

⁵¹ Vgl. S. Hoffmann, *Deux Universalismes en conflit*, in: *The Tocqueville Review [TTR]* 21,1 (2000), S. 65-71.

⁵² Vgl. P. Bourdieu, *Deux impérialismes de l'universel*, in: Christine Fauré; Tom Bishop (Hrsg.), *L'Amérique des Français*, Paris 1992, S. 149-155.

⁵³ Vgl. S. Hofmann, *The Trauma of 1940: A Disaster and its Traces*, in: *Historical Reflections/Réflexions Historiques* 22 (1996), S. 287-301; A. Lacroix-Riz, *Vers le Plan Schuman. Les jaloux décisifs de l'acceptation française du réarmement allemand*, in: *Guerres mondiales et conflits contemporains* 156 (1989), S. 73-87; D. Hüser, *Frankreichs „doppelte Deutschlandpolitik“*. Dynamik aus der Defensive – Plänen, Entscheiden, Umsetzen in gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, innen- und außenpolitischen Krisenzeiten 1944–1950, Berlin 1996 sowie ders., *Frankreich, Deutschland, und die französische Öffentlichkeit*.

⁵⁴ Dazu bereits oben. Vgl. R. Frank, *La hantise du déclin. La France 1920–1960: finances, défense et identité nationale*, Paris 1994.

⁵⁵ Vgl. H. Rousso, *Vichy, l'événement, la mémoire, l'histoire*, Paris 2001; ders., *L'épuration en France. Une histoire inachevée*, in: *Vingtième Siècle [VS]* 33 (1992), S. 78-105; Ph. Bourdrel, *L'épuration sauvage 1944–1945*, 2 Bde, Paris 1988 und 1991.

⁵⁶ Vgl. H. Rousso, *Le syndrome de Vichy 1944–198...*, Paris 1987.

insbesondere ein von de Gaulle geführtes Frankreich sowohl deutschland- als auch kolonial- und weltpolitische Ziele vertrat, die amerikanischen Interessen zutiefst zu widersprechen drohten.⁵⁷

Darüber hinaus verfolgten die USA ähnlich wie in ganz Westeuropa das Ziel, eine politische Vorteilnahme in der Wiederaufbauphase durch starke kommunistische Kräfte gleichermaßen aus innen- wie außenpolitischen Gründen in Frankreich zu verhindern.⁵⁸ Dennoch konnten sich die Regierungen der Vierten Republik darauf verlegen, amerikanischem Druck tendenziell auszuweichen oder – eindringlicher als dies für bundesrepublikanische Verhältnisse je denkbar gewesen wäre – einen deutlich konfrontativeren und brüskerem Ton anzuschlagen.⁵⁹ Die beiderseitige Interessenlage verwies dabei aber Frankreich nicht anders als die USA auf einen komplementären Minimalkonsens zugunsten eines westlichen Bündnisses und demokratischer Festigung, hinter den Frankreich selbst in Phasen postkolonialer Konfrontationen und zu Zeiten maximaler Autonomisierung nicht zurückging.⁶⁰

Auf die innenpolitische Konstitution und Institutionenordnung der Vierten und auch später der Fünften Republik haben die Vereinigten Staaten faktisch kaum Einfluss nehmen können oder wollen.⁶¹ Mit der Etablierung der „*démocratie libérale*“ in den 1940er Jahren kam man in Frankreich auf einen Systemmodus zurück, der seit der Großen Revolution zumindest gedanklich in Frankreich fest verankert war, so dass sich Orien-

⁵⁷ Vgl. A. Lacroix-Riz, *Le Choix de Marianne. Les relations franco-américaines de 1944–1948*, Paris 1986; R. O. Paxton, *La France de Vichy*, Paris 1974; J.-B. Duroselle, *L'Abîme, 1939–1945*, Paris 1982; R. Vinen, *The Politics of French Business, 1936–1945*, Cambridge 1991.

⁵⁸ Vgl. M. P. Leffler, *National Security and US Foreign Policy*, in: ders./D. S. Painter (Hrsg.), *Origins of the Cold War. An International History*, London, New York 1994, S. 15-52.

⁵⁹ Vgl. Hüser, *Politik kalkulierter Provokation* (Anm. 25), S. 78 und S. 83-84; Kuisel, *Seducing the French* (Anm. 9), S. 136.

⁶⁰ Vgl. dazu bereits oben.

⁶¹ Washingtons indirekte Einflussnahme auf den Zusammenbruch der Vierten und der Konstituierung der Fünften Republik folgte keiner amerikanischen Strategie des Transfers eigener Demokratievorstellungen nach Frankreich, sondern entsprang der dezidiert antiimperialistisch motivierten amerikanischen Opposition gegen die französische Algerienpolitik republikanischer Kabinette. Um dieser Interessen willen war Washington sogar zur Besänftigung hartnäckiger politischer Antipathien gegen de Gaulle bereit, dessen politisches Comeback sich freilich internen französischen Entwicklungen und keiner entsprechenden Einflussnahme Amerikas verdankte. Vgl. I. M. Wall, *The United States, Algeria, and the Fall of the Fourth French Republic*, in: DH 18 (1994), S. 489-511.

tierungsfragen nach einem amerikanischen Politikmodell nicht stellten.⁶² Jenseits dieser Selbstkonstituierung erfolgten amerikanische Beeinflussungen höchstens nach Maßgabe sporadischer Einmischung, die amerikanischen Politikzielen nach vorn verhelfen sollte. So unverhohlen sich die USA dabei an der Schwächung des französischen Nachkriegskommunismus im Allgemeinen und der kommunistisch dominierten *Confédération générale du travail* im Besonderen interessiert zeigten, so wenig waren sie am Ende aber für das Ausscheiden der Kommunisten aus der Regierungsverantwortung und die Spaltung der französischen Arbeiterbewegung Ende der 1940er Jahre unmittelbar politisch verantwortlich zu machen.⁶³ Freilich arbeiteten die Vereinigten Staaten nicht anders als in Gesamteuropa einer Konsolidierung des Kommunismus mit umfassenden mediengestützten sog. „Kulturoffensiven“ entgegen, die ihre Wirkung auch deshalb nicht verfehlten, weil sie vom dezidiert antikommunistischen politischen Meinungslager im Frankreich der Vierten Republik aktiv mitgetragen wurden.⁶⁴ Und ähnlich wie in der Bundesrepublik der ausgehenden 1960er Jahre griff schließlich auch die französische Linke in der gleichen Phase verstärkt auf die Artikulations- und Diskursformen des amerikanischen „Dissent“ zurück und machte sich so zum ambivalenten Verwerter einer amerikanischen politischen Kultur.⁶⁵

Transatlantischer Kulturkontakt im Bereich der Wirtschaft

In ökonomischer Hinsicht ist den Vereinigten Staaten von jeher eine beträchtliche Dominanz bei der Initiierung von Austauschprozessen mit den Staaten und Gesellschaften Westeuropas nach 1945 bescheinigt worden.⁶⁶ Die Entwicklung der gesamten westeuropäischen Nachkriegswirtschaft wird dabei eng mit dem immensen Wachstumsinput in Form der Marshallplan-Initiative verknüpft, in deren Folge den 16 im Plan erfassten

⁶² Vgl. N. Wahl, *La démocratie en Amérique vue par des lunettes françaises*, in: Fauré/Bishop, *L'Amérique des Français*, S. 97-102.

⁶³ Vgl. R. Rémond, *Frankreich im 20. Jahrhundert*, Teil 1: 1918–1958, Stuttgart 1991, S. 460. Kritischer und stärker in Richtung einer erheblichen amerikanischen Manipulation französischer Belange argumentiert Lacroix-Riz, Marianne, u. a. S. 77-90 und S. 207-216.

⁶⁴ Vgl. Kuisel, *Seducing the French* (Anm. 9), S. 24-28. Dazu siehe unten.

⁶⁵ Vgl. M. Debouzy, *The Influence of American Political Dissent on the French New Left*, in: A.N.J. Den Hollander (Hrsg.), *Contagious Conflict. The Impact of American Dissent on European Life*, Leiden 1973, S. 50-68.

⁶⁶ Vgl. H.G. Schröter, *Americanization of the European Economy. A Compact Survey of American Economic Influence in Europe since the 1880s*, Dordrecht 2005.

europäischen Staaten Dollarbeträge in Milliardenhöhe zuflossen.⁶⁷ Dennoch wird der volkswirtschaftliche Effekt des Marshallplans durchaus kritisch bewertet. Für den westeuropäischen Wirtschaftsaufschwung wurde seine Bedeutung mit dem Argument relativiert, die wirtschaftliche Erholungsphase der westeuropäischen Volkswirtschaften sei bereits um die Mitte der 1940er Jahre der Implementierung des Hilfsprogramms vorausgegangen.⁶⁸

Klarer treten demgegenüber die unmittelbar politischen Folgen und Funktionen der amerikanischen Wirtschaftshilfe für den westeuropäischen Raum zu Tage: Im Mittelpunkt amerikanischer Interessen stand die ordnungspolitische Stabilisierung als dauerhafte Immunisierung Westeuropas gegen kommunistische „Subversion“ im Windschatten der Nachkriegsverelendung.⁶⁹ Die weithin homogene Erwartungshaltung amerikanischer Marshallplaner für Westeuropa legt darüber hinaus nahe, dass ein potentes System freier Marktwirtschaft implantiert werden sollte, das den USA eine entsprechend dauerhafte und ungehinderte Ausdehnung ihrer Außenhandelsbeziehungen gewährleisten würde.⁷⁰ Dennoch wirkte der Marshallplan, kombiniert mit der aktiven amerikanischen Beförderung der europäischen Integration,⁷¹ langfristig ambivalent. Beides verhalf den USA nicht nur geradewegs zu struktureller Überlegenheit und zementierte ihre macht- und sicherheitspolitische Führungsrolle in Westeuropa, vielmehr wuchs so auch das westeuropäische politische Selbstbewusstsein

⁶⁷ Vgl. dazu und zum Folgenden H.-H. Holzamer/M. Hoch (Hrsg.), *Der Marshall-Plan. Geschichte und Zukunft*, Landsberg am Lech 1997; Ch. S. Maier, *Die konzeptuellen Grundlagen des Marshall-Plans*, in: O. Haberl/L. Niethammer (Hrsg.), *Der Marshall-Plan und die europäische Linke*, Frankfurt a. M. 1986, S. 47-58; M. J. Hogan, *The Marshall-Plan. America, Britain, and the Reconstruction of Western Europe, 1947-1952*, Cambridge 1987.

⁶⁸ Vgl. A. S. Milward, *The Reconstruction of Western Europe 1945-1951*, London 1987. Den aktuellen Forschungsstand für die europäische wie die amerikanische Historiographie markieren M. Cox/C. Kennedy-Pipe, *The Tragedy of the American Diplomacy? Rethinking the Marshall Plan*, in: *Journal of Cold War Studies* 7,1 (2005), S. 97-134 und K. Burk, *The Marshall Plan: Filling in Some of the Blanks*, in: *Contemporary European History* 10,2 (2001), S. 267-294.

⁶⁹ Vgl. u. a. J. W. Young, *France, the Cold War and the Western Alliance, 1944-1949. French Foreign Policy and Post-War Europe*, Leicester 1990 und die Beiträge in Ch. S. Maier/G. Bischof (Hrsg.), *Deutschland und der Marshall-Plan*, Baden-Baden 1992.

⁷⁰ Vgl. so Hogan, *The Marshall Plan* (Anm. 67).

⁷¹ Vgl. G. Mai, *Dominanz oder Kooperation im Bündnis? Die Sicherheitspolitik der USA und der Verteidigungsbeitrag Europas 1945-1956*, in: *Historische Zeitschrift* [HZ] 246 (1988), S. 327-364.

und der Argwohn gegenüber einer unerwünschten amerikanischen Hegemonie.⁷²

Nun erschöpft sich die These vom ökonomischen Austausch als primär amerikanisch bestimmter Transfer für keines der europäischen Länder im Zufluss von Marshallplangeldern. Besonders die wirtschaftsgeschichtliche Forschung lotet aus, mit welcher Reichweite amerikanische Wirtschaftsmethoden andernorts implantiert, inkremental eingeführt oder mit europäischen Eigentraditionen versetzt wurden. Sofern man sich auf die Definition von Kernelementen einigen konnte,⁷³ zählen zum längst vor 1945 entwickelten „amerikanischen Wirtschaftsmodell“ ebenso Verfahren der Massenproduktion mit Fließbandfertigung und rationalisierten Produktionsabläufen wie ein ganzes Bündel an Managementtechniken, Organisationsstrukturen, Marketingstrategien und regulativen Vorkehrungen wie Antitrustgesetzgebung, Dekartellisierung und Freihandelsprinzipien.⁷⁴ Wie Basis- und Detailwissen über das amerikanische Verfahren nicht zuletzt durch neu eingerichtete Business Schools verbreitet wurde, ist bereits europäisch vergleichend betrachtet worden.⁷⁵

Als noch zentralere Vermittlungsagenturen von amerikanischem Management und Technologie gelten zum einen das Technical Assistance Program, in dessen Zuge vom Ende der 40er bis zum Ende der 1950er Jahre intensive transatlantische Kontakte entstanden und zum anderen die in den 1950er Jahren etablierten National Productivity Centers und die European

⁷² Vgl. Conze, Die gaullistische Herausforderung (Anm. 9), S. 11-13.

⁷³ Die internationale Literatur ist über der Frage durchaus uneins, ob ein hinreichend fixes Bündel an Kernelementen als „amerikanisches Modell“ identifiziert werden kann oder die Attraktivität des amerikanischen Prozederes gerade auf einer punktuellen und wandelbaren Zusammenstellung von Techniken beruht, die schon amerikanischerseits gar nicht als kohärent angesehen werden. Vgl. zu den einzelnen Positionen J. Zeitlin, Introduction: Americanization and its Limits. Reworking U.S. Technology and Management in Post-War Europe and Japan, in: ders./G. Herrigel (Hrsg.), Americanization and its Limits. Reworking U.S. Technology and Management in Post-War Europe and Japan, Oxford 2000, S. 1-50, hier S. 11-14. Mit relativierender Skepsis gegenüber dem „one big American model“ auch O. Bjanar/M. Kipping, The Marshall Plan and the Transfer of U.S. Management Models to Europe: An Introductory Framework, in: dies. (Hrsg.), The Americanisation of European Business: 1948-1960. The Marshall Plan and the Transfer of U.S. Management Models, London, New York 1998, S. 1-17, hier S. 6.

⁷⁴ Vgl. Zeitlin, Introduction (Anm. 73), S. 2-3.

⁷⁵ Vgl. T. Gourvish/N. Tiratsoo (Hrsg.), Missionaries and Mangers: United States Technical Assistance and European Management Education 1945-1960, Manchester 1998; R. R. Locke, Management and Higher Education since 1940: The influence of America and Japan on West Germany, Great Britain, and France, Cambridge 1989 und Hogan, The Marshall Plan (Anm. 66), u. a. S. 436.

Productivity Agency (EPA), die entsprechende Bemühungen koordinierten.⁷⁶ In dererlei Anstrengungen wird häufig auch die eigentliche Ursache für den westeuropäischen Wirtschaftsboom in den unmittelbaren Nachkriegsjahren erkannt.⁷⁷ Nachweisliche zeitgenössische Vorbehalte gegenüber den amerikanischen Wirtschaftsmethoden haben daher gelegentlich den analytischen Verdacht hartnäckiger Rückschrittlichkeit gegen einzelne Wirtschaftszweige oder ganze Volkswirtschaften nach sich gezogen.⁷⁸

Zugleich ist die aktuelle wirtschaftshistorische Forschung dabei, vielfache Präzisierungen vorzunehmen. Es fällt auf, dass zu diesem Zweck konzeptionell exakt die Untersuchungskriterien herangezogen werden, die die moderne Kulturtransferforschung veranschlagt: So wird empfohlen, den individuellen Akteur – also Mittler und Rezipienten – ebenso in den Blick zu nehmen, wie die zeitgenössische Reflexion und Debatte, also den gedanklichen Zuschnitt des Transfereguts und das komplexe Spektrum an Anverwandlungen und Hybridisierungen, das am (vorläufigen) Ende entsprechender Kulturkontakte steht.⁷⁹ Der exakte Zuschnitt solcher Kriterien hat längst zu differenzierten Bewertungen beigetragen: Die Gleichzeitigkeit von Anverwandlung und Verweigerung amerikanischer Wirtschaftsmethoden in den einzelnen westeuropäischen Gesellschaften wird jetzt als die eigentliche Grundfigur der ökonomischen Amerikanisierung erkannt. Fallweise und epochenspezifisch bestimmungsbedürftig bleibt das exakte Mischungsverhältnis von Angeeignetem und Beibehaltenem. Es erscheint von der Transferbereitschaft relevanter Akteure und Gruppen ebenso abhängig wie von der funktionalen Elastizität heimischer gegenüber amerikanischen Wirtschaftsmethoden und besonders von der Grundausrüstung

⁷⁶ Vgl. Bjarnar/Kipping, *The Marshall Plan* (Anm. 72), S. 3, sowie B. Boel, *The European Productivity Agency. A Faithful Prophet of the American Model?*, in: Bjarnar/Kipping, *The Americanisation of European Business* (Anm. 72), S. 37-54 und M. Kipping, 'Operation Impact'. *Converting European Employers to the American Creed*, in: ebd., S. 55-73.

⁷⁷ Vgl. so die Beiträge in W. J. Baumol/R. R. Nelson/E. N. Wolff (Hrsg.), *Convergence of Productivity: Cross-national Studies and Historical Evidence*, Oxford 1994.

⁷⁸ Vgl. J. Tomlinson, *The British 'Productivity Problem' in the 1960s*, in: *Past and Present* 175 (2002), S. 188-210 und ders./N. Tiratsoo, *Americanisation beyond the Mass Production Paradigm: The case of the British Industry*, in: Kipping/Bjarnar, *The Americanisation of European Business* (Anm. 72), S. 115-132.

⁷⁹ Vgl. dies in Anlehnung an den konzeptionellen Forderungskatalog bei Zeitlin, *Introduction* (Anm. 73), S. 4-5.

der europäischen Gemeinwesen mit sozioökonomischen Institutionen und Praktiken v. a. im Bereich des Tarifsystems.⁸⁰

Jenseits der allgemein europäischen Perspektive ist die Bewertung des amerikanisch-deutschen Transfers nach 1945 auf dem Sektor der Wirtschaft zunächst einmal noch stärker als auf anderen Politikfeldern von der Bewertung der Zäsur von 1945 für die bundesrepublikanische Geschichte abhängig: Der Hypothese einer amerikanisch „erzwungenen Restauration“ der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und der bundesrepublikanischen Demokratie nach westlichem Vorbild⁸¹ widersprach die Gegenthese von der „geglückten Neuordnung“, derzufolge sich der rasche, demokratisch grundierte Wohlstand zunächst amerikanischer Initiative verdankte, bis ihn jene sozialmarktwirtschaftlichen Konzeptionen trugen, die nun genuin westdeutscher Provenienz waren.⁸² Die alten Diskussionsgräben sind weniger zugeschüttet als umgangen worden: Zum einen wird die Polarisierung gedämpft durch die beschwichtigende Empfehlung, endogene oder mikroökonomische und exogene oder makroökonomische Faktoren zur Erklärung der westdeutschen Nachkriegsentwicklung nicht gegeneinander auszuspielen.⁸³ Zum anderen sind an die Stelle des Disputs neue Überlegungen zu einer Periodisierung der aus traditionellen und neuen dynamischen Bestandteilen gespeisten wirtschaftlichen Nachkriegsentwicklung Westdeutschlands getreten.⁸⁴

Nicht anders als auf europäischer Ebene wird auch der amerikanisch-deutsche Wirtschaftstransfer der Prüffrage nach der konkreten ökonomischen Relevanz des Marshallplans für die westdeutsche Wirtschaft ausgesetzt. Dabei findet einerseits die Europa-bezogene These von der vorrangigen Bedeutung endogener Kräfte und Ursachen der wirtschaftlichen Erholung jenseits des Marshallplan-Impulses⁸⁵ eine westdeutsche Entsprechung: Ihr zufolge verdankte sich der Aufschwung v. a. in den Bereichen Transport und Energie einer eigenständigen westdeutschen Regene-

⁸⁰ Vgl. z. B. M.-L. Djelic, *Exporting the American Model: The Post-war transformation of European Business*, Oxford 1998, und Zeitlin, *Introduction* (Anm.73), S. 11-14.

⁸¹ Vgl. dazu die bereits oben genannte Literatur von Merritt oder Schmidt u. a.

⁸² Vgl. J. C. van Hook, *Rebuilding Germany: The Creation of the Social Market Economy, 1945–1957*, New York 2004.

⁸³ Vgl. H.-U. Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte Band IV: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949*, München 2003, S. 968-972.

⁸⁴ Vgl. Morsey, *Bundesrepublik* (Anm. 10), S. 153.

⁸⁵ Vgl. die zu Beginn dieses Abschnitts genannte Literatur.

ration, die der Wirtschaftshilfe zeitlich vorauslag.⁸⁶ Andererseits gelten schon allein der kreditfinanzierte Aufschwung in den Bereichen Textilindustrie und Stromerzeugung und die erhebliche Entlastung von Reparationsschulden als unerlässliche amerikanische Starthilfen für die westdeutsche Wirtschaft.⁸⁷ Ohnedies wird die primäre politische Bedeutung des Marshallplans darin erkannt, den bundesrepublikanischen Teilstaat ein gutes Stück auf dem Weg wirtschaftlicher Westintegration vorgebracht⁸⁸ und zu seiner unmittelbaren Stabilisierung beigetragen zu haben.⁸⁹ In jedem Falle wird den USA bescheinigt, das bundesrepublikanische „Wirtschaftswunder“⁹⁰ der 1950er Jahre mindestens in dem Maße mit geprägt zu haben, wie sie die Rahmenbedingungen für die Soziale Marktwirtschaft und das Wachstum der Weltwirtschaft gestalteten.⁹¹

Was den ökonomischen Management- und Technologieaustausch in der deutsch-amerikanischen Transferkonstellation anbelangt, ist eine komplette amerikanische Durchdringung des westdeutschen Wirtschaftssektors schon allein auf Grund der Multiplizität des amerikanischen Wirtschafts-„Modells“⁹² nicht zu erwarten. Zumal amerikanische Konzepte wie Dekartellisierung, weltweiter Freihandel und Wettbewerb allen voran bei Vertretern der Schwerindustrie (im Ruhrgebiet) auf massive Kritik stießen.⁹³ Auch wurden amerikanische Vorstellungen an vielen Stellen mit

⁸⁶ Vgl. W. Abelshausen, Wiederaufbau vor dem Marshallplan. Westeuropas Wachstumschancen und die Wirtschaftsordnungspolitik in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, in: VfZG 29 (1981), S. 545-578; ders., Wirtschaft in Westdeutschland 1945-1948. Rekonstruktion und Wachstumsbedingungen in der amerikanischen und britischen Zone 1975, hier u. a. S. 164-170. Zur kritischen Rezeption von Abelshausers These vgl. Morsey, Bundesrepublik (Anm. 10), S. 158-160.

⁸⁷ Vgl. W. Mausbach, Zwischen Morgenthau und Marshall. Das wirtschaftliche Deutschlandkonzept der USA, 1944-1947, Düsseldorf 1996; Ch. S. Maier (Hrsg.), The Marshall Plan and Germany. West German Development within the Framework of the European Recovery Program, New York 1991; B. Greiner, „Test the West“. Über die „Amerikanisierung“ der Bundesrepublik Deutschland, in: Bude/Greiner, Westbindungen (Anm. 5), S. 16-54, hier S. 37-38.

⁸⁸ Vgl. W. Bühner, Westdeutschland in der OEEC. Eingliederung, Krise, Bewältigung, München 1997.

⁸⁹ Vgl. H.-J. Schröder (Hrsg.), Marshallplan und westdeutscher Wiederaufstieg. Positionen - Kontroversen, Stuttgart 1990.

⁹⁰ Vgl. Ph. Heldmann, Das 'Wirtschaftswunder' in Westdeutschland. Überlegungen zu Periodisierung und Ursachen, in: AfS 36 (1996), S. 323-344.

⁹¹ Vgl. Junker, Politik (Anm. 3), S. 33 u.ö.

⁹² Vgl. A. Lütke/I. Maršolek/A. von Saldern, Einleitung. Amerikanisierung: Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, in: dies. (Hrsg.), Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996, S. 7-33, hier S. 14-15.

⁹³ Vgl. Greiner, Test the West (Anm. 87), S. 39.

wirtschaftspolitischen Vorgaben amalgamiert, auf die deutsche Entscheider beharrten. Derartige Spielräume entstanden zunächst branchenspezifisch und punktuell besonders in der Elektroindustrie und seitens der Großbanken.⁹⁴ Grundsätzlich entsprach aber auch die gesamte Wende in Richtung eines kompetitiv-liberalen Marktsystems der Politik westdeutscher Nationalökonomien.⁹⁵ Die wirtschaftspolitische Verantwortung für den Übergang zur Marktwirtschaft im Gefolge der – amerikanisch induzierten – Währungsreform wäre demnach wesentlich auf der Seite Erhards und anderer westdeutscher Entscheider zu veranschlagen.⁹⁶

Deutsche Eigenanteile an der Gestaltung einer wirtschaftlichen Neuordnung nach 1945 zu betonen, mindert nicht die substanzielle Bedeutung, die der Anverwandlung amerikanischer Wirtschaftsstile zukommt. In der Tat bescherte diese dem bundesrepublikanischen Unternehmertum einen Modernisierungsschub weg von autoritären Verkrustungen und hin zum Modell der „human relations“ einschließlich stärker entformalisierter Hierarchien und gratifikatorischer Arbeitnehmerbeteiligung.⁹⁷ Die exakte Gemengelage von Amerikanisierungsimpulsen und anderen Einflüssen und Motiven, die die Transformation westdeutscher Wirtschaftsstrukturen und Unternehmen bewirkt und sie langfristig international anschlussfähig gemacht haben, wird durch zumindest intranational vergleichende Analysen präziser bestimmbar,⁹⁸ während der direkte transnationale Vergleich z. B. von Wandlungsstrategien westeuropäischer Unternehmen noch nicht unternommen worden ist.

Ebensowenig wie aus der bundesdeutschen ist nun aus der Geschichte des französischen Wiederaufbaus nach dem Krieg der ökonomische Input der USA wegzudenken. Und ähnlich wie im Falle Deutschlands ist der

⁹⁴ Vgl. K. Borchardt/Ch. Buchheim, Die Wirkung der Marshallplan-Hilfe in Schlüsselbranchen der deutschen Wirtschaft, in: VfZG 35 (1987), S. 317-347 und Doering-Manteuffel, Wie westlich (Anm. 3), S. 49.

⁹⁵ Zu den ordoliberalen Konzepten führender Vertreter der Freiburger Schule in der Tradition weniger US-amerikanischer als kontinentaleuropäischer Denkart vgl. Doering-Manteuffel, Wie westlich (Anm. 3), S. 51. Vgl. R. L. Boehling, A question of priorities. Democratic reforms and economic recovery in postwar Germany. Frankfurt, München, and Stuttgart under U.S.-Occupation 1945–1949, Providence 1996.

⁹⁶ Zu den strittigen Argumenten in der Debatte um die Gewichtung der Wirtschafts- und Währungsreform vgl. Morsey, Bundesrepublik (Anm. 10), S. 158-160.

⁹⁷ Vgl. Greiner, Test the West (Anm. 87), S. 40.

⁹⁸ Vgl. Ch. Kleinschmidt, Der produktive Blick. Wahrnehmung amerikanischer und japanischer Management- und Produktionsmethoden durch deutsche Unternehmer 1950–1985, Berlin 2002; S. Hilger, „Amerikanisierung“ deutscher Unternehmen. Wettbewerbsstrategien und Unternehmenspolitik bei Henkel, Siemens und Daimler-Benz (1945/1949–1957), Stuttgart 2004.

ökonomische Amerikanisierungsfaktor hier zunächst lange Zeit verstärkt in den – wie im deutschen Fall ökonomischen und politischen – Effekten der Implementierung des Marshallplans in Frankreich gesehen worden. Amerikanischen Entscheidern wies man neben der Beförderung der wirtschaftlichen Erholung Frankreichs zugleich auch ein vitales Interesse an einer langfristig nicht-kommunistischen innenpolitischen Stabilisierung des Landes nach.⁹⁹ Dementsprechend wird die eigentliche Bedeutung des amerikanischen Wirtschaftshilfeprogramms nicht nur in der Modernisierungsleistung und der handelspolitischen Öffnung des Landes gesehen, sondern vor allem auch in der europäischen Einbindung Frankreichs, die zunächst eher aus taktischen Gründen und mit einem engen ökonomischen Fokus betrieben wurde, bevor sie sich zu einer politisch konzipierten Europapolitik zu weiten begann.¹⁰⁰ Auch die französische nicht-kommunistische und bis Ende der 1940er Jahre selbst die kommunistische Linke hielt eine umfassende amerikanische Wirtschaftshilfe zugunsten Frankreichs für unumgänglich.¹⁰¹ Quer über die politischen Meinungslager hinweg befriedigte der amerikanische Marshallplan vor allem ein drängendes sicherheitspolitisches Interesse Frankreichs: Im Sog der US-Hilfen in Gestalt des Marshallplans zum einen und der amerikanischen Garantien für eine verlässliche Einbindung Westdeutschlands in die europäischen Strukturen schwand der französische Widerstand gegen den westdeutschen Wiederaufbau.¹⁰²

Während gemessen am amerikanischen Investitionsvolumen im Rahmen des Marshallplans Frankreich hinter Großbritannien an zweiter Stelle rangierte und das Wirtschaftshilfeprogramm durchaus im amerikanischen Interesse der Modernisierungspolitik nicht-kommunistischer Kräfte in Frankreich half, blieb der unmittelbare Einfluss der USA auf die französische Wirtschafts- und Finanzpolitik in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre

⁹⁹ Vgl. K. Schwabe, Fürsprecher Frankreichs? John McCloy und die Integration der Bundesrepublik, in: L. Herbst/W. Bühner/H. Sowade (Hrsg.), Vom Marshall-Plan zur EWG. Die Eingliederung der Bundesrepublik in die westliche Welt, München 1990, S. 517-533.

¹⁰⁰ Vgl. G. Bossuat, Les aides américaines économiques et militaires à la France, 1938–1960. Une nouvelle image des rapports de puissance, Paris 2001, hier u. a. S. 263-4 und S. 371-373.

¹⁰¹ Vgl. W. Loth, Die französischen Sozialisten und der Marshall-Plan, in: Haberl/Niethammer, Marshall-Plan (Anm. 67), S. 359-380.

¹⁰² Vgl. J. Gimbel, The origins of the Marshall Plan, Stanford, Calif. 1976; G. Bossuat, La France, l'aide américaine et la construction européenne, 1944–1954, 2 Bde., Paris 1992; J. S. Hill, Germany, The United States, and de Gaulle's Strategy for Economic Reconstruction, 1944–1946, in: Paxton/Wahl, De Gaulle and the U.S. (Anm. 83), S. 103-115.

durchaus gering.¹⁰³ Gleichwohl hat insbesondere das ERP vielfach französisch-amerikanische Konflikte geschürt, schon allein angesichts der französischen Verärgerung darüber, dass die im Rahmen des Blum-Byrnes-Vertrags vereinbarte Wirtschaftshilfe insbesondere gemessen an jener zugunsten Westdeutschlands und Großbritanniens deutlich großzügiger ausfallen schien.¹⁰⁴ Wenn das amerikanische Investitionsvolumen in Frankreich gemessen am europäischen Durchschnitt auch in den 1960er Jahren gering blieb, so ist dies neben der eigenwillig-selbstbewussten Politik de Gaulles auch einem in weiten Gesellschaftsgruppen verankerten Konsens zugeschrieben worden, wonach man dem amerikanischen Kapitalismus aus Sorge vor schleichenden „Kolonisierungs“-Effekten misstraute.¹⁰⁵

Freilich entstanden allmählich¹⁰⁶ zahlreiche Netzwerke in Grundlagenforschung und wichtigen Industriebranchen, die Frankreich nicht nur den Anschluss an die Internationalisierung der Märkte brachten, sondern auch Wissens- und Verfahrenstransfers mit den Experten in den USA sicherstellten.¹⁰⁷ Detailliertere Innenansichten zu dieser französisch-amerikanischen Transferkonstellation sind inzwischen auf der Basis archivalischer Überlieferung zum Technical Assistance Program gewonnen worden.¹⁰⁸ Amerikanisierungseffekte traten demzufolge weniger als Transfer von Geldern denn von Management und Technologie ein. Nachdem die amerikaskzeptischen Regierungen der Vierten Republik den Austausch zunächst verschleppt hatten, nahmen bald französische „Productivity Missions“, die heterogen aus Arbeitnehmern, industriellen Arbeitgebern und Vertretern des Staates zusammengesetzt waren, das amerikanische Modell vor Ort in Augenschein. Es folgte ein gleichsam symptomatischer Mechanismus im Vorfeld von Transfers: die Anschauung des Fremden induzierte eine verstärkte (französische) Selbstreflexion. So erörterten die französischen „Missionaries“ nicht nur die Frage, ob ein Wirtschafts- als Managementtransfer im eigenen Land geboten schien, sondern debattierten zuerst über

¹⁰³ Vgl. Ch. Esposito, *America's Feeble Weapon. Funding the Marshall Plan in France and Italy, 1948–1950*, London 1994.

¹⁰⁴ Vgl. Kuisel, *Seducing the French* (Anm. 9), S. 19.

¹⁰⁵ Vgl. u. a. R. F. Kuisel, *The American Economic Challenge: De Gaulle and the French*, in: Paxton/Wahl, *De Gaulle and the U.S.* (Anm. 83), S. 195–212.

¹⁰⁶ Vgl. M. Kipping, *A slow and difficult process: The Americanization of the French Steel-Producing and Using Industries after the Second World War*, in: Zeitlin/Herrigel, *Americanization and its Limits* (Anm. 73), S. 209–235.

¹⁰⁷ Vgl. am Beispiel der pharmazeutischen Industrie S. Chauveau, *Antibiotiques, screening, management et marketing: une américanisation de l'industrie pharmaceutique française?*, in: Barjot/Réveillard, *L'américanisation* (Anm. 29), S. 195–206.

¹⁰⁸ Vgl. dazu bereits oben.

den Zustand der französischen Wirtschaft und erst anschließend über die Wünschbarkeit von Managementtransfers.¹⁰⁹ Entsprechend registrierten auch amerikanische Verantwortliche bei den französischen – allerdings kaum anders als bei vielen westeuropäischen Beobachtern¹¹⁰ – erhebliche Skepsis und Zurückhaltung.¹¹¹ Am Ende blieben die unmittelbaren Transfereffekte einerseits angesichts eines anhaltenden ideologisch motivierten Widerstands besonders aus den Reihen der französischen Kommunisten und Gewerkschaften begrenzt, andererseits traten sie aber seit Ende der 1960er Jahre bevorzugt als selektive Adaption von Managementmethoden ein.¹¹²

Transatlantischer Kulturkontakt im Bereich von Gesellschaft und Kultur

Der Sektor Gesellschaft erscheint für die vergleichende Kulturtransferforschung in mindestens zweierlei Hinsicht zentral.¹¹³ Zum einen ist eine möglichst exakte Identifizierung und Profilierung von Akteuren, gesellschaftlichen Gruppen und Netzwerken als rezeptiven oder aktiven Ver-

¹⁰⁹ Vgl. Kuisel, *Seducing the French* (Anm. 9), S. 70-102.

¹¹⁰ Vgl. Kipping, *Operation Impact* (Anm. 75), S. 64.

¹¹¹ Vgl. M. Kipping/J.-P. Nioche, *Politique de productivité et formation à la gestion en France (1945–1960): un essai non transformé*, in: *Entreprise et Histoire* 14 (1997), S. 65-87.

¹¹² Vgl. L. Boltanski, *America, America... Le Plan Marshall et l'importation du 'management'*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 38 (1981), S. 19-41; R. Kuisel, *The Marshall Plan in Action: Politics, Labor, Industry and the Program of Technical Assistance*, in: M. Lévy-Leboyer/R. Girault (Hrsg.), *Le Plan Marshall et le relèvement économique de l'Europe*, Paris 1993, S. 335-358; ders., *'L'American Way of Life' et les missions françaises de productivité*, in: *VS* 17 (1988), S. 21-38. Ähnlich Matthias Kipping/Jean-Pierre Nioche, *Much ado about nothing? The U.S. productivity drive and management training in France, 1945–1960*, in: *Gourvish/Taratsoo, Missionaries and managers* (Anm. 74), S. 50-76, hier v. a. S. 50 und S. 68-69.

¹¹³ Forschungsbefunde zur Amerikanisierung von westdeutscher und französischer Gesellschaft und Kultur sind schwer systematisierbar, da eindeutige thematische Grenzen innerhalb des Themenfeldes selbst sowie zu den beiden vorher angesprochenen Handlungsbereichen faktisch kaum gezogen werden können. Dass kulturelle, gesellschaftliche und ökonomische Beeinflussung durch die Vereinigten Staaten nach 1945 faktisch nicht voneinander trennbar seien, bildet darüber hinaus eine wesentliche Grundannahme der Studien von Berghahn zur „Amerikanisierung“ der deutschen Nachkriegsindustrie. Vgl. V. R. Berghahn, *West German Reconstruction and American Industrial Culture, 1945–1960*, in: *Pommerin, The American Impact* (Anm. 5), S. 65-82. Die oben durchgeführte thematische Abtrennung von den beiden Bereichen Politik und Wirtschaft soll lediglich die Sichtung von Forschungsverläufen erleichtern.

mittlungsstellen erforderlich, die aus einer spezifischen Motivation und Vorrägung heraus für den Transfer warben oder ihn ablehnten. Zum anderen ist erst mit der Beschreibung berufs-, alters-, geschlechts- und eventuell konfessionstypischen Konturen austauschwilliger und -fähiger Gruppen und Personen die gesamtgesellschaftliche Reichweite erfolgten oder gemiedenen Austauschs exakter einzuschätzen.

Generell spielt die Akteursperspektive bereits im Rahmen der wirtschaftshistorischen Beiträge zum Thema eine wichtige Rolle, die die besondere Bedeutung entsprechender Eliten für den Transfer betonen.¹¹⁴ Hinzu kommt ein inzwischen gestiegenes Interesse an transatlantischen Mittlern¹¹⁵ oder Mittlergruppen im Bereich eines internationalen Stiftungswesens.¹¹⁶ Die Akteursanalyse ist in der auf Deutschland bezogenen Forschung am weitesten gediehen, dabei allerdings von vergleichenden Überlegungen zu parallelen westeuropäischen Akteurskonstellationen frei geblieben. Eine nachhaltige und politisch, wirtschaftlich und kulturell zentrale Austauschfunktion ist neben der alltäglichen Begegnung der bundesdeutschen Bevölkerung mit den Angehörigen des amerikanischen Militärs¹¹⁷ sowohl einzelnen zentralen Agenten¹¹⁸ wie Akteursgruppen¹¹⁹ insbesondere in den Reihen der wirtschaftlichen Elite nachgewiesen worden. Die „Westernisierer“-Netzwerke im Allgemeinen und die westdeutschen Remigranten im Besonderen¹²⁰ sind als zentrale Inspiratoren sozialdemo-

¹¹⁴ Vgl. die oben zitierte Literatur.

¹¹⁵ Vgl. für die deutsch-amerikanische Konstellation zuletzt A. Bauerkämper/K. H. Jarausch/M. M. Payk (Hrsg.), *Demokratiewunder. Transatlantische Mittler und die kulturelle Öffnung Westdeutschlands 1945–1970*, Göttingen 2005; V. R. Berghahn, *Transatlantische Kulturkriege. Shepard Stone, die Ford-Stiftung und der europäische Antiamerikanismus*, Stuttgart 2004 und ders., *European Elitism, American Money, and Popular Culture*, in: R. L. Moore/M. Vaudagna (Hrsg.), *The American Century in Europe*, Ithaca/NY 2003, S. 117–130.

¹¹⁶ Vgl. u. a. G. Gemelli (Hrsg.), *American Foundations in Europe. Grant-giving Politics, Cultural Diplomacy and Transatlantic Relations, 1920–1980*, Brüssel u. a. 2003.

¹¹⁷ Vgl. dazu im Folgenden.

¹¹⁸ Vgl. V. R. Berghahn (mit P. J. Friedrich), *Otto A. Friedrich, ein politischer Unternehmer: sein Leben und seine Zeit, 1902–1957*, Frankfurt a. M. 1993.

¹¹⁹ Vgl. J. S. Wiesen, *America, Mass Society, and the Decline of the West: West German Industrialists and Cultural Reconstruction after World War II*, in: M. Wala/U. Lehmkuhl (Hrsg.), *Technologie und Kultur. Europas Blick auf Amerika vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 203–224.

¹²⁰ Vgl. A. Söllner, *Normative Verwestlichung. Der Einfluss der Remigranten auf die politische Kultur der frühen Bundesrepublik*, in: Bude/Greiner, *Westbindungen* (Anm. 5), S. 72–92; C.-D. Krohn/P. von zur Mühlen (Hrsg.), *Rückkehr und Aufbau nach 1945: deutsche Remigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands*, Marburg 1997.

kratischer wie gewerkschaftlicher Programmatiken in der Bundesrepublik identifiziert worden und haben insofern als Mittler im Kulturtransfer wesentlichen Anteil an der mehrheitlichen Abkehr von ehemals radikalen sozialistischen Zielvorstellungen auch der westdeutschen Gewerkschaftsvertreter und Sozialdemokraten.¹²¹ Im Bereich der protestantischen Kirche sind von den 1950er bis weit in die 1970er Jahre hinein die knapp dreißig bürgerlich-konservativen Vertreter von Kirche, Politik, Medien und Wirtschaft im Kronberger Kreis in einer ähnlichen, obschon weniger bewusst erfüllten Funktion gesehen worden. Prononcierter Internationalismus, Antifaschismus und Antikommunismus, zugleich aber auch das Postulat der Entideologisierung und des innergesellschaftlichen Ausgleichs bereitete hier die Basis für eine überzeugte West- und Amerikaorientierung, die gerade nicht auf der Absorption weitgehend fremder Werthaltungen, sondern ganz wesentlich auf einer Amalgamierung genuin verwandter christlicher und antitotalitärer Grundhaltungen beruhte.¹²² Darüberhinaus sind remigrierte Mittlerfiguren¹²³ besonders im Bereich der Sozialwissenschaften als neuralgische Punkte im Wissenschaftstransfer ausgemacht worden.¹²⁴

Auch wenn kollektivbiographische Vergleichsstudien bisher fehlen, liegt es nahe, dass die westdeutsche Amerikarezeption in vielerlei Hinsicht generationell geprägt war. Während entsprechende Hypothesen für den Bereich der Wirtschaft¹²⁵ nicht konsensfähig sind, gelten sie in stärkerem Maße für den Bereich der Politik¹²⁶ und am nachdrücklichsten und plausibelsten für den der (Populär)Kultur.¹²⁷ Die generationelle Zuspitzung hat

¹²¹ Vgl. J. Angster, *Konsensliberalismus und Sozialdemokratie. Zur ideellen Westernisierung der deutschen Arbeiterbewegung 1945–1965*, Tübingen 1999.

¹²² Vgl. Th. Sauer, *Westorientierung im deutschen Protestantismus? Vorstellungen und Tätigkeit des Kronberger Kreises*, München 1999.

¹²³ Vgl. M. Kraus, *Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945*, München 2001.

¹²⁴ Vgl. C.-D. Krohn, 'Weimar' in Amerika. Vertriebene deutsche Wissenschaftler an der New School for Social Research in New York, in: H. Lehmann (Hrsg.), *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften*, Bd. 2: *Leitbegriffe, Deutungsmuster, Paradigmenkämpfe, Erfahrungen und Transformationen im Exil*, Göttingen 2004, S. 289–304; M. G. Ash/A. Söllner (Hrsg.), *Forced Migration and Scientific Change: Emigré German-Speaking Scientists and Scholars after 1933*, New York 1996.

¹²⁵ Vgl. dazu weiter unten.

¹²⁶ Vgl. G. A. Craig, *Konrad Adenauer and the United States*, in: Pommerin, *The American Impact* (Anm. 5), S. 1–13.

¹²⁷ Vgl. v. a. Kaspar Maase, zuletzt in ders., *Vom Schreckbild zum Vorbild. Wie und warum sich der deutsche Rundfunk amerikanisierte*, in: *GWU* 55 (2004) 10, S. 566–585.

dabei in analytischer Hinsicht einen doppelten Effekt: sie konkretisiert die Amerikanisierungsthese anhand bestimmter Protagonisten und erhärtet gleichzeitig die Idee von einem z. B. sektoral (geographisch, politikfeldspezifisch etc.) und altersspezifisch partiellen Transfer. Berghahns zur wirtschaftlichen Amerikanisierung entwickelte These von der neuen westdeutschen Managergeneration, die verstärkt ab den 1960er Jahren gleichsam ideelle und praktische Umschlagplätze für den Transfer von Wirtschaftsmethoden bereitstellte,¹²⁸ legt darüber hinaus nahe, dass die Koppelung der Akteursperspektive an eine möglichst exakt untergliederte Zeitschiene eine besonders ergiebige Untersuchungsanordnung darstellt, die den Kulturtransfer gleichzeitig personalisiert und als dynamischen Prozess verzeitlicht.¹²⁹

Eher schichtenspezifische als generationelle Muster wurden in Bezug auf die kultur- und bildungspolitischen Maßnahmen seitens der USA in Westdeutschland ausgemacht, sofern zumindest anfänglich vor allem intellektuelle Eliten erreicht wurden.¹³⁰ Bevor der gezielt herbeigeführte Kulturkontakt allerdings in dieser Akteursgruppe im Sinne der aktiven Rezeption von Anschauungen und Werten verfang, waren gelegentlich hartnäckige Ressentiments zu überwinden.¹³¹

¹²⁸ Vgl. Berghahn, *Reconstruction* (Anm. 112), S. 67. Berghahns Generationenthese bestätigt H. G. Schröter, *Zur Übertragbarkeit sozialhistorischer Konzepte in die Wirtschaftsgeschichte. Amerikanisierung und Sowjetisierung in deutschen Betrieben*, in: Jarausch/Siegrist, *Amerikanisierung* (Anm. 3), S. 147-158, hier S. 153 sowie A. von Plato, „Wirtschaftskapitäne“: Biographische Selbstkonstruktionen von Unternehmern in der Nachkriegszeit, in: Schild/Sywottek, *Modernisierung* (Anm. 33), S. 390 ff. Besonders kritisch gegenüber Berghahns These ist demgegenüber P. Erker, 'Amerikanisierung' der westdeutschen Wirtschaft? Stand und Perspektiven der Forschung, in: Jarausch/Siegrist, *Amerikanisierung* (Anm. 3), S. 137-145, hier S. 143 und tendenziell Greiner, *Test the West* (Anm. 86), S. 43.

¹²⁹ Vgl. darüber hinaus zu genderspezifischen Aspekten der deutschen „Amerikanisierung“ H.-J. Ruppeier, *Bringing Democracy to the Frauleins*, in: GG 17 (1991), S. 61-91. Aus europäischer Perspektive zum Gender-Aspekt im Kulturtransfer vgl. M. Nolan, *Consuming America, Producing Gender*, in: Moore; Vaudagna, *The American Century*, S. 243-274.

¹³⁰ Vgl. A. Schildt, *Die USA als „Kulturnation“*. Zur Bedeutung der Amerikahäuser in den 1950er Jahren, in: Lüdtko/MarBolek/von Saldern, *Amerikanisierung* (Anm. 91), S. 257-269.

¹³¹ Vgl. A. Schildt, *Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und „Zeitgeist“ in der Bundesrepublik der 50er Jahre*, Hamburg 1995 ND 1999, unterstellt Ressentiments für durchaus weite und überwiegende Teile der westdeutschen Bevölkerung – dies anders als M. Ermarth, 'Amerikanisierung' als deutsche Kulturkritik 1945–1965. Metastasen der Moderne und hermeneutische Hybris, in: Jarausch/

Während die „Westernisierungs“-Forschung einen regelrechten Erkenntnissschub für die Frage der transatlantischen Vernetzung und Akkulturation vor allem westdeutscher, durchaus aber auch europäischer Eliten auslösen konnte, fehlt ein entsprechender Forschungsschwerpunkt in der französischen Forschungsliteratur. Schichtenspezifische Amerikabezüge sind gleichwohl auch für Frankreich mehrfach ausgemacht worden.¹³² Dabei gelten die französischen Eliten jenseits der Exilantengruppen¹³³ in einem deutlich ausgeprägteren Maße als die westdeutschen als Träger anti-amerikanischer Ressentiments bis in die letzten Dekaden des 20. Jahrhunderts hinein.¹³⁴ Freilich erkennt eine kritische Perzeptionsforschung hierin zugleich einen Reflex auf Probleme der Selbstverortung französischer Intellektueller innerhalb der französischen Gesellschaft.¹³⁵

Ebenfalls unter die Rubrik einer Elitenrezeption Amerikas fallen auch Beobachtungen zu den reziproken Wissenschaftskulturen besonders im Bereich amerikanischer European Studies resp. französischer American Studies. Aus allgemein europäischer Sicht ist einerseits bereits auf eine deutliche Ausrichtung europäischer American Studies auf die Wissenschaftsdiskurse in den Vereinigten Staaten hingewiesen,¹³⁶ andererseits aber auch eine permanente Europäisierung europäischer Amerikastudien nach 1945¹³⁷ beobachtet worden. In der Tat bekräftigen Beiträge zur fran-

Siegrist, Amerikanisierung (Anm. 3), S. 315-334. Demzufolge wäre die anfängliche Rezeptionsverweigerung kein schichtenspezifisches Phänomen des Transfers.

¹³² Vgl. so Kuisel, *Seducing the French* (Anm. 9), S. 33-34.

¹³³ Zur Etablierung franko-amerikanischer Elitennetzwerke im Einzugsbereich der New School for Social Research in New York vgl. jetzt E. Loyer, *Paris à New York. Intellectuels et artistes français en exil 1940–1947*, Paris 2005; dies./L. Tournès, *Les échanges culturels franco-américains au XIXe siècle: pour une histoire des circulations transnationales*, in: L. Martin/S. Venayre (Hrsg.), *L'Histoire culturelle du contemporain*, Paris 2005, S. 171-192 sowie dies./F. Chaubet, *L'École libre des hautes études de New York: exil et résistance intellectuelle (1942–1946)*, in: *Revue historique* 616 (2000), S. 939-972.

¹³⁴ Vgl. P. Nora, *America and French Intellectuals*, in: *Daedalus* 107 (1978), S. 325-337 sowie D. Pinto, *The French Intelligentsia Rediscovered America*, in: D. Lacorne/J. Rupnik/M.-F. Toinet (Hrsg.), *L'Amérique dans les têtes: un siècle de fascination et d'aversions*, Paris 1986, engl.: *The Rise and Fall of Anti-Americanism*, London 1990, S. 97-107.

¹³⁵ Vgl. so als Ergebnis seiner Analyse französischer Intellektuellendiskurse seit den 1920er Jahren Mathy, *Extrême Occident* (Anm. 17), u. a. S. 251.

¹³⁶ Vgl. Gassert, *Amerikanismus* (Anm. 21), S. 555; P. Guerlain, *Malaise dans la civilisation? Les études américaines en France*, in: *RFEA* 83 (2000), S. 28-46; auch zugänglich in: *Congrès de l'AFEA – Toulouse, 22 May 1998. Textes préparatoires au débat sur les Etudes Américaines en France*, <http://etudes.americaines.free.fr/guerlain.html>.

¹³⁷ Vgl. Pells, *Not like U.S.* (Anm. 8), Kapitel 4.

zösisch-amerikanischen Konstellation dieses letzte Votum. Es wird dann unterstrichen, dass gerade auf dem Feld der Amerikastudien französische Forscher infolge ihrer spezifischen Außenperspektive auf den Gegenstand einen besonderen Input leisteten.¹³⁸ Faktisch wird damit auch für den Bereich des amerikanisch-französischen Wissenschaftstransfers ein erhebliches Maß an aktiver Rückwirkung französischer Wissenschaftler mindestens auf den amerikanischen Wissenschaftsdiskurs im relevanten Gebiet postuliert.

Was den Sektor Kultur anbelangt, so sind im westeuropäischen Maßstab kulturelle Transfers mit den USA¹³⁹ mindestens seit der Zwischenkriegszeit mit einem starken Übergewicht zu Gunsten der amerikanischen Einflusssseite beobachtet worden. Die amerikanische „Massenkultur“, die nach 1945 in den europäischen Gesellschaften mit leicht unterschiedlichen Geschwindigkeiten verbreitet und angeeignet wurde, kündigte sich demzufolge mit entsprechend amerikanischen Prägungen europäischer Alltags- und Freizeitkulturen bereits deutlich vorher an.¹⁴⁰ Der einhelligen Diagnose einer schichten-, generationen- und offenbar auch weithin national indifferenten Attraktivität amerikanischer Konsumgüter und Massenprodukte stehen indessen für die Vor- und besonders die Nachkriegsjahre eher explikatorische Mutmaßungen als ein erschöpfendes Erklärungsmuster gegenüber: Für die amerikanische Transferseite wird gelegentlich eine Art libertärer Konsum-Messianismus unterstellt, der hinter gefälligen Ästhetiken und professionellen Werbetechniken zurücktritt, ohne im Zuge des Transfers verloren zu gehen.¹⁴¹ Im Blick auf die europäische Seite wird unterdessen beobachtet, wie die materielle und zumindest scheinbare intellektuelle Voraussetzungslosigkeit amerikanischer Massenware ein Bedürfnis nach weitgehender Partizipation und Selbstdefinition jenseits traditional-bürgerlicher „Hochkultur“-Maßstäbe befriedigt.¹⁴² Damit

¹³⁸ Vgl. P. Guerlain, *Observations transatlantiques* (Anm. 9).

¹³⁹ Vgl. z. B. M. Watts, *The Call and Response of Popular Music: The Impact of American Pop Music in Europe*, in: Bigsby, *Superculture* (Anm. 21), S. 123-139; W. Fluck, *Amerikanisierung der Kultur*, in: H. Wenzel (Hrsg.), *Die Amerikanisierung des Medienalltags*, Frankfurt a. M. 1998, S. 13-52.

¹⁴⁰ Vgl. Doering-Manteuffel, *Wie westlich* (Anm. 3), S. 28-29.

¹⁴¹ Vgl. z. B. B. Ostendorf, *Why is American Popular Culture so popular? A view from Europe*, in: *Amerikastudien/American Studies* 46 (2001), S. 339-366; A. Schug, *Wegbereiter der modernen Absatzwerbung in Deutschland: Advertising Agencies und die Amerikanisierung der deutschen Werbebranche in der Zwischenkriegszeit*, in: *Werkstatt Geschichte* 34 (2003), S. 29-52.

¹⁴² Vgl. V. De Grazia, *Changing Consumption Regimes in Europe, 1930-1970: Comparative perspectives on the Distribution Problem*, in: S. Strasser/Ch. McGovern/M. Judd (Hrsg.), *Getting and Spending: European and American Consumer Societies in the Twentieth Century*, Washington 1998, S. 59-83; dies.,

scheinen Grundzüge des hochkomplexen Kernbereiches eines transatlantischen Transfers von Massenkultur ebenso benannt wie womöglich zugleich Grenzbereiche des empirisch Ermittlbaren erreicht. Europäisch gültige Aussagen bleiben dabei auf umso dichtere Beschreibungen und Erkundung einzelner Transferkonstellationen und -wege verwiesen.¹⁴³

Im westlichen Teil Nachkriegsdeutschlands entfalteten die Vereinigten Staaten auf dem Feld der Kulturpolitik in enger Kopplung an die Entnazifizierung und Umerziehung ein offensives bildungspolitisches Engagement.¹⁴⁴ Den anfangs von amerikanischen Politikern anvisierten gründlichen Umbau des öffentlichen Schulsystems in Westdeutschland verhinderte allerdings nicht nur die schnelle Wiederaufnahme des Schulunterrichts und universitären Lehrbetriebs noch 1945, die zügige Etablierung der föderalen Bildungseinrichtungen in Westdeutschland 1948/49 und der politische Wille westdeutscher Akteure, auf Grundstrukturen des Bildungssystems aus der Zeit vor 1933 zurückzugreifen, sondern maßgeblich die Verlagerung amerikanischer Reformprioritäten auf die Bekämpfung des Kommunismus.¹⁴⁵ Der amerikanische Steuerungseffekt für die institutionelle Infrastruktur fiel daher ambivalent aus: Strukturelle Kontinuität wurde gelegentlich noch zusätzlich unterstützt durch den Umstand, dass personeller Austausch im Zuge der Entnazifizierung auch in den Bildungseinrichtungen nur unvollständig erfolgte.¹⁴⁶ Daneben veränderte sich aber der Zuschnitt von Lehrstühlen oder etablierten sich neue Disziplinen gleichermaßen infolge amerikanischer Förderungspolitik wie auf

Mass Culture and Sovereignty. The American Challenge to European Cinemas, 1920–1960, in: *Journal of Modern History* 61 (1989), S. 53–87; Maase, Vom Schreckbild zum Vorbild (Anm. 127), S. 584.

¹⁴³ Vgl. D. W. Ellwood, *Rebuilding Europe: Western Europe, America and Post-War Reconstruction*, Harlow 1992; R. Wagnleitner/E. Tyler May (Hrsg.), 'Here, there and everywhere': The Foreign Politics of American Popular Culture, New Brunswick 2000; R. Wagnleitner, *The Empire of Fun, or Talkin' Soviet Union Blues: The Sound of Freedom and U.S. Cultural Hegemony in Europe*, in: *DH* 23,3 (1999), S. 499–524.

¹⁴⁴ Vgl. B. Rosenzweig, *Erziehung zur Demokratie: Amerikanische Besatzungs- und Schulreformpolitik in Deutschland und Japan*, Stuttgart 1998; K.-H. Füssl, *Deutsch-amerikanischer Kulturaustausch im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2004 und ders., *Die Umerziehung der Deutschen. Jugend und Schule unter den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs 1945–1955*, Paderborn 1994.

¹⁴⁵ Vgl. J. F. Tent, *Der amerikanische Einfluss auf das deutsche Bildungswesen*, in: *Junker, Die USA und Deutschland I* (Anm. 3), S. 601–611; R. Willett, *The Americanization of Germany, 1945–1949*, London/New York 1989, S. 16–27.

¹⁴⁶ Vgl. Rupieper, *Die Wurzeln* (Anm. 39), S. 110–172. Ähnliche Handlungsspielräume hielten sich auch im kirchlichen Raum, vgl. C. Vollnhals, *Evangelische Kirche und Entnazifizierung, 1945–1948. Die Last der nationalsozialistischen Vergangenheit*, München 1989.

Grund einer hohen Rezeptionsbereitschaft westdeutscher Akademiker.¹⁴⁷ Spätestens hier erreichte die amerikanische Um-Bildungspolitik letztlich auch die Ebene der Bildungsinhalte.

Ungleich intensiver verfinden im Rahmen der amerikanischen Kulturpolitik¹⁴⁸ medienpolitische Initiativen im Bereich von Presse,¹⁴⁹ Fernsehen¹⁵⁰ und Rundfunk¹⁵¹ in Westdeutschland: Einerseits propagierten amerikanische Stellen bis deutlich in die 1960er Jahre hinein über diese wie über andere Kanäle ein propagandistisch geglättetes Bild vom freiheitlich-demokratischen Amerika.¹⁵² Andererseits wurden im Zuge der amerikanischen Medienpolitik in Westdeutschland totalitäre Entmündigungen zurückgenommen und ein selbstbewusster, freier Diskursstil neu eingeübt. Die faktische Reichweite und Qualität entsprechender Amerikarezeption in der westdeutschen Gesellschaft wird dennoch vorsichtig eingeschätzt. Etwa ist am Beispiel des Springer-Verlags plausibel gemacht worden, dass in der Adaption eines amerikanischen Journalismusstils die Akzeptanz westlicher oder spezifisch amerikanischer Werthaltungen noch keineswegs beschlossen lag.¹⁵³ Die ideellen Grenzen westlicher und amerikanischer Denkipulse sind demzufolge und nicht nur für die westdeutsche Medienlandschaft erst mit Detailnachweisen zu zeichnen.¹⁵⁴ Dass das Transfergeschehen auf ein simples Sickermodell reduziert werden könnte, nach dem amerikanische Vorgaben „von außen“ automatisch verfinden, lässt sich mit dem längst geführten Nachweis

¹⁴⁷ Vgl. z. B. B. Plé, *Wissenschaft und säkulare Mission. „Amerikanische Sozialwissenschaft“ im politischen Sendungsbewusstsein der USA und im geistigen Aufbau der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart 1990.

¹⁴⁸ Vgl. G. Clemens (Hrsg.), *Kulturpolitik im besetzten Deutschland, 1945–1949*, Stuttgart 1994.

¹⁴⁹ Vgl. J. C. E. Gienow-Hecht, *Transmission impossible. American Journalism as Cultural Diplomacy in Postwar Germany 1945–1955*, Baton Rouge 1999.

¹⁵⁰ Vgl. I. Schneider (Hrsg.), *Amerikanische Einstellung: deutsches Fernsehen und US-amerikanische Produktion*, Heidelberg 1992; Wenzel, *Die Amerikanisierung des Medienalltags* (Anm. 137).

¹⁵¹ Vgl. zuletzt Maase, *Vom Schreckbild zum Vorbild* (Anm. 127).

¹⁵² Vgl. F. Schumacher, *Kalter Krieg und Propaganda. Die USA, der Kampf um die Weltmeinung und die ideelle Westbindung der Bundesrepublik Deutschland, 1945–1955*, Trier 2000; W. A. Hixon, *Parting the curtain. American Propaganda in the Era of the Cold War*, New York 1997; M. Aguilar, *Cultural Diplomacy and Foreign Policy. German-American Relations, 1955–1968*, New York 1996.

¹⁵³ Vielmehr arbeitete die Springer-Presse unter dem Vorzeichen formaler „Amerikanisierung“ eher eigenen, national-konservativen Meinungslagern zu. Vgl. G. Kruij, *Das „Welt“-Bild des Axel-Springer-Verlags. Journalismus zwischen westlichen Werten und deutschen Denktraditionen*, München 1999.

¹⁵⁴ Vgl. dazu K.-H. Janßen, *Die Zeit in der ZEIT. 50 Jahre der Wochenzeitung DIE ZEIT*, Berlin 1995.

dezidiertem Misserfolge amerikanischer „Export“-Versuche eindeutig ausschließen.¹⁵⁵ Bis dahin wird der amerikanische Einfluss auf die kulturpolitische Landschaft Westdeutschlands insgesamt einer komplexen Gemengelage von machtpolitisch abgesichertem Druck und gefällig-dezenter Infiltration auf der amerikanischen sowie teils unvoreingenommener, teils kritisch kalkulierter Adaptionswilligkeit und subtilem Anverwandlungsgeschick auf der deutschen Seite zugerechnet werden müssen.

Die Rezeptionsbereitschaft deutscher Gesellschaftsgruppen stieg mit dem Angebotscharakter und der ideologischen Unaufdringlichkeit amerikanischer Einrichtungen und Initiativen wie den Amerikahäusern¹⁵⁶ und akademischen Austauschprogrammen.¹⁵⁷ Freilich blieb die Reichweite solcher Diffusionskanäle amerikanischer Einflusspolitik weitgehend auf eine bildungswillige, tendenziell jüngere und eher bürgerliche Schicht begrenzt.¹⁵⁸ Mit diesen Maßnahmen reagierte die amerikanische Politik zugleich darauf, dass die expandierende amerikanisch inspirierte Massenkultur in Teilen der bundesrepublikanischen Gesellschaft eine demonstrative „Rückbesinnung“ auf eine vermeintliche „deutsche Hochkultur“ nach sich zog.¹⁵⁹ Amerikanische Einrichtungen spiegelten und konterten solche Befindlichkeiten gleichermaßen, indem sie verstärkt ein aus bildungsbetonten Ingredienzen zusammengesetztes Bild von amerikanischer Kultur zu vermitteln suchten. Auch hier erwies sich das Transfergeschehen keinesfalls als manipulative Einbahnstraße, sondern als in höchstem Maße responsives Geschehen. Gleichwohl ist die tatsächliche soziale und generationelle Reichweite kulturoffensiver Programme in die bundesrepublikanische Nachkriegsgesellschaft hinein kaum exakt bestimmt worden. Der immer noch angemeldete Klärungsbedarf¹⁶⁰ kann empirisch nur gedeckt werden, wenn Amerikaeinflüsse im Gefolge der Kulturoffensiven

¹⁵⁵ Vgl. dazu besonders aufschlussreich R. Boehling, *The role of culture in American relations with Europe: the Case of the United States' Occupation of Germany*, in: DH 23 (1999), S. 57-69, hier S. 67-68.

¹⁵⁶ Vgl. Schildt, *Die USA als „Kulturturnation“* (Anm. 128); M. Hein-Kremer, *Die amerikanische Kulturoffensive 1945-1955. Gründung und Entwicklung der amerikanischen Information Centers in Westdeutschland und West-Berlin 1945-1955*, Köln 1996; A. Schildt, *Zwischen Abendland und Amerika. Studien zur westdeutschen Ideenlandschaft der 50er Jahre*, München 1999.

¹⁵⁷ Vgl. Rupieper, *Die Wurzeln* (Anm. 39), S. 390-420 und Ellen Latzin, *Lernen von Amerika? Das US-Kulturaustauschprogramm für Bayern und seine Absolventen*, Stuttgart 2005.

¹⁵⁸ Vgl. Hein-Kremer, *Kulturoffensive* (Anm. 154), S. 490.

¹⁵⁹ Vgl. Boehling, *The role of culture* (Anm. 153); Willet, *The Americanization of Germany* (Anm. 143).

¹⁶⁰ Vgl. Schildt, *Die USA als 'Kulturturnation'* (Anm. 128), S. 267.

analytisch klar von jener nicht erzieherisch induzierten Akzeptanz von Amerikanismen getrennt werden können, die sich im Gefolge von ökonomischer und politischer Konsolidierung in der bundesrepublikanischen Gesellschaft schleichend vollzog.

Die soziokulturelle Amerikanisierung der Westdeutschen unmittelbar nach Kriegsende ging nun nicht nur von kulturpolitischen Maßnahmen aus. In einem früher einsetzenden,¹⁶¹ dann aber komplementären, parallelen Prozess¹⁶² wurde sie an zentraler Stelle auch von den Alltagserfahrungen der ortsansässigen Bevölkerung mit den amerikanischen Militärangehörigen getragen: Indem die unmittelbare Begegnung mit amerikanischen und darunter besonders farbigen Soldaten fernab faschistischer Feind- und Rassenpropaganda weithin eher den Eindruck humanitärer Nahbarkeit als Unmut über eine dominante Besatzungsmacht weckte, bereitete sie der institutionalisierten Einflussnahme der USA weit über den Bereich der Kultur hinaus erst eigentlich den Boden.¹⁶³

Von hier führten fließende Übergänge zur Adaption jener Musik- und Modekultur, die freilich nicht erst Vertreter der amerikanischen Besatzungsmacht 1945 nach Westdeutschland mitbrachten, sondern die längst seit den 1920er Jahren breit rezipiert worden war.¹⁶⁴ Dass die amerikanische Populärkultur maximalen Zuspruch in Gestalt des Massenkonsums erreichte, blieb zunächst einmal an die Bedingungen gesamtgesellschaftlicher wirtschaftlicher Konsolidierung immer größerer Teile der „Wirtschaftswundergesellschaft“ gebunden.¹⁶⁵ Darüber hinaus hat Kaspar Maase unter Rückgriff auf Bourdieu die These erhärtet, dass Versatzstücke amerikanischer Populärkultur in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft als Instrumente in einem Symbolkampf eingesetzt wur-

¹⁶¹ Vgl. so der Akzent bei Döring-Manteuffel, *Wie westlich* (Anm. 3), S. 35-36.

¹⁶² Vgl. besonders Schildt, *Die USA als 'Kulturnation'* (Anm. 128), S. 268.

¹⁶³ Vgl. M. Höhn, *GIs and Fräuleins: The German-American Encounter in 1950s West Germany*, Chapel Hill 2002; P. Götde, *From Villains to Victims. Fraternalization and the Feminization of Germany, 1945-1947*, in: *DH 23* (1999), S. 1-20; B. Thoss, *The presence of American Troops in Germany and German-American Relations, 1949-1956*, in: *Diefendorff u. a., American Policy* (Anm. 37), S. 411-432.

¹⁶⁴ Vgl. u. a. E. Rosenhaft, *Lesewut, Kinosucht, Radiotismus: Zur (geschlechter-)politischen Relevanz neuer Massenmedien in den 1920er Jahren*, in: *Lüdtke/MarBolek/von Saldern, Amerikanisierung* (Anm. 91), S. 119-143; K. Ch. Führer, *Auf dem Weg zur „Massenkultur“? Kino und Rundfunk in der Weimarer Republik*, in: *HZ 262* (1996), S. 739-780.

¹⁶⁵ Vgl. U. G. Poiger, *Jazz, Rock, Rebels. Cold War Politics and American Culture in a Divided Germany*, Berkeley 2000; dies., *Rebels with a Cause? American Popular Culture, the 1956 Youth Riots, and New Conceptions of Masculinity in East and West Germany*, in: *Pommerin, American Impact* (Anm. 5), S. 93-124.

den, in dessen Verlauf traditionale Subordinationen und ästhetische Leitwerte bürgerlicher Bildungseliten aufgekündigt und mit emanzipatorischen Eigenansprüchen konterkariert wurden:¹⁶⁶ Die westdeutsche „Amerikanisierung von unten“ resultierte daher nicht aus eindimensionalen Infiltrationen im Sinne einer „Veramerikanisierung“¹⁶⁷, sondern aus einer absichtsvollen und höchst aktiven „Selbstamerikanisierung“ erst bevorzugt männlicher und dann rasch auch weiblicher Jugendlicher aus unterbürgerlichen Schichten. Gemeinsam war ihnen das Ziel, an alten Distinktionsmustern und Habitusregeln vorbei kulturelle Deutungshoheit zu reklamieren.¹⁶⁸ Ihr bemerkenswertes Freisetzungspotential für die westdeutsche Gesellschaft entfaltete die amerikanische Konsumkultur demzufolge aus einem doppelten Grund: zum einen produzierten die weithin erschwinglichen amerikanischen Massenkonsumgüter eine Art utopistischen Überschuss, indem mit ihnen ein uneingelöstes Versprechen von Partizipation und Egalisierung einherzugehen schien; zum anderen waren die westdeutschen Selbstamerikanisierer darüber hinaus imstande, entsprechende Konsumangebote selektiv und eigendynamisch umzukonnotieren.

Ablesbar an den Zuschauerquoten stieß die verstärkte Einführung nicht nur amerikanischer Medien,¹⁶⁹ sondern auch amerikanischer Stilelemente im Bereich der deutschen elektronischen und Printmedien und speziell des Kinofilms, auf breite Akzeptanz. Freilich blieb dieser Zuspruch an die Fähigkeit amerikanischer Produktionen zur Massenunterhaltung nach Maßgabe einer subtilen „propaganda through entertainment“ gebunden.¹⁷⁰ Wurde dagegen ostentativ pädagogischer Druck entfaltet, den letztlich amerikanischen Misstrauen gegenüber der demokratischen Kompetenz der Deutschen nährte, reagierten weite Teile der Gesellschaft selbst auf populäre Medien wie Kinofilme negativ.¹⁷¹ Darüber hinaus ist gerade in Bezug auf das Medium Film gezeigt worden, dass die unbestritten massive Einspeisung amerikanischer Produktionen in den westdeutschen

¹⁶⁶ Vgl. besonders prägnant K. Maase, Amerikanisierung von unten. Demonstrative Vulgarität und kulturelle Hegemonie in der Bundesrepublik der 50er Jahre, in: Lütke/MarBolek/von Saldern, Amerikanisierung (Anm. 91), S. 291-313.

¹⁶⁷ Vgl. K. Maase, BRAVO Amerika (Anm. 7), S. 20.

¹⁶⁸ Vgl. ders., Amerikanisierung von unten (Anm. 164); ders., Vom Schreckbild zum Vorbild (Anm. 127).

¹⁶⁹ Vgl. R. S. Craig, The American Forces Network, Europe: A Case Study in Military Broadcasting, in: Journal of Broadcasting & Electronic Media 30 (1986), S. 33-46.

¹⁷⁰ Vgl. A. Doering-Manteuffel, Dimensionen von Amerikanisierung in der deutschen Gesellschaft, in: AfS 35 (1995), S. 1-34, hier S. 18.

¹⁷¹ Vgl. B. J. Hahn, Umerziehung durch Dokumentarfilm? Ein Instrument amerikanischer Kulturpolitik im Nachkriegsdeutschland, Münster 1997.

Kinomarkt spezifisch eigennationale Konjunkturen wie die – freilich generationell begrenzte – Popularität des „Heimatfilms“ nicht nur nicht verhindert, sondern ein Stück weit mit provoziert hat.¹⁷² Der Nachweis zumindest phasen- und altersspezifischer Resistenzen stärkt auch hier wieder den Eindruck einer keinesfalls flächendeckenden Absorption amerikanischer Leitbilder und Vorgaben. Der hohe Literatúrausstoß zum Aspekt der „Amerikanisierung“ im Bereich der sogenannten Populärkultur gerade in der deutsch-amerikanischen Transferkonstellation hat bislang allerdings kaum Ergebnisse zu der substanziellen Frage liefern können, ob aus der materiellen Durchdringung westdeutscher Denk- und Lebensformen mit „Amerikanismen“ eine ideelle Durchdringung unmittelbar hergeleitet werden darf oder wie eine solche Herleitung empirisch untermauert und inhaltlich präzisiert werden könnte.

Ähnlich wie in den westdeutschen Besatzungszonen spielten auch für große Teile der französischen Bevölkerung die Erst- und Direktkontakte mit amerikanischem Militär 1944/45 eine zentrale Rolle bei der französischen Amerikawahrnehmung.¹⁷³ Mit Ausnahme von Elsass-Lothringen, wo man den GIs vorwarf, die ansässige Bevölkerung deklassierend wie Deutsche zu behandeln,¹⁷⁴ stiftete die positive Aufnahme amerikanischer Soldaten einen überwiegend günstigen Rezeptionszusammenhang in Frankreich.¹⁷⁵ Das Stereotyp des jungen, freundlichen, pragmatischen und großzügigen Amerikaners kursierte hier nicht minder als in der Bundesrepublik.¹⁷⁶ Wenn dennoch der Kontakt der französischen Bevölkerung mit amerikanischem Militär in der unmittelbarsten Nachkriegszeit tendenziell von französischer Reserviertheit geprägt blieb,¹⁷⁷ mag diese größere Distanz zwischen amerikanischen GIs und französischer Zivilgesellschaft im Vergleich zur deutschen Bevölkerung mit dem deutlich weniger hohen

¹⁷² Vgl. H. Fehrenbach, *Cinema, Spectatorship, and the Problem of Postwar Identity*, in: Pommerin, *The American Impact* (Anm. 5), S. 165-195, und H. Fehrenbach, *Cinema in Democratizing Germany. Reconstructing National Identity after Hitler*, Chapel Hill/London 1995.

¹⁷³ Vgl. R. Torrent, *L'image du soldat américain en France, de 1943 à 1945*, in: F. Cochet/M.-C. Genet-Delacroix/H. Trocmé (Hrsg.), *Les Américains et la France (1917-1947). Engagement et représentations*, Bonchamps-Lès-Laval 1999, S. 230-243.

¹⁷⁴ Vgl. Torrent, *L'image du soldat américain* (Anm. 171), S. 239.

¹⁷⁵ Kriminelle Übergriffe des amerikanischen Militärs auf die Bevölkerung insbesondere in Form von Vergewaltigungen von Frauen blieben demzufolge in den westdeutschen Zonen nicht anders als in Frankreich eher seltene Exzesse. Vgl. dazu J. R. Lilly/F. Le Roy, *L'Armée américaine et les viols en France. Juin 1944-Mai 1945*, in: VS 75 (2002), S. 109-121.

¹⁷⁶ Vgl. Kuisel, *Seducing the French* (Anm. 9), S. 33.

¹⁷⁷ Vgl. ebd., S. 32.

Grad zu erklären sein, in dem die Amerikaner in das französische Alltagsleben involviert waren und mit einer stärkeren Separierung französischer und amerikanischer Lebenswelten.

Stärker als der Direktkontakt wirkte auf die französische Nachkriegsgesellschaft ähnlich wie im deutschen Falle ein von der amerikanischen Seite her dominierter Transfer in Gestalt gezielter kultur- und medienpolitischer Maßnahmen. Um einer Verstärkung amerikanophober Reflexe gerade aus dem politisch einflussreichen kommunistischen Milieu Frankreichs entgegenzutreten, förderten die Vereinigten Staaten diverse Neugründungen von politischen Zeitungen und setzten insbesondere den Rundfunk mittels der *Voix d'Amérique*¹⁷⁸ als Medium der Kulturpropaganda ein. Zudem verstärkte man seit 1948 merklich die finanzielle Ausstattung kulturpolitischer Programme, die etwa zur Eröffnung und permanenten Aufstockung von Amerika-Bibliotheken in Frankreich führte.¹⁷⁹ Indessen verfielen dergleichen amerikanische Initiativen in Frankreich zeitgenössischen Umfragewerten zufolge ungleich weniger als in Westdeutschland.¹⁸⁰

Den französischen Bildungssektor beeinflussten die Vereinigten Staaten noch weniger als im Falle der Bundesrepublik durch strukturelle Interventionen. Stattdessen waren amerikanische Verantwortliche bemüht, im Rahmen von Austauschprogrammen und durch eine Forcierung der *Études américaines* auf dem schulischen Sektor wie im Hochschulbereich den Vereinigten Staaten eine verbesserte inhaltliche Plattform zu sichern. Inwieweit die (womöglich werbende) Vermittlung von Einsichten in die v. a. politische und kulturelle Verfasstheit der Staaten in diesem Rahmen tatsächlich gelang, muss allerdings zumindest auf schulischem Niveau durchaus fraglich erscheinen.¹⁸¹ Ähnlich wie in Deutschland werden aber Transferprozesse auch für Frankreich im Bereich der Wissenschaft nicht nur auf struktureller und sozialer, sondern auch auf inhaltlicher Ebene zur Kenntnis genommen, wenn sich etwa die französische Amerikanistik als *Études Nord-Américaines* oder *American Studies* mit ihrer Konstituierung als Disziplin im Kontext oder Gegensatz zu einer französischen civilisa-

¹⁷⁸ Vgl. E. Loyer, La „voix de l'Amérique“. Un outil de la propagande radiophonique américaine aux mains d'intellectuels français, in: VS 76 (2002), S. 79-97; H. Cowan Shulman, *Voice of America, Propaganda and Democracy, 1941-1945*, Wisconsin 1990.

¹⁷⁹ Vgl. Y.-H. Nouailhat, Aspects de la politique culturelle des Etats-Unis à l'égard de la France de 1945 à 1950, in: *Relations internationales* 25 (1981), S. 87-111.

¹⁸⁰ Vgl. so Roger, *Rêves et cauchemars* (Anm. 12), S. 49-55.

¹⁸¹ L. Wylie/S. Henriquez, *French Images of American Life*, in: TTR 4 (1982), S. 176-263 und Roger, *Rêves et cauchemars* (Anm. 12), S. 65-70.

tion verortet und gleichermaßen Didaxe und Bedeutung sowie institutionalisierte Blicke auf die USA überprüft.¹⁸²

Am Ende liegt auch für Frankreich – ähnlich wie in Deutschland nicht erst während der Nachkriegszeit¹⁸³ – das analytische Augenmerk bevorzugt auf Phänomenen der „Amerikanisierung“ im Bereich der Populärkultur.¹⁸⁴ Im Vergleich zur Bundesrepublik sind die amerikanischen Einflüsse auf die französische Film- und Kinobranche allerdings tendenziell geringfügiger geblieben. Zum einen trat man wie auf dem Musiksektor amerikanischen Produktionen und Labels von Beginn an mit Quotierungen entgegen und schirmte damit den heimischen Markt trotz bald erzwungener Lockerungen protektionistisch ab.¹⁸⁵ Auch die zeitgenössisch vielfach kritisierten Blum-Byrnes-Verträge von 1946,¹⁸⁶ die in der Tat amerikanischen Hollywood-Produktionen verstärkten Zugang zum französischen Markt verschafften, unterliefen die parallelen Abschirmreflexe der französischen Filmindustrie nur bedingt und taugten seit ihrer Revision 1948 jedenfalls nicht in dem Ausmaß, in dem dies womöglich ursprünglich gedacht war, als Instrument eines amerikanischen Massenkultur-exports.¹⁸⁷ Zum anderen gelang der französischen Filmindustrie spätestens ab den 1960er Jahren, an Erfolg und Renommee französischer Filme aus der Vorkriegsepoche anzuknüpfen und damit neben Großbritannien zu ei-

¹⁸² Vgl. zahlreiche andere Beiträge zum Kongress der AFEA in Toulouse im Mai 1998 unter <http://etudes.americaines.free.fr/amstudiestoulouse.html> bzw. <http://afea.univ-savoie.fr/amstudiestoulouse.html>. Für die umgekehrte historiographiegeschichtliche Frage nach der Konstituierung einer Kulturgeschichte Frankreichs durch amerikanische Historiker vgl. E. Berenson, *L'Histoire culturelle française vue d'Amérique*, in: TTR 23,2 (2002), S. 79-100; zur Rezeption der Annales durch amerikanische Historiker vgl. auch D. A. Bell, *History: The Reciprocal Influences*, in: TTR 21 (2000), S. 93-102.

¹⁸³ Vgl. J. Portes, *L'horizon américain*, in: Rioux/Sirinelli, *La culture de masse* (Anm. 9), S. 29-71, hier S. 29-48 und ders., *Hollywood and France 1896-1930*, in: RFEA 59 (1994), S. 25-34.

¹⁸⁴ Vgl. z. B. R. Fantasia, „Everything and nothing“: The Meaning of Fast-Food and Other American Cultural Goods in France, in: TTR 15 (1994), S. 57-88; R. F. Kuisel, *Learning to Love McDonald's, Coca-Cola, and Disneyland Paris*, in: TTR 21 (2000), S. 129-149.

¹⁸⁵ Vgl. u. a. Pells, *Not like us* (Anm. 8), S. 212-230.

¹⁸⁶ Vgl. u. a. J.-P. Jeancolas, *L'Arrangement Blum-Byrnes à l'épreuve des faits*, in: 1895. *Revue de l'Association Française du cinéma* 13 (1993), S. 3-49; I. Wall, *Les Accords Blum-Byrnes*, in: VS 13 (1987), S. 45-62.

¹⁸⁷ Vgl. Roger, *Rêves et cauchemars* (Anm. 12), S. 55-60. Roger schließt eine substantielle „Amerikanisierung“ im Sinne einer stilistisch-inhaltlichen Infiltration des französischen Films daher grundsätzlich aus.

nem wichtigen Repräsentanten europäischer Filmkunst in den Vereinigten Staaten zu avancieren.¹⁸⁸

Im Blick auf andere Mediensorten verstärkt sich der Eindruck, dass die amerikanische Massenkultur in Frankreich auf ein im deutschen Vergleich tendenziell reservierteres und einmal mehr um eigenwillige Anverwandlungen bemühtes Publikum gestoßen ist. Während ähnlich wie in Deutschland in vielfacher Hinsicht literarische Transfers zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten stattfanden, war symptomatischerweise selbst die eingängige Gattung des amerikanischen Comic in Frankreich extrem starker Konkurrenz durch frankophone und besonders franko-belgische Varianten auf dem französischen Publikationsmarkt ausgesetzt.¹⁸⁹

Als Inbegriff weitreichender Öffnung gegenüber einem amerikanischen Transferangebot gilt demgegenüber eher der Jazz. Untersuchungen zur produktiven Rezeption dieses Musikstils in Frankreich führen analytisch unmittelbar in die Nähe der Thesen, die Maase für die westdeutsche Gesellschaft entwickelt hat¹⁹⁰ und unterstreichen in ähnlicher Weise die eigendynamische Instrumentalisierung dieses Kulturelements, das in Frankreich weniger als Stellvertreter eines „American way of life“ denn als Inbegriff positiv verstandener multiethnischer Vielfalt wirkte. Die Popularität des Jazz verdankte sich demzufolge gerade nicht der erfolgreichen Implementierung eines US-Kulturstils, sondern einer erfolgreichen Aneignungsstrategie durch die französischen Selbstamerikanisierer: Ihnen gelang in konsequenter Rückbesinnung auf die in der Tat multiethnische Musiktradition des Jazz dessen weitreichende Vereinnahmung als Bestandteil französischer Musikkultur so überzeugend, dass sie gerade in ih-

¹⁸⁸ Vgl. die bereits in der Einleitung zum britischen Film genannte Literatur. Dessen ungeachtet behalten Studien aus dem Bereich der Cultural Studies eine bemerkenswerte Konjunktur, die die Frage der Stereotypenprägung aus beiden Transferperspektiven im Medium Film und amerikanische Wiederaufbereitungen französischer Filmstoffe als „Amerikanisierung“ aufgreifen, weil in den Filmproduktiven Vorannahmen und kulturelle Erwartungen ihrer Produzenten im Blick auf das jeweilige „other“ erkennbar scheinen. Grundsätzliche Verständigungen über die spezifische Art der Empirie und die Grenzen des Mediums als Indikator für Kulturtransferprozesse gehen mit solchen Analysen kaum einher. Aus der Reihe der inzwischen überbordenden Literatur vgl. B. Hummert, *Screening France*, in: *FPC&S 21* (2003), S. 81-94; L. Mazdon, *Encore Hollywood: Remaking French Cinema*, London 2000; P.-J. Benghozi/Ch. Delage (Hrsg.), *Une histoire économique du cinéma français (1895–1995). Regards franco-américaines*, Paris 1997.

¹⁸⁹ Vgl. P. Ory, *Mickey go home! La désaméricanisation de la bande dessinée (1945–1950)*, in: *VS 4* (1984), S. 77-81.

¹⁹⁰ Vgl. zu Maase oben und konkret zur Rezeption des Jazz in Westdeutschland nach 1945 ders., *Amerikanisierung* (Anm. 164), S. 230-231.

rer Eigenschaft als Jazz-Liebhaber zugleich amerikakritisch (etwa gegen Rassismus oder verflachenden Konsum) politisieren konnten.¹⁹¹

Symptomatisch für einen gemessen an der Bundesrepublik zunächst verzögerten und dann langfristig geringeren Grad der Öffnung gegenüber dem amerikanischen Konsumstil erscheinen darüber hinaus die Etablierungsprobleme der amerikanischen Produktikone Coca Cola auf dem französischen Markt:¹⁹² Der Exportboom der Nachkriegsjahre stieß auf besonders geballte Gegeninteressen der lokalen Getränkeindustrie, die sich aus politisch motiviertem Argwohn gegenüber einem vermeintlich subversiven Effekt des Colakonsums als Auftakt zur schleichenden Unterwanderung französischer (Konsum)Kultur speisten.¹⁹³ Als sich der französische Abwehrreflex zum Rechtskampf hochschaukelte, unterlag die Interessensallianz von antiamerikanischen Kräften und französischer Getränkeindustrie zwar Anfang der 50er Jahre rasch. Die scheinbar vordergründige Debatte erhellt allerdings schlaglichtartig eine komplexe Transfergeschichte: Der französischen Tendenz zur Ideologisierung von Konsumgewohnheiten im Kontext kulturellen Abgrenzungsbedarfs trat hier mindestens ein mangelndes amerikanisches Gespür für das provokative Potential seiner Massenkonsumartikel gegenüber.¹⁹⁴ Spätestens im Laufe der 1970er Jahre beschwichtigte schließlich die französische Einsicht, dass die Verbreitung amerikanischer Konsumprodukte allem voran der allgemeinen ökonomischen Globalisierung zuzurechnen war, den ersten Verdrängungsehrgeiz.¹⁹⁵ Im Falle des ebenfalls rasch in Frankreich popularisierten amerikanischen Exportschlagers McDonald's¹⁹⁶ entschlossen sich französische Produzenten zügiger zu produktiven Anverwandlungsstrategien, indem konkurrierende, explizit französische „restauration rapide“-Konzepte

¹⁹¹ Vgl. vor allem L. Tournès, *La réinterprétation du jazz: un phénomène de contre-américanisation dans la France d'après-guerre (1945–1960)*, in: S. Mathé (Hrsg.), *L'anti-américanisme*, Marseille 2000, S. 167–183 und ders., *New Orleans sur Seine. Histoire du Jazz en France*, Paris 1999; E. Vihlen, *Jammin' on the Champs Elysées. Jazz, France, and the 1950's*, in: Wagnleitner/May, *Here, there and everywhere* (Anm. 141), S. 149–162.

¹⁹² Vgl. zur Konzern- und Produktgeschichte M. Pendergrast, *For God, Country and Coca Cola*, New York 1993. Zur Expansion im europäischen Raum Pells, *Not like U.S.* (Anm. 8), S. 199–203.

¹⁹³ Vgl. Kuisel, *Seducing the French* (Anm. 9), S. 55 und ders., *Coca Cola and the Cold War: The French Face Americanization, 1948–1953*, in: *French Historical Studies* 17 (1991), S. 96–116.

¹⁹⁴ Vgl. auch Kuisel, *Learning to love McDonald's* (Anm. 184).

¹⁹⁵ Vgl. ebd., S. 147.

¹⁹⁶ Vgl. zur Konzerngeschichte J. Love, *McDonald's: Behind the Arches*, New York 1986.

entwickelt und durchaus erfolgreich vermarktet wurden.¹⁹⁷ Gleichzeitig gehörte die Bereitschaft zur Adaption an einen gerade im französischen Markt (etwa in Form der Verarbeitung ausschließlich inländischer Nahrungsmittel) zur Erfolgsstrategie des amerikanischen Marktführers.¹⁹⁸ Erst eine entsprechende Anschlussfähigkeit von der amerikanischen Seite her sicherte etwa auch dem Pariser Disneyland-Park nach einem krisenhaften Start allmählichen Zuspruch.¹⁹⁹

Den Ernährungs- und Konsumstil haben insgesamt auch im Nachkriegsfrankreich zahlreiche amerikanische Produktangebote nachhaltig verändert. Die inzwischen mehrfach untersuchten komplexen Konflikt- und Justierungsprozesse deuten aber einmal mehr darauf hin, dass auch hier erst eine auf den Austausch bezogene Sichtweise im Sinne des Kulturtransfers die Spezifika dieser vielschichtigen „Amerikanisierung“ zu Tage fördert. Die Idee eines einseitig dominierten amerikanischen Exports von Konsumgütern und -gewohnheiten griffe demgegenüber in jedem Falle zu kurz. Dazu müssten nachgerade essentialistische nationale kulinarische Kulturen behauptet²⁰⁰ und überhaupt Konsumstile zur Emanation einer Ideologie des „American Way“ stilisiert werden. Auch wäre dann der Nachweis eines kulturellen französischen Selbstbildes zu erbringen, in dem ein spezifischer kulinarischer Stil als Herzstück französischer Kultur firmiert.²⁰¹ Empirisch sind solche Hypothesen nicht nur schwer zugänglich, sie würden sich auch über plausible alternative Argumentationsketten

¹⁹⁷ Vgl. R. Fantasia, *Fast Food in France*, in: *Theory and Society* 24 (1995), S. 215-229 und ders., *Everything and nothing* (Anm. 184), S. 73.

¹⁹⁸ Vgl. Kuisel, *Learning to Love McDonald's* (Anm. 184), S. 137.

¹⁹⁹ Vgl. M. Debouzy, *Does Mickey Mouse threaten French Culture? The French Debate about EuroDisneyland*, in: S. P. Ramet/G. P. Crnkovic (Hrsg.), *Kazaaam! splat! ploof! The American impact on European Popular Culture since 1945*, Lanham u. a. 2003, S. 15-36; M. Zuber, *Mickey-sur-Marne: une culture conquérante?*, in: *French Politics and Society* 19 (1992), S. 63-80 und Sh. Peer, *Marketing Mickey: Disney goes France*, in: *TTR* 13,2 (1992), S. 127-142.

²⁰⁰ Eine dezidierte Gegenthese vertritt C. Fischler, *L'Honnivore: Le goût, la cuisine et le corps*, Paris 1990, hier u. a. S. 212-221, demzufolge (weltweit) weniger monolithische nationale Konsumkulturen als ein „cosmopolitisme alimentaire“ vorherrschen. Vgl. allerdings die Zuordnung zum nationalen Identifikationsrepertoire bei P. Ory, *La Gastronomie*, in: P. Nora (Hrsg.), *Les lieux de mémoire*, Band 3, Paris 1994, S. 3743-3769 [engl.: *Gastronomy*, in: P. Nora (Hrsg.), *Realms of Memory. The Construction of the French Past*, New York, Chichester 1997, S. 443-467]. Auch hat das Centre d'histoire culturelle des sociétés contemporaines (CHCSC) in Paris erst im März 2005 wieder zum Thema *Gastronomie et identité culturelle française. Discours et représentations (XIXe-XXIe siècles)* getagt. Aus umgekehrter Perspektive von den USA aus auf Frankreich vgl. Gordon, *The Decline of a Cultural Icon* (Anm. 18), S. 644-649.

hinwegsetzen: Preisgünstiger und zeitsparender „Take-away“-Konsum ist keine ausschließlich in Amerika erfundene und mit speziellen Produktangeboten ausgenutzte Bedarfsfrage: Entsprechende Konsum- und Ernährungsgewohnheiten wurden auch von transnationalen Faktoren verursacht und begünstigt wie etwa von einer in den Nachkriegsjahren gestiegenen Erwerbstätigkeit von Frauen, gerafften Arbeitszeitrhythmen mit verkürzten Arbeitspausen sowie von steigendem Wohlstand der für den Fast-Food-Stil besonders zugänglichen jungen Gesellschaftsgruppen.²⁰²

Für die Gewichtung von Ursachenbündeln gilt darüber hinaus, dass der (ideologisch) artikulierte Widerstand insbesondere französischer Intellektueller, bestimmter Meinungsgruppen und Medien gegen amerikanische Produkte und Konsumangebote empirisch immer besser greifbar sein wird als die genauen Motive und Einstellungen der schweigenden Mehrheit von (französischen) Konsumenten, denen nun umgekehrt nicht ungeprüft Indifferenz zu unterstellen ist.²⁰³ In den diversen Einzeluntersuchungen französischer wie amerikanischer Kulturwissenschaftler ist hier das Problem der Zurechnung von Kausalitäten durchaus erkannt, nicht aber gelöst worden. Zuarbeit von Seiten der vergleichenden Konsumgeschichte scheint hier unerlässlich.²⁰⁴

Während also in ganz Europa die „Amerikanisierung“ im Bereich der Massen- und Populärkultur einigermaßen flächendeckend Platz griff,²⁰⁵ erreichte sie allen anderen nationalen Gesellschaften voran in den westdeutschen Besatzungszonen und dann in der Bundesrepublik ihre größte Reichweite und Intensität, da hier die Kopplung aus alltagsweltlicher Unmittelbarkeit und kooperativem oder quasi-dirigistischem Staatshandeln unter den Bedingungen des Wiederaufbaus sowie eine gelegentlich pau-

²⁰¹ Mit ironischen Brechungen vertritt dies etwa M. Favier, *Pride and Prejudice: American Cuisine, the French, and Godliness*, in: Dean/Gabilliet, *European readings* (Anm. 21), S. 119-125.

²⁰² Vgl. Kuisel, *Learning to Love McDonald's* (Anm. 182), 142 und *Fantasia, Everything and nothing* (Anm. 182), S. 61 mit soziologischen Daten in Anm. 21. Ebenso J. Cuisenier, *La différence française: L'excellence ou l'ordinaire*, in: *TTR* 15,2 (1994), S. 5-25, hier S. 24. Vgl. auch Eric Schlosser, *Fast Food Nation: What the All-American Meal is doing to the World*, London 2001.

²⁰³ Vgl. zum Problem der Zurechnung von Motiven P. Guerlain, *Qui diabolise Eurodisney? (Eurodisney et les malentendus franco-américains)*, in: *Esprit*, Juni 1992, S. 160-169 und skeptisch auch Pells in diesem Band.

²⁰⁴ Vgl. bisher P. N. Stearns, *Stages of Consumerism: Recent Work on the Issues of Periodization*, in: *Journal of Modern History* 69 (1997), S. 102-117.

²⁰⁵ Vgl. J. Dean, *The Diffusion of American Culture in Western Europe since World War Two: A Cross Cultural Survey*, in: *Journal of American Culture* 20,4 (1997), S. 11-24; M. van Elteren, *Conceptualizing the Impact of U.S. Popular Culture Globally*, in: *Journal of Popular Culture* 30,1 (1996), S. 47-89.

schale Diskreditierung deutscher Eigentraditionen zu Einflusskonzentrationen führte.²⁰⁶

Die Gesamtbilanz des bisherigen Forschungsverlaufs zum Themenfeld wird vorerst durch die nun mehrfach angesprochene, einigermaßen hartnäckige Perspektivenverengung getrübt: Amerikanische Transfers nach Europa bleiben einseitig prominent gegenüber dem von Pells²⁰⁷ vorgeschlagenen Blick auf die vielfältigen Re-Zeptionen des einmal nach Europa Transferierten durch amerikanische Akteure. Zugleich wird die maximale soziale Reichweite und ideelle Dauerhaftigkeit dieser Durchdringung der westeuropäischen Gesellschaften oder gesellschaftlichen Gruppen sehr viel mehr suggeriert als nachgewiesen. Auch folgt der Diagnose weit verbreiteter Transfertgüter kaum die entscheidende und gar nicht die vergleichende Frage nach Verfahren und Spuren unterschiedlicher produktiver Aneignung. Mehr als die Literaturflut zu diesem Themenausschnitt nahe legt, bleibt der Bedarf an einer problembewussten Deutung der Empirie mithin nach wie vor hoch.

Transfervergleiche: ein deutsch-französisches Zwischenfazit

Bereits der kursorische Blick offenbart die in der Einleitung bereits thematisierten Schräglagen der Forschung: „Amerikanisierung“ wird je nach disziplinärem Zugang sehr unterschiedlich operationalisiert, dabei aber mit konkurrierenden Begriffsverwendungen nicht abgeglichen. Selbst innerhalb der im weitesten Sinne historisch informierten Amerikanisierungsforschung werden praktisch keine über den Einzelbeitrag hinausgehenden systematischen Überlegungen dazu angestellt, wie das Konzept des Kulturtransfers für diesen Gegenstand fruchtbar zu machen wäre. Stattdessen arbeiten mit Stichworten wie Kreolisierung, Impact, Aufkündigung von Konsens oder Kooperation im Netzwerk auch die Autoren im vorliegenden Sammelband mit durchaus unterschiedlichen Konzepten, die „Amerikanisierungs“-Dimensionen ganz unterschiedlicher Valenz und Reichweite thematisieren.

Legt man die skizzierten deutsch-amerikanischen neben die französisch-amerikanischen Austauschwege, so werden gleichermaßen Ähnlichkeiten wie Unterschiede sichtbar. Auf keinem der verschiedenen Sektoren und Handlungsfelder sind in der westdeutschen oder französischen Gesellschaft amerikanische Inputs am Mehrheitskonsens verantwortlicher Akteure und Interessen vorbei festzustellen. Auch stand nie eine Mehrheit von Entscheidern oder Konsumenten zur vorbehaltlosen Imitation ameri-

²⁰⁶ Vgl. Doering-Manteuffel, *Wie westlich* (Anm. 3), S. 37.

²⁰⁷ Vgl. den Beitrag von Pells in diesem Band.

kanischer Vorgaben bereit. Diese wenigstens partielle westeuropäische Skepsis war immer auch das Ergebnis divergierender Wahrnehmungen amerikanischer „Modelle“ oder „Vorbilder“, die aus westeuropäischer ebenso wie übrigens aus amerikanischer Sicht keineswegs auf einen Grundbestand an spezifisch „amerikanischen“ Grundzügen reduziert werden konnten. Zugleich resultierte der europäische Rezeptionsvorbehalt – positiv gewendet – aus einer bemerkenswerten Sensibilisierung und Selbstreflektiertheit des zeitgenössischen Blicks: die Konfrontation oder selbstgewählte Bezugnahme auf produktförmige, institutionelle oder verfahrenstechnische „Amerikanismen“ hat nicht nur dazu angeregt, die Multiplizität solcher Amerikanismen zu durchdringen, sondern parallel auch dazu bewogen, sich die Beschaffenheit und Bedingungen eigener Ordnungen und Traditionen zu vergegenwärtigen. Unter diesen Bedingungen einer doppelten Abhängigkeit von Fremd- wie Selbstwahrnehmung konnten die westeuropäischen Gesellschaften florierende „Amerikanismen“ durch selektiven Zugriff produktiv oder experimentell nutzen. Vermeintliche Widerstände lösen sich aus dieser Perspektive eher in Mechanismen angewandten Lernens auf. Zugleich liegt die Schlussfolgerung nahe, dass die – amerikanischerseits unterbreiteten und/ oder europäischerseits ausgemachten – Transfergegenstände weniger als Auslöser denn als Katalysatoren für Prozesse dienten, deren Ergebnis sich weniger vom Transferobjekt als von den transferierenden Parteien und den Kontexten in der jeweiligen Zielgesellschaft her definierten.

Substanzuelle Unterschiede der beiden Transferkonstellationen sind gleichwohl nicht zu unterschätzen. Der Kriegsausgang, die Teilung entlang der Ost-West-Blockgrenze und die doppelte Staatsgründung haben auch im Bereich des transatlantischen Kulturkontakts eigene Bedingungen geschaffen. Im westlichen bestand, anders als im östlichen, einer „Sowjetisierung“ unterzogenen Teilstaat kein Anlass zur „verdeckten Amerikanisierung“,²⁰⁸ und doch hat die Doppelstaatlichkeit auch dem westdeutsch-amerikanischen Kulturkontakt stets eine prekäre Note verliehen. Immerhin gehörte zu den einigermaßen singulären Voraussetzungen, unter denen Westdeutschland ökonomisch, politisch und soziokulturell in die Nachkriegsentwicklung startete, ein Maß an Diskreditierung nationaler Eigentradition, das den Gestaltungsspielraum der westlichen Alliierten und der Vereinigten Staaten stärker geweitet hat als in jedem anderen westeuropäischen Land.²⁰⁹ Umso gewichtiger ist dann aber auch die Feststellung, dass dennoch für den deutsch-amerikanischen nicht anders

²⁰⁸ Vgl. Jaraus/Siegrist, Amerikanisierung (Anm. 3), S. 35 mit J. Danyel, Politische Rituale als Sowjetimporte, ebd., S. 67-86.

²⁰⁹ Vgl. Doering-Manteuffel, Wie westlich (Anm. 3), S. 9.

als für den französisch-amerikanischen und überhaupt den westeuropäisch-amerikanischen Kulturtransfer fernab jeder Infiltrationslogik – freilich erst bei steigendem Differenzierungsgrad je nach Politikfeld, Akteursgruppen und Zeitphasen – vielfache Abstufungen eines interkulturellen Austauschs auszumachen sind. Weil keine Muster- und Pionierwege westeuropäischer Gesellschaften im Austausch mit den USA erkennbar sind, muss in vergleichender Perspektive auch für die westdeutsch-amerikanische Kulturtransfergeschichte kein Sonderstatus unterstellt, sondern kann ein spezifisch eigener neben anderen Transferwegen gesehen werden. Der Bedarf an einer vergleichenden Transferforschung, die die Windungen dieser Transferwege abläuft und vermisst, ist ungeachtet einer inzwischen dichten Literatur an vielen Stellen ungebrochen.

Das Ende des Konsenses: Die Re-formation des US-amerikanischen *conservatism* seit den 1960er Jahren

I.

Nicht erst seit dem Irak-Krieg und dem neuerlichen Wahlsieg des amerikanischen Präsidenten George W. Bush macht sich beiderseits des Atlantik der Eindruck breit, es sei um das europäisch-amerikanische Verhältnis nicht zum besten bestellt.¹ Gewiss, der transatlantische, binnenwestliche Austausch auf der populärkulturellen Ebene, vor allem in den Bereichen Kino, Unterhaltungsmusik und Literatur, scheint sich ungebrochen fortzusetzen. Aber „der Westen“² bietet nicht mehr das zumindest oberflächliche Bild kaum eingeschränkter Einigkeit, das er in den Jahrzehnten vor 1989 zu vermitteln verstand. Möglicherweise war die Phase des Kalten Krieges zwischen 1947 und 1989/91 nur ein Zwischenspiel, eine positive Ausnahme im zuvor oftmals spannungsreichen Verhältnis zwischen dem „alten“ Europa und den vorgeblich so jugendlichen Vereinigten Staaten; eine nicht wiederholbare, rein situativ bedingte Phase wechselseitiger Annäherung. Unter Umständen führte der Kalte Krieg mit seiner zwangsweise kohärenzstiftenden Kraft zu einer Art kulturellem Missverständnis, einem gegenseitigen *creative misunderstanding*, das überhaupt erst den „Westen“ als politisch-kulturell handlungsfähige Größe konstituierte. Wie dem auch immer sei, unzweifelhaft haben sich seit dem Ende des Konflikts zwischen den USA und der UdSSR zentrale rahmenstiftende Faktoren verschoben, die über Jahrzehnte hinweg die politischen Optionen global festgelegt hatten.³

Zum einen ist die real perzipierte oder zumindest doch imaginierte Bedrohung durch eine potentiell überlegene, wenigstens aber als gleich-

¹ Vgl. z. B. H. Böttiger, *Die Neocons: Wer treibt die USA in die imperiale Falle?*, Wiesbaden 2004; R. Burbach, *Imperial Overstretch: George W. Bush and the Hubris of Empire*, New York 2004; C. R. Eisendrath, *Bush League Diplomacy: How the Neoconservatives are putting the World at Risk*, Amherst 2004.

² Zum Konzept des Westens vgl. u. a. J. Habermas, *Der gespaltene Westen*, Frankfurt a. M. 2004; I. Buruma, *Occidentalism: The West in the Eyes of Its Enemies*, New York 2005; M. Hochgeschwender, *Was ist der Westen? Zur Ideengeschichte eines politischen Konstrukts*, in: *Historisch-Politische Mitteilungen* 11 (2004), S. 1-30.

rangig empfundene zweite Großmacht einem unipolaren System mit nur noch einer aktuell relevanten Supermacht gewichen. Die Sowjetunion mit ihren Bündnispartnern fungierte im Gefüge des Kalten Krieges eben nicht allein als militärisch-technologische Gegenmacht zum Westen. Sie bot überdies einen umfassenden sozioökonomischen und weltanschaulichen Gegenentwurf zum liberaldemokratischen, kapitalistischen Angebot der US-Amerikaner und Westeuropäer. Zeitweilig, insbesondere im Gefolge der Weltwirtschaftskrise nach 1929 vermochte es der Marxismus sowjetisch-stalinistischer Prägung trotz seines terroristischen Herrschaftsapparates erhebliche Teile der westlichen Intellektuellen in seinen Bann zu ziehen.⁴ Auf diese Weise wirkte er, wie umgekehrt das westliche Konzept liberaler, individualistischer Freiheit im Ostblock, direkt auf einer transnationalen Ebene auf die Gesellschaften des Westens ein. Diese gerieten dadurch unter einen umfassenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Reformdruck, der sie über Jahrzehnte hinweg zwang, die von Karl Marx, Friedrich Engels und anderen marxistischen Theoretikern prognostizierten, aber auch von konservativen und katholischen Kapitalismuskritikern immer wieder thematisierten Auswüchse und Widersprüche des kapitalistischen Systems durch staatsinterventionistische Maßnahmen zu zügeln. Nie zuvor etwa war die Wirtschaftspolitik der Vereinigten Staaten derart etatistisch wie seit 1933. Dieser keynesianische Trend hielt bis weit in die 1970er Jahre an, hatte seinen Höhepunkt aber mit dem weitausgreifenden Entwurf der *Great Society* unter Lyndon B. Johnson Mitte der 1960er Jahre wohl bereits überschritten⁵. Für den Zeitraum zwischen 1957 und 1973 kann man aber dennoch mit dem britischen heterodox marxistischen Historiker Eric Hobsbawm vom „Goldenen Zeitalter“ des Kapitalismus reden, in dem infolge einer staatlich wie gesellschaftlich gewollten politischen Strategie, die gleichermaßen auf Produktivität und Umverteilung beruhte, die soziale Partizipation breiter Bevölkerungsschichten im Westen ein bislang unerhörtes Ausmaß erreichte.⁶ In diesem Kontext hatte die

³ Zur Funktion des Kalten Krieges und seiner Interpretation vgl. allg. M. P. Lefler, *New Approaches, Old Interpretations, and Prospective Reconfigurations*, in: *Diplomatic History* 19 (1995), S. 173-96; J. L. Gaddis, *New Conceptual Approaches to the Study of American Foreign Relations: Interdisciplinary Perspectives*, in: *Diplomatic History* 14 (1990), S. 405-24.

⁴ D. Caute, *The Fellow-Travelers*, London 1973.

⁵ Vgl. etwa G. Schild, *Zwischen Freiheit des Einzelnen und Wohlfahrtsstaat: Amerikanische Sozialpolitik im 20. Jahrhundert*, Paderborn 2003; St. Fraser/G. Gerstle (Hrsg.), *The Rise and Fall of the New Deal Order, 1930–1980*, Princeton 1989; R. L. Moore (Hrsg.), *The American Century in Europe*, Ithaca 2003.

⁶ E. Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme: Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1995, S. 285-502.

Idee der sozialen Gerechtigkeit als Alternative zum kommunistischen radikalen Egalitarismus ihren politisch relevanten Ort.

Mit dem Niedergang und schließlich dem Ende der Sowjetunion seit den frühen 1980er Jahren verlor der von ihr ausgehende Druck seine frühere formative Bedeutung für das Handeln des Westens. In zunehmendem Maße brachen alte, längst überwunden geglaubte nationale Denkrelikte aus dem 19. Jahrhundert einerseits ebenso auf wie sich andererseits der Prozess der sog. Globalisierung beschleunigte und zu einem intensivierten sozioökonomischen Wettbewerb führte, welcher die gerade erst errungenen Partizipationschancen breiter Schichten und Klassen in der liberal-kapitalistischen Gesellschaft rasch wieder reduzierte.⁷ Beide Entwicklungen, die Renationalisierung und die Globalisierung, trugen und tragen dazu bei, dass die Bestandteile des Westens beiderseits des Atlantiks nunmehr auseinanderdriften, weil eine Interessenkongruenz im Stil des Kalten Krieges nicht mehr durchsetzbar ist. Daran kann auch das aktuell aufkommende Feindbild des islamistischen Fundamentalismus wenig ändern. Zwar ist einzuräumen, dass vom Islamismus in seiner terroristischen Variante eine erhebliche materielle Gefahr ausgeht. Diese ist aber gerade nicht Ausdruck einer inneren Stärke der islamischen Welt oder gar einer bis in die westlichen Gesellschaften hinein konsensfähigen oder akzeptablen Ideologie. Ganz im Gegenteil verfügt der Islamismus gerade über keine nachvollziehbaren Vorschläge, die anhaltenden Modernisierungs- und Globalisierungsprobleme weltweit in den Griff zu bekommen. Dadurch fehlt ihm das Flair eines leistungsfähigen kulturellen Widerparts zur wirtschaftlich dominanten Westlichkeit. Er ist vielmehr Ausdruck der inneren Schwäche und Zerrissenheit der islamischen Welt angesichts der Dynamik und immanenten Aggressivität des liberalen Kapitalismus und der mit ihm verbundenen Zivilisation.⁸ Daher kann er bestenfalls in einer überaus vagen Weise als funktionales Äquivalent zum Antikommunismus bzw. Antitotalitarismus der 1950er und 1960er Jahre dienen. Die ökonomisch motivierte Rivalität zwischen den Nationalstaaten und Staatenbünden des Westens wird er keinesfalls aufwiegen.

Aber der Westen wurde nie allein durch das komplexe Bündel aus externem Druck und daraus resultierender gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Reform zusammengehalten. Mindestens ebenso wichtig, wenn auch methodisch deutlich schwieriger zu fassen, war die ideell-kulturelle

⁷ Für die USA vgl. dazu K. Philips, *The Politics of Rich and Poor: Wealth and the American Electorate in the Reagan Aftermath*, New York 1991.

⁸ Vgl. M. Moaddel (Hrsg.), *Modernist and Fundamentalist Debates in Islam*, New York 2002; B. Tibi, *Die Krise des modernen Islam: Eine vorindustrielle Zivilisation im wissenschaftlich-technischen Zeitalter*, Frankfurt a. M. 1991.

Wechselseitigkeit im Verhältnis zwischen Nordamerika, Großbritannien und dem westlichen Kontinentaleuropa, die in der Epoche des *New Deal* der 1930er Jahre eine neue Qualität angenommen hatte, um dann im Kalten Krieg zu einem zusätzlichen Fundament gemeinwestlicher politischer Handlungsfähigkeit zu werden. Vom Westen als Ideengemeinschaft zu sprechen, war in dieser Phase durchaus korrekt. Die wesentliche ideelle Grundlage moderner Westlichkeit in der Mitte des 20. Jahrhunderts lag in der Herausbildung eines liberalen Konsenses, der als nachhaltige Integrationsideologie nach langen Phasen der Rivalität in der Lage war, auch christdemokratische, konservative und sozialdemokratische Elemente und Ideologeme einzubinden und gesamtgesellschaftlich wie außenpolitisch fruchtbar zu machen. Diese konsensliberale Ideologie und ihre praktischen Auswirkungen waren Gegenstand einer Vielzahl von empirischen Studien gerade aus dem Tübinger Westernisierungsprojekt von Anselm Doering-Manteuffel und müssen deswegen nicht mehr im Detail analysiert werden.⁹ Für unseren Zusammenhang reicht es mithin aus, festzuhalten, dass der Konsensliberalismus seit den 1960er Jahren unter dem Ansturm sowohl der Neuen Linken, als auch des Neokonservatismus seine kulturelle Hegemonie einbüßte und dementsprechend an funktionalem Gehalt als integrative Ideologie verlor. Eine Weltanschauung, die vergleichbare ideologische Kohärenz stiften könnte, ist indes nicht in Sicht.

Dies berechtigt uns, in der Folge nach jenen weltanschaulichen Prozessen in der geistigen Tiefenschicht der transatlantischen Beziehungen zu fragen, die wesentlich mit dafür verantwortlich waren, die ideell-kulturelle Basis westlicher Gemeinsamkeiten zu unterminieren, die seit den 1930er Jahren im *New Deal order* ausgebildet worden waren. Dazu ist es aber notwendig, den Blick auf die USA zu richten, insbesondere auf die US-amerikanischen Rechte. Dort vollzog sich seit den 1960er Jahren in der dialektischen Auseinandersetzung mit der radikalen Neuen Linken ein weltanschaulicher Bruch, der unter anderem dazu führte, dass der moderate

⁹ Vgl. A. Doering-Manteuffel, *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999; vgl. ferner J. Angster, *Konsenskapitalismus und Sozialdemokratie: Die Westernisierung von SPD und DGB*, München 2003; F. Günther, *Denken vom Staat her: Die bundesdeutsche Staatsrechtslehre zwischen Dezision und Integration*, München 2004; G. Kruij, *Das „Welt“-„Bild“ des Axel Springer Verlags: Journalismus zwischen westlichen Werten und deutschen Denktraditionen*, München 1999; Th. Sauer, *Westorientierung im deutschen Protestantismus? Vorstellungen und Tätigkeit des Kronberger Kreises*, München 1999. Zum Konzept des Konsensliberalismus vgl. M. Hochgeschwender, *Freiheit in der Offensive? Der Kongreß für kulturelle Freiheit und die Deutschen*, München 1998, 68-85.

conservatism der Konsens-Ära, wie ihn beispielsweise Nelson Rockefeller, Richard Lugar, Everett Dirksen, Dwight D. Eisenhower und sogar Richard Nixon und bis zu einem gewissen Grade noch Ronald Reagan repräsentierten, nahezu vollkommen ausgelöscht wurde. Der *conservatism* erhielt in den USA und im Großbritannien Margareth Thatchers ein neues, ungleich radikaleres Gesicht.¹⁰ Meist werden die sogenannten *Neoconservatives* für diese Entwicklung verantwortlich gemacht. Dies trifft in vielfacher Hinsicht auch zu, ist jedoch gleichwohl zu einfach. Der US-amerikanische *conservatism* hat sich seit 1964 im Konflikt mit der kulturellen Hegemonie der *liberals* insgesamt radikalisiert und dadurch in vielfältiger Weise seinen Charakter verändert. In manchem handelte es sich einfach um ein Wiederaufgreifen verschütteter amerikanisch-konservativer Traditionen, hinzu trat ein Revirement der sozialen Strukturen und damit zugleich der parteipolitischen Allianzen, welche auf regionaler oder sektionaler Ebene die beiden großen amerikanischen Parteien konstituieren. Das formgebende Element in diesem mannigfaltigen und tiefgreifenden Wandlungsgeschehen waren dennoch die *Neoconservatives*, obwohl sie stets eine winzige Minderheit innerhalb der deutlich vielgestaltigeren konservativen Bewegung in den USA darstellten. Freilich waren sie deren intellektuell bedeutendster und mit Abstand dynamischster Bestandteil, gerade weil sie so radikal waren. Aus diesem Grund empfiehlt es sich, mit einem kurzen Abriss des Gestaltwandels des US-amerikanischen *conservatism* im Allgemeinen zu beginnen, um dann die weltanschaulichen Wurzeln des *neoconservatism* im Besonderen zu behandeln. Von den Ergebnissen her kann abschließend die Frage neu gestellt werden, warum es in den transatlantischen Beziehungen auch auf der ideellen Ebene zu Verwerfungen kam.

II.

Der klassische US-amerikanische *conservatism* unterschied sich von jeher von seinem kontinentaleuropäischen Widerpart, und zwar sowohl in weltanschaulicher wie in sozialer Hinsicht.¹¹ Ihm fehlten gerade in seiner formativen Phase, dem ausgehenden 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jene zentralen Ideologeme, die – bei aller Problema-

¹⁰ Aus konservativer Sicht hat L. Edwards, *The Conservative Revolution: The Movement that Remade America*, New York 1999, diesen Prozess beschrieben. Sehr kritisch: W. C. Berman, *America's Right Turn: From Nixon to Clinton*, Baltimore 1998. Für Großbritannien vgl. D. Geppert, *Thatchers konservative Revolution: Der Richtungswandel der britischen Tories, 1975–1979*, München 2002.

¹¹ Vgl. allg. Ch. W. Dunn, *American Conservatism from Burke to Bush: An Introduction*, Lanham 1991. Eine explizit andere Position vertritt J. Z. Muller (Hrsg.),

tik des Konservatismusbegriffes – dessen Gestalt wesentlich ausmachen. Da der *conservatism* sich nicht aus einer Frontstellung gegen eine – die als legitim empfundene soziale und politische Ordnung umstürzende – Revolution heraus begriff, wurde er auch nicht in erster Linie durch eine antirevolutionäre, antiliberal-antiaufgeklärte, legitimistische, komunitäre und metaphysisch-religiöse Tradition begründet wie der kontinentaleuropäische Alt- und Hochkonservatismus.¹² Überhaupt spielte die Wertschätzung der geschichtlichen Tradition im *conservatism* stets eine untergeordnete Rolle. Hierin wich er sogar vom relativ nahe verwandten Konservatismus der britischen *Tories* im Gefolge Edmund Burkes ab. Vielmehr verdankte sich der *conservatism* amerikanischer Prägung in seiner mehrheitsfähigen Spielart dem Bewusstsein, die Errungenschaften der Amerikanischen Revolution verteidigen zu müssen. Dies beinhaltete zugleich ein weiteres, bis heute wirksames Unterscheidungskriterium zum kontinentaleuropäischen Konservatismus, nämlich das mangelnde Vertrauen in einen starken Staat. Positiv gewendet besagte dies, dass die amerikanischen *conservatives* eher einer Form des aristokratischen, kulturpessimistischen, aber dessen ungeachtet individualistischen Altliberalismus¹³ hobbeseanischer Provenienz anhängen, der oftmals mit komunitären und republikanischen Ideologieelementen vermischt sein konnten. Eine solche Variante des angelsächsischen Aufklärungsliberalismus war in der frühen amerikanischen Republik v. a. deshalb denkbar, weil die vorangegangene Revolution sich weniger sozialen Spannungen verdankte als einer wachsenden mentalitären, sozioökonomischen und weltanschaulichen Differenz zum britischen Mutterland. In der Forschung ist mitunter sogar be-

Conservatism: An Anthology of Social and Political Thought from David Hume to the Present, Princeton 1997. Vgl. K. L. Shell, Der amerikanische Konservatismus, Stuttgart 1981.

- ¹² Der kontinentaleuropäische Konservatismus entzieht sich von jeher geradezu notorisch einer klaren Definition. Vgl. u. a. P. Kondylis, Konservatismus: Geschichtlicher Gehalt und Untergang, Stuttgart 1986; L. Elm, Konservatives Denken, 1789–1848/49, Berlin 1989; C. von Schrenck-Notzing, Stand und Probleme der Erforschung des Konservatismus, Berlin 2000; G. Rohrmoser, Geistige Wende: Christliches Denken als Fundament des modernen Konservatismus, München 2000; A. Gauland, Anleitung zum Konservativsein: Zur Geschichte eines Wortes, Stuttgart 2002.
- ¹³ Der Begriff des *Liberalismus* mag für das späte 18. Jahrhundert anachronistisch erscheinen, da er erst in den 1820er Jahren entstand. Dies bedeutet indes nicht, dass ihm für diesen Zeitraum keine Bedeutungsinhalte zukommen würden, deren inhaltliches Korrelat dann als *Liberalismus* bezeichnet werden könnte. Aus diesem Grund hält die angelsächsische historische und philosophische Forschung bis heute daran fest, von *liberalism* zu sprechen, wenn bestimmte Inhalte der angloschottischen Aufklärung, insbesondere der Utilitarismus, bezeichnet werden.

stritten worden, dass die Amerikanische Revolution überhaupt den Charakter einer Revolution hatte.¹⁴ Geht man beispielsweise von marxistischen Vorgaben aus, fällt es in der Tat schwer, den Abfall der 13 nordamerikanischen Kolonien Großbritanniens unter den Aspekt des Klassenkampfes zu rubrizieren. Trotzdem hat man sinnvollerweise daran festgehalten, die Ereignisse ab 1773 als Revolution einzuordnen. Gleichwohl dürfen durch diesen typologischen Ansatz die Spezifika der Amerikanischen Revolution nicht außer Acht geraten. Zu diesen Besonderheiten gehörte zum einen das weitgehende Fehlen sozialrevolutionärer Züge im Verlauf der Revolution, v. a. aber im unmittelbaren Anschluss an sie. Sieht man einmal davon ab, dass die loyalistischen *Tories* – rund ein Drittel der Bevölkerung – aus politischen Gründen enteignet und vertrieben wurden und dass es in Pennsylvania zeitweilig Ansätze zu einer sozialen Umwälzung gab, gelang es den kolonialen Eliten mit bemerkenswerter Zielstrebigkeit, die Revolution im Sinne eigener Interessen im Griff zu behalten. Zum anderen fehlte der empiristischen angloschottischen Aufklärung die antiklerikale Radikalität, die etwa im katholischen Südeuropa das Klima zwischen Kirche und rationalistischer französischer Aufklärung nachhaltig vergiftete. Umgekehrt gelang es den Anhängern der evangelikalischen Erweckungsbewegungen in Nordamerika, eine reformoffene, mit den Zielen der Revolution kompatible, sie sogar befördernde Form der Gläubigkeit zu schaffen, die nicht einmal das *deestablishment* der anglikanischen Staatskirchen im Süden der USA als Problem ansah. Ganz im Gegenteil wurde die Trennung von Staat und Kirche von den Evangelikalen ausdrücklich begrüßt. Damit fehlte dem US-amerikanischen *conservatism* jene doppelte Frontstellung, die dem europäischen Konservatismus sein Gesicht gab: der Kampf um die etablierte soziale und religiöse Ordnung.

Sozial war der *conservatism* von Beginn an mit bestimmten gesellschaftlichen Gruppen in der Union verbunden, deren jeweilige Interessen sein weltanschauliches Profil noch einmal ausdifferenzierten. Es wäre sinnlos, die aus der Amerikanischen Revolution herauswachsenden Fraktionen und Parteiungen nach den Begriffen konservativ, moderat und radikal zu sortieren. Gewiss gab es diese divergierenden Strömungen, aber die ersten parteiähnlichen Gebilde, die *Federalists*, die *Antifederalists* und die aus ihnen hervorgehenden *Democratic-Republican Clubs* waren sozial und ideologisch noch relativ inkohärent.¹⁵ Es dominierten überall die An-

¹⁴ Zur Diskussion vgl. H. Dippel, *Die Amerikanische Revolution, 1763–1787* Frankfurt a. M. 1985, S. 9–12.

¹⁵ Vgl. allg. zum frühen Parteiensystem in den USA A. M. Schlesinger (Hrsg.), *History of U.S. Political Parties*, Bd. I: 1798–1860: From Factions to Parties, New York 1973.

gehörigen der alten Eliten, Großgrundbesitzer, Kaufleute und Juristen, hinzu kamen gleichfalls fraktionsübergreifend Handwerker und kleine Landbesitzer, die das Gros der amerikanischen Bevölkerung ausmachten. Erst im Verlauf der ersten Jahrzehnte der frühen Republik sortierte man sich nach klarer abgrenzbaren sozialen und ideologischen Kriterien, aber selbst in dieser Phase blieb vieles im Fluss. Generell kann man sagen, dass der entstehende *conservatism* bis in die 1840er Jahre bei den *Federalists* und nach deren Zerfall in der *Whig Party* seine politische Heimat hatte. Regional und sozial rekrutierte er sich aus den frühindustriellen, kapitalistisch gesonnenen urbanen Mittelklassen insbesondere des neuenglischen Raumes sowie aus unionspatriotischen Großgrundbesitzern im sklavenhaltenden oberen Süden (Virginia, North Carolina) und im kreolisch-freimaurerischen Louisiana. Diese *conservatives* waren nicht selten moralische und politische Reformer aus dem aufgeklärt-liberalen, philanthropischen Lager oder aus dem Umfeld des erweckten Evangelikalismus,¹⁶ der allerdings gelegentlich radikale Züge annehmen konnte. Insgesamt sorgte der evangelikale Flügel des amerikanischen Konservatismus dafür, Angehörige der unteren Mittelklasse, der Handwerkerschaft und aus dem protestantischen Arbeitermilieu parteipolitisch wie ideologisch einzubinden. In vielen Fällen war die Reformbereitschaft der *conservatives* indes mit einer skeptischen Haltung gegenüber der Demokratie im Stile eines Andrew Jackson verknüpft, da man befürchtete, eine erweiterte Partizipation unterbürgerlicher, besitzarmer oder gar besitzloser Klassen würde auf Dauer die geheiligten Eigentumsverhältnisse in der Union unterminieren. Erst mit dem Durchbruch der Massendemokratie um 1840 und der Radikalisierung des Evangelikalismus seit den 1830er Jahren gaben die *conservatives* bei den *Whigs* im Wahlkampf von 1840 die Vorbehalte gegen die Massendemokratie endgültig auf.¹⁷

Just zu diesem Zeitpunkt verschoben sich aber die internen Gewichte innerhalb des amerikanischen Konservatismus und eine Entwicklung, die ihn für lange Zeit neu definieren sollte, nahm ihren Anfang. Bis etwa 1840 waren es vor allem die neuenglischen Besitzbürger gewesen, die den *conservatism* inhaltlich bestimmt hatten. Sie waren wirtschaftsliberal, besitzindividualistisch, kapitalistisch, moderat reformistisch und national geson-

¹⁶ Vgl. allg. R. J. Carwardine, *Evangelicals and Politics in Antebellum America*, New Haven 1993; D. W. Howe, *The Evangelical Movement and Political Culture in the North during the Second Party System*, in: *Journal of American History* 77.5 (1991), S. 1216-39.

¹⁷ Vgl. M. F. Holt, *The Rise and Fall of the American Whig Party: Jacksonian Politics and the Onset of the Civil War*, New York 1999.

nen.¹⁸ Nun allerdings strömten erstmalig genuin europäische Denkstile in den US-amerikanischen Konservatismus ein, deren Träger primär katholische Immigranten aus Europa waren. Sie verbanden sich mit dem vorhandenen konservativen Ideologieangebot zu einer äußerst heterogenen Mischung, die ihre politische Heimat nun nicht mehr bei den altliberalen *Whigs*, sondern ausgerechnet bei den einstmals radikalen Vorkämpfern der partizipatorischen Massendemokratie in der Demokratischen Partei, der Partei von Thomas Paine, Thomas Jefferson und Andrew Jackson mit seiner Rhetorik des *common man* fanden. Die Gründe für den Wandel der Demokraten zu einer konservativen Partei lagen einerseits in der wachsenden Bedeutung der Sklavenfrage, die bürgerlich-konservative Reformer alten Stils bei den *Whigs* partiell radikalisierte. Andererseits spielten zunehmende Vorbehalte gegenüber der liberal-kapitalistischen Wirtschaftsweise und einem zentralisierten nationalen Machtstaat in der Klientel der Demokraten innerhalb der Arbeiterschaft eine wichtige Rolle. Wegen der Dominanz irischer und deutscher Katholiken innerhalb der unterprivilegierten Arbeiterschaft des Nordens kam es dabei nicht so sehr zu einer generellen Kritik an der Verteilung von Besitzverhältnissen und Produktionsmitteln insgesamt, sondern vielmehr zu einer moralisch induzierten Kritik an der modernen utilitaristischen und kapitalistischen *political economy* unter den Auspizien einer vormodernen, ruralen *moral economy*. Nicht das Privateigentum und der *laissez-faire*-Gedanke als solche wurden abgelehnt, sondern deren abstrakter Einsatz innerhalb eines Gefüges national oder global agierender Banken und Monopole, durch welche die Gesetzmäßigkeiten einer überschaubaren, organisch-kommunitären Wirtschaftsordnung im Rahmen einer *face-to-face society* außer Kraft gesetzt wurden. Die Skepsis gegenüber der kapitalistischen Wirtschaftsweise verband sich im Süden rasch mit der Angst vor einer bürgerlichen Gesellschaft, die aus ökonomischen und moralischen Gründen ohne das Institut der Sklaverei auskommen wollte. Die bisherigen altliberalen *conservatives* mutierten daher in der Sicht der nunmehr als konservativ definierten Demokraten zu revolutionären Radikalen, denen es um den Umsturz der bisherigen traditionellen Ordnung ging. Bis zu einem gewissen Grade stimmte diese Einschätzung, da die Überwindung der Sklaverei mit ihrem semiaristokratischen und pseudofeudalen gesellschaftlichen Gefüge tatsächlich in der Logik des bürgerlichen Kapitalismus lag. Freier Markt und Lohnarbeit gehörten systemisch eng zusammen.¹⁹

¹⁸ Vgl. J. Ashworth, *Slavery, Capitalism, and Politics in the Antebellum Republic*, Bd. I: *Commerce and Compromise, 1820–1850*, New York 1995.

¹⁹ Vgl. zu diesem Komplex ausführlich M. Hochgeschwender, *Freiheit, Einheit, Ordnung: Der US-amerikanische Katholizismus und die Sklavenfrage, 1835–*

Für den *conservatism* hatte diese teilweise Adaption europäisch konservativer Anliegen gewichtige ideologische Folgen, die selbst nach dem Ende der südstaatlichen Alternative zur kapitalistischen *Yankee*-Demokratie des Nordens bis in die 1950er Jahre relevant bleiben sollten, wenngleich parteipolitisch vielfach gebrochen. Selbst der *new conservatism* der 1950er Jahre, den Denker wie Russel Kirk oder Peter Viereck propagierten, änderte an dieser weltanschaulichen Grundoption wenig. Was unverändert blieb war der generell altliberale Grundansatz des *conservatism*, d. h. der Glaube an die Heiligkeit und Unantastbarkeit des Privateigentums sowie einer Staats- und Gesellschaftsordnung, die auf die unbedingten, unverfügbaren Rechte des durch Besitz ausgezeichneten Individuums gekennzeichnet war. In der demokratischen Variante des *conservatism* konnte dies besonders bei Katholiken mit sozialkonservativen, kapitalismusskeptischen Anliegen verbunden sein, die in der republikanischen Version vor allem nach 1870, also nach dem Niedergang der radikalen Republikaner, bis zum Aufkommen des Progressivismus um 1900 kaum vorhanden war. Progressivismus und Katholizismus erwiesen sich danach in den 1930er Jahren kaum zufällig als Träger des sozialreformistischen *New Deal* unter Franklin D. Roosevelt, der angesichts der großen Systemkrise des liberalen Kapitalismus seit 1929 auf eine Koalition konservativer, moderater, sozialdemokratischer und radikaler Kräfte bauen konnte.

Mit der prinzipiellen Akzeptanz des kapitalistischen Wirtschaftssystems und des Privateigentums verband sich im US-amerikanischen *conservatism* im Unterschied zum Liberalismus lockeanischer Herkunft eine moderate anthropologische Skepsis, die in Teilen auch für den kontinentaleuropäischen Konservatismus – dort jedoch stärker theologisch begründet – kennzeichnend war. In der Praxis bedeutete dies vorrangig eine gewisse Scheu gegenüber abstrakten Ideen, umfassenden Visionen und einer utopischen, holistischen Rhetorik, wenn man so will, den Primat des Partikularen, historisch Gewachsenen, Etablierten vor dem stets verdächtigen Neuen. Fortschritt und Moderne blieben freilich inhaltliche Bezugspunkte des *conservatism*, der sich gerade nach 1865 viel auf seine Kompatibilität mit der Moderne zugute hielt. Die Anthropologie des *conservatism* war nur zum Teil religiös begründet. Fast wichtiger war die Rezeption der Ideen von Thomas Hobbes. Religion wurde von den *conservatives* bevorzugt funktional betrachtet, also als Garantie geordneter sozialer, politischer und ökonomischer Verhältnisse. Die *libertas ecclesiae* als

1870, Tübingen 2003, S. 127-54 und ders., Ultramontaner Katholizismus und amerikanische Demokratie, 1830–1860, in: W. Kremp (Hrsg.), Katholizismus im atlantischen Raum, Trier 2004, S. 63-86.

Selbstzweck, wie im katholisch-konservativen Ultramontanismus, war den überwiegend protestantisch-denominationalistischen amerikanischen Konservativen fremd. Auf dieser Ebene blieb man den geistigen Traditionen des frühen *conservatism* selbst unter Evangelikalen und später unter den Fundamentalisten weitgehend treu.

Neu waren indes drei ideologische Prinzipien, die sich maßgeblich der Allianz mit dem sklavenhaltenden Süden verdankten und die dann nach dem Bürgerkrieg unter veränderten Umständen sowie mit neuer Funktion weiterwirkten: Erstens verschob sich das Gewicht des Staates bzw. der Bundesregierung und ihrer Bürokratie innerhalb der konservativen Weltanschauung in den USA. Wie bereits bemerkt, waren die frühen *conservatives* der Jahre um 1810 nationalliberale Unionspatrioten gewesen, die nicht selten einer aktiven Funktion des Bundesstaates etwa beim Aufbau und Schutz der neuen Industrien durch protektionistische Zolltarife das Wort geredet hatten. In der Folge änderte sich dies. Zwar blieben die Konservativen zweifellos Patrioten, ja Nationalisten (wenn sie nicht als radikale Südstaatler die Union ablehnten), aber sie trennten ideell die Nation vom Staat und der Regierung. Sie wollten mächtige Vereinigte Staaten, aber mit einer schwachen Bundesregierung. Hier wirkten überkommene genuin konservative partikularistische Denkstile ebenso mit wie der liberale Glaube an den Nachtwächterstaat.

Kaum weniger wichtig als die Kritik am starken Staat der Moderne war das zweite neu hinzutretende Ideologem des sich formierenden *conservatism* nach 1840: der Rassismus in seiner essentialistischen Variante.²⁰ Rasse wurde in der Antebellumepoche zur grundlegenden Kategorie US-amerikanischer Gesellschaftspolitik. Beide Seiten, bürgerliche Reformer und konservative Reformgegner teilten rassistische Attituden vor allem gegenüber Schwarzen, Indianern, Mexikanern und Asiaten. Aber der Gedanke der Rassentrennung, der Segregation, wurde v. a. für die Konservativen konstitutiv. Anfangs gedachte man durch die Akzentuierung des Rassegedankens die Sklaverei zu verteidigen. Gleichzeitig ging es darum, den *Whigs*, die amerikanische Identität häufig über die protestantische Konfession definierten, katholische Immigranten als Wähler abspenstig zu machen, indem man den Protestantismus als identitätsstiftendes Merkmal durch die Zugehörigkeit zur „weißen Rasse“ ersetzte. Besonders unter den Iren, die sowohl konfessionell als auch rassistisch unter erheblichem Druck standen, fand dieser Gedanke regen Anklang. Nach 1865, insbesondere nach 1880 wandelte sich die soziopolitische Funktion

²⁰ S. u. a. I. Hannaford, *Race: The History of an Idea in the West*, Baltimore 1996; R. Horsman, *Race and Manifest Destiny: The Origins of American racial Anglo-Saxonism*, Cambridge 1981.

des Rassekonzepts innerhalb des konservativen Denkens in den USA. Mit dem parallelen, eng miteinander verbundenen Niedergang der radikalen Republikaner seit Beginn der 1870er Jahre und dem Entstehen des soliden Südens unter fast absoluter Dominanz der Demokraten gaben die Republikaner ihre sogenannte *southern strategy* auf, also den Versuch, mit Hilfe einer Koalition aus antiaristokratischen Südstaatlern aus der unteren Mittelklasse und den Schwarzen dauerhafte Mehrheiten im Süden aufzubauen.²¹ Der faktische Rückzug der Republikaner, verbunden mit der Preisgabe schwarzer Partizipationsansprüche ermöglichte dann den Aufbau einer in der Grundstimmung konservativen Allparteienkonstellation auf der allen gemeinsamen Basis eines rekonziliatorischen Rassismus. Die USA wurden als Nation der Weißen definiert, während alle anderen Rassen faktisch und zum Teil mit gesetzlichen Mitteln ausgegrenzt wurden. Auf diese Weise sollten die vom Bürgerkrieg geschlagenen Wunden allmählich verheilen. Es begann eine Phase konservativer, auf Rasse gegründeter kultureller Hegemonie, die etwa 1880 einsetzte und bis in die Mitte der 1950er Jahre anhielt und die von den konservativen Flügeln beider Parteien, der Demokraten wie der Republikaner, getragen wurde. Erst mit dem neuerlichen *realignment* der Parteien seit den 1930er Jahren wurde die Vorherrschaft des rassistischen *conservatism* landesweit ansatzweise aufgebrochen.

Das dritte Ideologieelement, das im Verlauf des 19. Jahrhunderts zum US-amerikanischen *conservatism* hinzutrat, war zwar nicht völlig neu, bekam aber, wie der Rassismus, im späten 19. und vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine neue politische Funktion als identifikatorisches Merkmal eines situativ verorteten amerikanischen *conservatism*. Gemeint ist der sogenannte Isolationismus.²² Mit diesem Begriff soll keineswegs impliziert werden, dass es in den USA tatsächlich einen Isolationismus gegeben habe, der jedwede außenpolitische Entfaltung der USA abgelehnt habe. Gerade im weiten Feld der Außenhandelspolitik hat eine derartige politische Abstinenz der Vereinigten Staaten zu keinem Zeitpunkt existiert. Gemeint war vielmehr eine auf George Washington und Thomas Jefferson zurückgehende Tradition, die außenpolitischem Engagement in Europa kritisch gegenüberstand und dementsprechend feste Al-

²¹ Vgl. D. W. Blight, *Race and Reunion: The Civil War in History*, Cambridge 2001; G. Elisabeth Hale, *Making Whiteness: The Culture of Segregation in the South, 1890–1940*, New York 1999.

²² Zur Diskussion vgl. etwa K. Schwabe, *Der amerikanische Isolationismus im 20. Jahrhundert: Legende und Wirklichkeit*, Wiesbaden 1975; vgl. ferner W. L. Hixson, *Isolationists and Internationalists: The Debate over Intervention*, New York 2003 und R. Sarges, *A Story of America First*, Westport 2003.

lianzen mit den europäischen Großmächten strikt ablehnte. Die Handlungsfreiheit der Vereinigten Staaten in Asien oder Lateinamerika war dadurch in keiner Weise eingedämmt. In einem konservativen Denksammenhang führte die isolationistische Grundhaltung von Beginn an zu einer abwägenden, manchmal auch ablehnenden Position in Fragen des Expansionismus. Der klassische *conservatism* der *Federalists* und *Whigs* stand militärischer Expansion grundsätzlich ablehnend gegenüber. Insgesamt war die Ausdehnung der USA durch Krieg eher ein Projekt der Liberalen, sieht man einmal von einem kurzen Zwischenspiel in den 1840er und 1850er Jahren ab, als südstaatliche Konservative hofften, durch militärische Ausbreitung nach Zentralamerika hin, das Imperium der Sklaverei ausdehnen zu können. Aber erst mit dem Aufkommen eines durchdachten, moralisch argumentierenden, weltanschaulichen Internationalismus in der Präsidentschaft Woodrow Wilsons bekam der konservative Isolationismus wirklichen Gehalt und wurde rasch zu einem festen Referenzpunkt konservativer Ideologie. Dies änderte sich unter dem Eindruck der totalitären Gefahr im Zweiten Weltkrieg und im Kalten Krieg, als der antitotalitäre Antikommunismus die Funktion des Rassismus als überparteilicher und des Isolationismus als innerkonservativer Kohäsionsideologie übernahm. Für die Mehrheit der *conservatives* bedeutete die antikommunistische Außenpolitik aber keineswegs eine endgültige Abkehr vom nationalistischen und potentiell isolationistischen Prinzip des *America First*. Die Idee des amerikanischen Unilateralismus wurde nur, infolge einer spezifischen außenpolitischen Konstellation, zurückgestellt. Was vor allem blieb, war eine antiidealistische Form des Internationalismus unter den Konservativen. Im Gegensatz zu den liberalen idealistischen Internationalisten glaubten sie nicht an die Möglichkeit einer perfektionistischen Neuordnung der Welt im Sinne von Demokratie und Menschenrechten, sondern an eine vorwiegend interessengeleitete, „realistische“ Außenpolitik.

Der US-amerikanische *conservatism* erweist sich also in seiner Genese wie in seiner jeweiligen zeittypischen Ausformung als vergleichsweise komplexes, von vielfachen Ambivalenzen durchzogenes, ideelles und soziales Gebilde. Ausgesprochen liberale Elemente standen neben solchen, die unverkennbar der europäischen Tradition des Konservativismus entnommen waren, Nationalismus, Rassismus, Kapitalismus und Individualismus verbanden sich mit Vorbehalten gegenüber dem Staat und einer oft originellen Tendenz zur geordneten Anarchie. Eine besondere parteipolitische Präferenz der US-amerikanischen *conservatives* war nur in der Antebellumperiode, besonders dem Jahrzehnt vor Ausbruch des Bürgerkrieges, erkennbar, ansonsten verteilten sie sich mehr oder minder gleichmäßig auf die Republikaner und Demokraten. Weltanschaulich war der amerikani-

sche *conservatism* keine feststehende Größe. Er verband ein heterogenes Gemisch grundlegender, mithin kaum veränderbarer Elemente mit solchen, die flexibel gehandhabt wurden bis zu Ideologemen, die nur punktuell und situativ genutzt wurden. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts machte die daraus resultierende Gesamtideologie einen Prozess der Westernisierung durch. Gerade im Zusammenhang mit der spätestens Mitte der 1950er Jahre wirksam werdenden, anhaltenden kulturellen Hegemonie des Konsensliberalismus der *New Deal Order* passte sich der *conservatism* an gesamtwestliche konservative Strukturen an und büßte einiges von seiner vorigen Exzeptionalität ein.

So wurde etwa das Verhältnis zum Zentralstaat entspannter, keynesianische Eingriffe in die Marktordnung akzeptabler und internationalistische Positionen zumindest in ihrer antikommunistischen Lesart pragmatisch akzeptiert. Gleichzeitig ließ in dieser Epoche der Einfluss des protestantischen Evangelikalismus spürbar nach. Der US-amerikanische *conservatism* machte, ebenso wie der europäische Konservatismus, eine spürbare Säkularisierung durch. Dadurch wirkte er insgesamt europäischer als je zuvor. Dies leistete dem Missverständnis Vorschub, europäischer Konservatismus und europäische Christdemokratie seien mit dem *conservatism* US-amerikanischer Prägung tatsächlich verwandt. Die Differenz beider weltanschaulicher Zugriffe wurde so im Rahmen des Kalten Krieges überspielt.

Dies änderte indes wenig an einigen der offenkundigen Probleme des *conservatism* in den 1950er und 1960er Jahren.²³ Es war in erster Linie das häufig mit antiurbanen Vorbehalten durchsetzte rassistische Weltanschauungselement, das Hass auf die Schwarzen mit antisemitischen Denkformen und der partikularistischen *States' Rights*-Ideologie des Südens durchmischte. Hier fand sich an der Basis gelegentlich eine starke Gewaltbereitschaft, die sich gerade im Süden der USA immer wieder Bahn brach. Als theoretische Legitimation diente dabei das von Thomas Jefferson propagierte Ideal der *Yeoman Democracy*, d. h. die Vorstellung einer egalitär-utopischen Gesellschaft kleiner, vorwiegend oder ausschließlich weißer Landbesitzer, auf deren Boden im wahrsten Sinne des Wortes die amerikanische Demokratie gedeihen sollte. Es war genau diese Konstante im Weltbild der *conservatives*, die unter liberalen Intellektuellen das Zerrbild einer antiintellektuellen, antimodernen Rechten entstehen ließ, mit der im

²³ Zur Situation des *conservatism* in den 1960er Jahren vgl. D. Marcus, *Happy Days and Wonder Years: The Fifties and Sixties in Contemporary Cultural Politics*, New Brunswick 2004; D. R. Farber, *The Conservative Sixties*, New York 2003; J. M. Schoenwald, *A Time for Choosing: The Rise of Modern American Conservatism*, Oxford 2001.

Grunde weder intellektuell noch politisch ernsthaft zu rechnen sei. Ausgehend von der Beobachtung des *lunatic fringe*, also von ultraradikalen Gruppen wie der *John Birch Society* oder den Milizbewegungen sowie von rechtsextremen republikanischen Politikern, darunter dem Präsidentschaftskandidaten von 1964 Barry Goldwater, konstruierten liberale Intellektuelle, so z. B. der Historiker Richard Hofstadter, eine amerikanische Rechte, der ein generell nachgerade paranoider Politikstil unterstellt wurde.²⁴ Andere Intellektuelle, darunter federführend Lionel Trilling und Louis Hartz, bescheinigten sich in der Mitte der 1950er Jahre selbst, der Liberalismus lockeanischer Prägung sei die einzige wahrhaft amerikanische Ideologie. Er sei überdies intellektuell allen anderen Ansätzen derart überlegen, dass sie im Grunde zu vernachlässigen seien.²⁵

Diese überaus selbstbewusste liberale Interpretation hatte in den späten 1950er und frühen 1960er Jahren einiges für sich. Tatsächlich mangelte es dem *conservatism* im Unterschied zum europäischen Konservatismus an selbstreflexiver Kraft. Sein umständeabhängiger, pragmatischer Zugriff auf die eigene Tradition, die Auswahl jeweils relevanter Ideologeme basierte auf einem durchaus intendierten Mangel an theoretischer Reflexion. Ihm fehlte es an einer soliden philosophischen Basis. Nur wenige konservative Intellektuelle in den Vereinigten Staaten versuchten zwischen 1920 und 1960 dieses Manko zu überwinden, indem sie auf europäische Ideen zurückgriffen. Die *Nashville Agrarians* um Seward Collins, die europäischen Konservatismus und die agrarutopische Tradition Thomas Jeffersons versöhnen wollten, waren ein Beispiel,²⁶ Mortimer Adler und Richard M. Hutchins von der konservativen *University of Chicago* ein anderes.²⁷ Diese beiden bemühten sich, die aristotelisch-thomistische Tradition für den amerikanischen *conservatism* in einer nichtkonfessionellen Weise fruchtbar zu machen. In dieser Linie lag auch das Denken Stephen J. Tonsors, der seit den 1970er Jahren zu den schärfsten Kritikern des auf-

²⁴ Vgl. R. Hofstadter, *The Paranoid Style in American Politics*, Cambridge 1965.

²⁵ Vgl. L. Hartz, *The Liberal Tradition in America*, San Diego 1991.

²⁶ Zu den *agrarians* und ihrem geistigen Umfeld vgl. E. S. Bingham, *The Southern Agrarians and the New Deal: Essays after I'll Take a Stand*, Charlottesville 2001; P. V. Murphy, *The Rebuke of History: The Southern Agrarians and American Conservative Thought*, Chapel Hill 2001.

²⁷ Vgl. M. J. Adler, *The Common Sense of Politics*, New York 1997; ders., *The Great Treasury of Western Thought*, New York 1977; R. M. Hutchins, *The Humanities Today*, New York 1977, vgl. außerdem M. D. Torre, *Freedom in the Modern World: Jacques Maritain, Yves R. Simon, Mortimer J. Adler, Notre Dame* 1990.

kommenden Neokonservatismus zählte.²⁸ Ansonsten, auch darauf hat Tonsor aufmerksam gemacht, waren es vorrangig katholische (und episkopale) Philosophen und Publizisten, die dem amerikanischen *conservatism* durch Rückgriff auf Aristoteles und Thomas von Aquin eine neue Orientierung geben wollten. Dabei erwiesen sich die französischen Thomisten um Jacques Maritain und Etienne Gilson als besonders hilfreich.²⁹ Ungeachtet dieser katholischen Beiträge zum *conservatism* blieb deren Rezeption jenseits des katholischen Milieus in den USA marginal. Weder der Aristotelismus, den auch Exilanten wie Eric Voegelin oder Leo Strauss propagierten,³⁰ noch der Thomismus oder der Personalismus lösten das Basisproblem des genuin amerikanischen *conservatism*: seinen pragmatischen Mangel an theoretischer Reflexion. Das bloße Festhalten am gesellschaftlichen *status quo* oder der gebetsmühlenartige Rekurs auf die Prinzipien Jeffersons,³¹ vermochten dieses begründungstheoretische Defizit nach 1955 nicht mehr aufzufangen. Die US-amerikanische Nachkriegsgesellschaft wandelte sich zu rasch. Darauf war der *conservatism* kaum hinreichend vorbereitet. Sein Wechselspiel zwischen anarchischem Individualismus und Fiskalkonservatismus auf der einen Seite und starkem nationalen Sicherheitsstaat auf der anderen Seite verlor seine soziale Anziehungskraft. Eine tiefe Krise, die in der verheerenden Wahlniederlage von 1964 gipfelte, war die Folge.

Die Krise des *conservatism* beschränkte sich keineswegs auf die Theorieebene. Ausgerechnet dort, wo er bislang seine größten Erfolge erzielt hatte, auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik, büßte er seine gestalterische Fähigkeit weitgehend ein. Ihm mangelte es an einer sozioökonomischen Zielprojektion, an einer Soziallehre und an einer Wirtschaftstheorie, die mit den Krisen der industriellen Moderne umgehen konnte. Die Große Depression hatte in den 1930er Jahren die alten Heilsversprechen des Wirtschaftsliberalismus und damit einen Eckpfeiler des *conservatism* massiv infrage gestellt. Hinzu kam, dass die *liberals* nunmehr mit dem Keynesianismus über ein ökonomisches Instrumentarium verfügten, das sich

²⁸ Vgl. S. J. Tonsor, Why I Am Not a Neoconservative, in: G. L. Schneider (Hrsg.), *Conservatism in America since 1930: A Reader*, New York 2003, eine der differenziertesten Anthologien zum Konservatismus und Konservativismus in den USA. Vgl. ferner G. L. Schneider (Hrsg.), *Equality, Decadence, and Modernity: The Collected Essays of Stephen J. Tonsor*, Wilmington 2005.

²⁹ Vgl. J. P. Hittinger, *Liberty, Wisdom, and Grace: Thomism and Democratic Political Theory*, Lanham 2002.

³⁰ Vgl. Th. Gutschker, *Aristotelische Diskurse: Aristoteles in der politischen Philosophie des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2002, S. 53-188.

³¹ Etwa im Rekurs auf das Standardwerk von Ch. M. Wiltse, *The Jeffersonian Tradition in American Democracy*, Chapel Hill 1935.

bestens mit dem Machbarkeitsglauben und dem technizistischen Fortschrittsoptimismus der Epoche vereinbaren ließ. Das Wirtschaftswachstum im „goldenen Zeitalter des Kapitalismus“ schien zudem den Glauben an die ausufernde Ordnungs- und Regulierungsfunktion des Staates noch zu bestätigen. Vom *New Deal* über die euphorischen Ankündigungen John F. Kennedys bis hin zur *Great Society* Lyndon B. Johnsons waren es durchweg liberale gesellschaftliche Großprojekte, welche die Phantasie der Amerikaner, insbesondere der Jugend, beflügelten. Die seit den 1890er Jahren anhaltende Rivalität zwischen progressivistisch-liberalen Ordnungspolitikern und konservativen Apologeten des *laissez-faire* schien ein für allemal zugunsten der Marktregulation entschieden zu sein, zumal es den *liberals* durchaus gelang, die Balance zwischen individuellen Freiheiten und egalitärem Sozialanspruch zu halten, ohne in die stets von den *conservatives* prognostizierte Totalitarismusfalle zu tappen. Mehr noch, die *liberals* waren viel eher als ihre konservativen Gegenspieler in der Lage, die gesellschaftlichen und ökonomischen Aufbrüche der 1960er Jahre wenigstens partiell mitzugestalten. Nun rächte sich in einer Phase beschleunigter Modernisierung die bislang erfolgreiche Theorieaskese der *conservatives*. Sie verfügten über keine brauchbaren Konzepte, den Übergang von der Produktions- in die Konsumgesellschaft zu analysieren. Deswegen blieben sie vorerst dazu verdammt, Antworten auf Fragen zu geben, die niemand mehr stellte oder, sich – in Gestalt des *mainstream republicanism* – an die Vorgaben der *liberals* anzupassen.

Ein drittes strukturelles Problem des US-amerikanischen *conservatism* war zugleich eine seiner traditionellen Stärken. Verglichen mit der sozialen Gefolgschaft der *liberals* war diejenige der Konservativen ethnisch, ökonomisch und konfessionell homogener. In der Regel handelte es sich um Angehörige der weißen, angelsächsisch-protestantischen Mittelklasse, die wiederum mehrheitlich in ländlichen Gegenden oder zumindest in Klein- und Mittelstädten angesiedelt war. Schwarze, Juden, Katholiken, Latinos, Asiaten und Angehörige anderer ethnischer oder rassischer Minderheiten tendierten selbst dann eher zum *liberalism*, wenn sie sozial konservativ eingestellt waren. Bevorzugt galt dies für die katholische Wählerschaft, die traditionell den Demokraten ihre Stimme gab. Nur gelegentlich wählten Katholiken die Republikaner und selbst dann bevorzugt Moderate. Mochte die Homogenität der sozialen Klientel bis in die 1950er Jahre ein Vorteil der *conservatives* gewesen sein, nun änderte sich die Situation. Ein wesentliches Element des gesellschaftlichen Aufbruchs jener Tage lag in dem Streben der Minderheiten begründet, stärker an der US-amerikanischen Gesellschaft zu partizipieren. Dies konnte, wie zum Beispiel im Fall des Senators Joe McCarthy, unter dem konservativen Banner des Anti-

kommunismus geschehen (auch die Kennedy-Brüder nutzten diese Chance in den 1950er Jahren), aber in den 1960er Jahren gelang es den *liberals*, dieses Streben für sich zu vereinnahmen. Die Haltung der *conservatives* wurde nun als Versuch einer bestimmten Klasse, Ethnie und Konfession gewertet, sich an überkommene, kaum noch zu rechtfertigende Machtpositionen zu klammern. Strukturell und vom Wählerpotential her geriet der *conservatism* in eine Defensive, die durch den wachsenden Zuzug von katholischen Hispanics scheinbar noch intensiviert wurde. In der Addition der Probleme wird es im Nachhinein verständlich, warum die liberalen Intellektuellen glauben konnten, auf Dauer die kulturelle Hegemonie in den USA innezuhaben.

III.

Allerdings war der Höhepunkt der kulturellen Hegemonie des Konsensliberalismus bereits gegen Ende der 1960er Jahre überschritten. Unter dem Eindruck der Radikalität der 68er-Studentenbewegung wandte sich eine Reihe vormals konsensliberaler Intellektueller, darunter Norman Podhoretz³² und Irving Kristol, dem gerade entstehenden Neokonservatismus zu. Sie wurden sogar regelrecht zu den geistigen Gründervätern dieser Bewegung. Der Neokonservatismus war allerdings nicht die einzige Entwicklung, die zu einer Wiederbelebung des *conservatism* am Ende der 1960er und eingangs der 1970er Jahre führte.³³ Eine ganze Reihe soziostruktureller Ursachen und politisch-weltanschaulicher Anlässe sorgte damals für eine intellektuelle Re-formation, die ihrerseits einen Gestaltwandel des *conservatism* mit sich führte. Es entwickelte sich eine zunehmend heterogene, vielschichtige, aber gesamtgesellschaftlich äußerst einflussreiche konservative Wiedergeburt, die in den 1980er Jahren ihrerseits die kulturelle Hegemonie in den USA errang. Innerhalb dieser Bewegung fanden sich die altliberalen, traditionellen *conservatives*, strikt säkulare und radikalindividualistische *civil libertarians*, religiös motivierte Neofundamentalisten und Rechtsevangelikale, von der Entwicklung nach dem II. Vatikanischen Konzil enttäuschte katholische Konservative, Fiskalkonservative und utilitaristische Monetaristen sowie schließlich die Neokonservativen.³⁴ Letzteren fiel insofern eine gestaltgebende Rolle zu, als sie es

³² Vgl. N. Podhoretz, *My Love Affair with America: The Cautionary Tale of a Cheerful Conservative*, New York 2000.

³³ Zum Folgenden vgl. S. F. Hayward, *The Age of Reagan: The Fall of the Old Liberal Order, 1964–1980*, Roseville 2002; A. J. Matusow, *The Unraveling of America: A History of Liberalism in the 1960s*, New York 1984.

³⁴ Vgl. u. a. Th. Greven, *Die Republikaner: Anatomie einer amerikanischen Partei*, München 2004; C. Leggewie, *America first? Der Fall einer konservativen Revo-*

waren, die daran arbeiteten, die theoretischen Defizite des älteren *conservatism* zu überwinden. Zudem verfügten sie ideologisch wie praktisch über eine besondere Dynamik, die ihnen ein modernes Antlitz verlieh, das den klassischen *conservatives* normalerweise gefehlt hatte. Vor allem traf dies auf den Bereich der medialen Vermittlung konservativer Werte und Inhalte zu. Die *Neocons* hatten von der Generation der 68er, der sie teilweise selber angehörten, in mancherlei Hinsicht gelernt.

Der Siegeszug eines erneuerten, re-amerikanisierten *conservatism* setzte in den 1970er Jahren auf der Basis der ideologischen Selbsterneuerung nach dem Goldwater-Desaster von 1964 ein.³⁵ Es waren aber nicht allein die weltanschaulichen Neuansätze, die das Schicksal des *neoconservatism* und des *conservatism* insgesamt beförderten. Eine Vielzahl von Faktoren auf ganz unterschiedlichen Ebenen bedingte diesen Prozess. Beginnen wir mit drei langfristig wirksamen soziostrukturellen Ursachen:

1) Eine Reihe soziologischer und historischer Studien legt neuerdings nahe, dass sich zu Beginn der 1970er Jahre ein allmählicher Wandel in der sozioökonomischen Struktur der modernen Industriegesellschaften vollzog.³⁶ Dieser Transformationsprozess wird oft unter den Stichworten Globalisierung, Wertewandel oder Kommunikationsgesellschaft rubriziert. Damit ist eine Reihe lose miteinander verknüpfter, teilweise auch gegenläufiger Entwicklungen gemeint, die in ihrer Gesamtheit das Ende der seit etwa 1870 vorherrschenden massenindustriellen bzw. schwerindustriellen Gesellschaftsform nahelegen. Damit ging ein neuerlicher Übergang von einer eher konsum- zu einer primär produktionsorientierten Formation der Industriegesellschaften mitsamt einem tiefgreifenden ethischen Wandel einher, der in paradoxer Dialektik sowohl pluralisierende und individualisierende, wie auch kommunitäre, partikularistische und konservative Formen annehmen konnte. Insbesondere die Verschärfung des globalen wirtschaftlichen Wettbewerbs durch neue Kommunikations- und Produktionstechniken, die in den 1980er Jahren vielen bewusst wurde, führte zu einer neuen Ökonomisierung des Denkens und damit auch des gesellschaftlichen Wertesystems. Produktivität, Wachstum, merkantil definierter Gewinn und „Leistung“ markierten nun einen Wertekanon, der

lution, Frankfurt a. M. 1997; R. Prätorius, In God We Trust: Religion und Politik in den USA, München 2003; P. Beckmann-Schulz, Die Neue Rechte in den USA: Der Einfluss ihrer Political Action Committees auf den amerikanischen Senat, Wiesbaden 1992.

³⁵ Vgl. R. Perlstein, Before the Storm: Barry Goldwater and the Unmaking of the American Consensus, New York 2001.

³⁶ Vgl. A. Giddens, Entfesselte Welt: Wie die Globalisierung unser Leben verändert, Frankfurt a. M. 2004; J. Osterhammel, Geschichte der Globalisierung: Dimensionen, Prozesse, Epochen, München 2004.

sich signifikant von den sogenannten postmaterialistischen Werten der 1960er und 1970er Jahre absetzte. Innerhalb eines solchermaßen gestalteten Denkstils erwies sich der altliberale *conservatism* mit einem Mal deutlich reizvoller als in der vorangegangenen, eher konsumistischen Phase des Konsensliberalismus. Dieser Effekt wurde ganz konkret noch durch das objektive Scheitern des bürokratisch-sozialreformerischen Ansatzes der keynesianischen *Great Society* verstärkt. Entgegen den Erwartungen der akademischen und intellektuellen Vordenker, hatten die Planungen der Johnson-Administration die schweren sozialen Probleme, etwa in den schwarzen Ghettos, nicht nur nicht lösen können. Sie hatten sich zum Teil sogar verschlimmert. Dies lag sowohl an den unzureichenden Methoden und Instrumentarien der Planung, als auch am Gießkannenprinzip, nach dem man die vorhandenen Gelder in die diversen Projekte gestreut hatte.³⁷ Darüber hinaus erwiesen sich die fortgeschrittenen Industriegesellschaften des nordatlantischen Raumes als viel zu komplex, um sie mit der Hilfe computergestützter Regelsysteme in den Griff zu bekommen. In Verbindung mit dem Abfluss US-amerikanischen Kapitals während des Vietnamkrieges führte die Politik der *Great Society* dann zum für Keynesianer unerwarteten Phänomen der *Stagflation*, einer Mischung aus gesamtwirtschaftlicher Stagnation bei gleichzeitigen inflationären Tendenzen. Die Ernüchterung der *liberals* machte sich dann in der Unregierbarkeitsdebatte Mitte der 1970er Jahre Luft. Hierin mutierte gerade die liberale, urbane Metropole New York zum Symbol für die offenkundige Unfähigkeit der *liberals*, der gesellschaftlichen Probleme Herr zu werden.

2) In engem Zusammenhang mit diesem Strukturwandel der Industriegesellschaft stand in den USA ein weiterer Prozess, der die Re-formation des *conservatism* außerordentlich begünstigte: die Suburbanisierung.³⁸ Seit den 1940er Jahren zogen in wachsendem Maße Angehörige der amerikanischen Mittelklassen aus den Innenstädten in die von striktem Konventionalismus und Konformismus gekennzeichneten Vororte, wo sie eine Art Scharnier zwischen der konservativen Landbevölkerung und den

³⁷ Vgl. D. Steigerwald, *The Sixties and the End of Modern America*, New York 1995, S. 6.

³⁸ Vgl. L. McGirr, *Suburban Warriors: The Origins of the New American Right*, Princeton 2001; R. Kroes, *Neo-Conservatism: Its Emergence in the USA and Europe*, Amsterdam 1984. Im Zusammenhang mit der Suburbanisierung steht auch das Aufkommen einer schwarzen Mittelklasse, die in den USA mitunter zum Konservatismus tendiert, vgl. G. T. Tate, *Dimensions of Black Conservatism in the United States: Made in America*, New York 2002; R. W. Walters, *White Nationalism, Black Interests: Conservative Public Policy and the Black Community*, Detroit 2003.

eher liberalen urbanen Metropolen bildeten. Handelte es sich anfangs bevorzugt um weiße Protestanten, so verschob sich das Bild seit den späten 1950er Jahren. Die *suburbs* sollten bewusst zu einem Schmelztiegel werden. Katholiken und Juden, später sogar Mitglieder der schwarzen Mittelklasse, die dadurch dem Wertesystem und der internen Solidarität der *black community* entfremdet wurden, kamen hier zusammen. Ein gewisser Wohlstand und vor allem gemeinsamer Landbesitz begünstigten in *suburbia* die Ausprägung einer typischen Mittelklassenethik, die vielfach nicht mehr durch angestammte Bindungen an ältere sozialmoralische Milieus relativiert wurde. Der in Wahlkämpfen beständig aufs neue beschworene Ärger über *the waste of taxpayer's money*, über die sogenannten *welfare queens* oder die Sorge um die steigende Kriminalität (in den Innenstädten) verband die Bewohner der *suburbs* intensiver als frühere Loyalitäten zu den Gewerkschaften, zur katholischen Kirche oder der schwarzen Bürgerrechtsbewegung. Hinzu kam, dass der Verlust traditioneller Milieubildung des Öfteren von fundamentalistischen Denominationen aufgefangen wurde, die in den suburbanen Siedlungsgebieten eine besonders intensive Missionstätigkeit gerade unter Angehörigen der akademisch gebildeten, aber ort- und bindungslos gewordenen neuen Mittelklasse betrieben. Der Fundamentalismus und Neofundamentalismus aber war für den *conservatism* seit den 1970er Jahren von immenser Bedeutung, da er für eine kampagnenfähige und auch in Wahlkämpfen mobilisierbare Massenbasis der *conservatives* Sorge trug.³⁹ Der Zusammenhang von *suburbia* und Neofundamentalismus wurde durch die liberalen Entscheidungen des *United States Supreme Court* in den 1960er und 1970er Jahren, etwa zum Schulgebet und zur Abtreibungsfrage, noch intensiviert. Traditionell war der Zusammenhang von Modernisierung und Säkularisierung in den USA bei weitem nicht so eng gewesen wie in Europa. Nun aber gelang es den Neofundamentalisten durch die Rezeption von *grass roots*-Methoden der zerfallenden Studentenbewegung, ausgerechnet in den *suburbs* eine wachsende Anhängerschar zu rekrutieren. Davon profitierte im Unterschied zum 19. Jahrhundert, als der Evangelikalismus noch eng mit liberalen und aufgeklärten Reformbewegungen kooperierte, ausschließlich der *conservatism* in Gestalt einer nach rechts gerückten Republikanischen Partei. Dies hing mit der liberalen Haltung der Demokraten in den zentralen religionspolitischen Fragen (Schulgebet, Abtreibung, *vouchers* für konfessionelle Privatschulen, Homosexuellenehe etc.) zusam-

³⁹ Vgl. neben McGirr, *Suburban Warriors*, auch S. Diamond, *Not by Politics Alone: The Enduring Influence of the Christian Right*, New York 1998; C. E. Smidt/J. M. Penning (Hrsg.), *Sojourners in the Wilderness: The Christian Right in Comparative Perspective*, Lanham 1997.

men. Neofundamentalismus und fiskaler Konservatismus verbanden sich in den *suburbs* mit Klasseninteressen der neuen Mittelklasse zu einem soliden konservativen Wählerblock.

3) Der dritte soziostrukturelle Megatrend, der die Blüte des erneuerten *conservatism* maßgeblich mit beeinflusste, war die etwas überspitzt so genannte *Southernization* der Vereinigten Staaten. Den Terminus hat der Mitarbeiter der *New York Times* Peter Applebome mit Inhalt gefüllt.⁴⁰ Im Grunde handelte es sich um eine doppelte Entwicklung, die eine eher gesamtgesellschaftlich angelegt, die andere primär parteipolitisch ausgerichtet. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges nahm der US-amerikanische Süden, bedingt durch militärkeynesianisch motivierte Finanztransfers der Bundesregierung in die bis dahin vernachlässigte Region, einen zuvor ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung. Insbesondere die Luft-, Raumfahrt- und Computerindustrie siedelte sich im neu entstandenen *sun belt* an und sorgte inmitten einer von Armut, Rassismus, Gewalt und Rückständigkeit geplagten Region für qualifizierte Arbeitsplätze und ein erhöhtes Steueraufkommen. In der Folge siedelten Amerikaner aus dem Norden und dem Mittleren Westen, den früheren schwerindustriellen Zentren des Landes, die zwischenzeitlich zum *rust belt* verkamen, sich im Süden an. Interessanterweise neigten sie in der Folge dazu, die religiös und politisch konservative Wertewelt des Südens zu übernehmen. Da nun die Einwohnerzahl des Südens anstieg, wuchsen zugleich die Anzahl der Abgeordneten aus dem Süden im Repräsentantenhaus und damit der politische Einfluss dieser Sektion in der gesamten Union.

Unter normalen Umständen wäre dieser Zuwachs der Demokratischen Partei zugute gekommen, deren konservativer Flügel seine Basis seit den 1840er Jahren, verstärkt aber seit den 1870ern im „soliden Süden“ gehabt hatte. Im Jahre 1948 hatte es indessen einen ersten Einbruch in die bis dahin unangefochtene Bastion der Demokraten gegeben. Wegen der überaus vorsichtigen Desegregationspolitik der moderat liberalen Administration des Demokraten Harry S Truman hatte sich im tiefen Süden, vor allem im stets unruhigen South Carolina unter J. Strom Thurmond die *States' Rights Party* gebildet, eine extrem konservative Partei, die auf strikter Rassentrennung und weitgehender Unabhängigkeit der rassistischen *lily whites* in der Demokratischen Partei beharrte. Dieser Trend verschärfte sich mit dem Bekenntnis der Demokraten zur Aufgabe der Segregation nach 1964. Mehr und mehr konservative Südstaatler wandten sich von ihrer angestammten Partei ab und ausgerechnet den einst verhassten

⁴⁰ Vgl. P. Applebome, *Dixie Rising: How the South is shaping American Values, Politics, and Culture*, San Diego 1997; M. Lind, *Up from Conservatism: Why the Right is Wrong for America*, New York 1997, S. 121-37.

Republikanern zu. Dies führte dazu, dass der Süden seit den 1980er Jahren mehrheitlich und zunehmend solide republikanisch wählte. Parallel dazu verschärfte sich die zur Zeit des Konsensliberalismus relativierte ideologische Rivalität zwischen Republikanern und Demokraten. Die Republikaner wurden überwiegend konservativ und büßten ihren liberalen Flügel ein, während die Demokraten nach links rückten. In diesem Zusammenhang sorgte das *gerrymandering*, also der Versuch, die Wahlkreise so zurechtzuschneiden, dass beide Parteien jeweils über absolut sichere Hochburgen verfügten, dafür, den Zwang zum Konsens weiter abzubauen, was zur Radikalisierung auf beiden Seiten führte. Insbesondere die Demokraten verloren durch ihren Linksruck in den 1970er Jahren vielfach den Kontakt zur Lebenswelt ihrer Stammwählerschaft, was die *conservatives* weidlich zugunsten der Republikaner ausnutzten. Ausgehend vom erstarkten Süden bekam die US-amerikanische Gesellschaft in ihrem ländlichen, suburbanen und von der etablierten oder neuen Mittelklasse beherrschten Teil ein konservatives Antlitz.

Der solchermaßen strukturell grundgelegte neue *conservatism* übernahm in vielerlei Hinsicht die Ideologeme seiner älteren Spielart. Neu waren in erster Linie die enge Kooperation mit dem Fundamentalismus sowie die intensivere theoretische Reflexion innerhalb des konservativen Lagers, die indes lange von den liberalen Intellektuellen schlicht nicht wahrgenommen wurde. Da es mir hier bevorzugt um den *Neoconservatism* geht, soll der Fundamentalismus ausgeblendet bleiben. Dafür will ich mich verstärkt den säkularen theoretischen Aufbrüchen im konservativen Lager der USA zuwenden.

IV.

Die „theoretische Wende“ im US-amerikanischen *conservatism* vollzog sich im Kern auf zwei Ebenen, die ihrerseits die oben beschriebenen Defizite des traditionellen konservativen Denkens reflektierten. Auf der wirtschaftlichen Ebene etwa wandte man sich sowohl von der unreflektierten Apologetik des freien Marktes wie von der moderaten Rezeption militärkeynesianischer Vorstellungen ab – wenigstens in der Theorie. Praktisch blieben Politiker wie Ronald Reagan und George H. W. Bush dem Militärkeynesianismus und dem *deficit spending* verhaftet, während sie die Idee einer umfassenden sozioökonomischen Planung mit dem Ziel sozialer Gerechtigkeit im Interesse einer winzigen Minderheit extrem wohlhabender Personenkreise aufgaben. Dabei konnten sie eine schwerwiegende Lücke im keynesianischen Denken nutzen. Dieses basierte nämlich auf der Analyse zwar global vernetzter, ansonsten aber trotzdem primär

nationaler Volkswirtschaften. Im Rahmen des von der Systemkonkurrenz des Kalten Krieges ausgehenden egalitären soziopolitischen Drucks auf die westlichen Volkswirtschaften war ein Handeln in den Kategorien wohl definierter nationaler Märkte und nationaler Sozialpolitiken auch noch sinnvoll gewesen. Mit dem Verlust ökonomischer Dynamik auf der einen Seite war dann die keynesianische *politics of productivity* der 1950er und 1960er Jahre wenn nicht obsolet so doch problematisch geworden, während die an Fahrt gewinnende Globalisierung der Märkte und der Produktionsmittel nach dem Ende des Ostblocks die Idee nationaler Planung auf der Basis konsumistischer Prinzipien erheblich erschwerte. Der Keynesianismus geriet nun an drei Fronten gleichzeitig unter Druck: seinem inhärenten Bürokratismus, der Unfähigkeit der Politik, in Zeiten des Wachstums auf gravierende Marktregulation und *deficit spending* zu verzichten und die Relativierung national definierter Märkte. Zugleich sank in den Mittelklassen der Industrienationen der Wille zu sozialer Umverteilung einschließlich ihrer finanziellen Folgekosten, obwohl gerade die Mittelklassen von der anschließenden ökonomischen Entwicklung nur in Grenzen profitieren sollten. Gerade in den USA gehörten sie seit den 1980er Jahren sogar zu den Realverlierern des Prozesses.⁴¹

Angesichts dieses ökonomischen Paradigmenwechsels gelang es den *conservatives* durch die Rezeption der produktionsorientierten bzw. monetaristischen Theorien Friedrich-August von Hayeks, Ayn Rands sowie Milton Friedmans und der *Chicago School* die Meinungsführerschaft zu erringen. Neben dem offenkundigen Scheitern des sozialplanerischen Experiments in der gesellschaftlichen Realität der USA profitierten die *conservatives* in dieser Entwicklung vermutlich zusätzlich von dem Umstand, dass ein Teil der einst egalitär-sozialreformistisch gesonnenen journalistischen Meinungsführer aus dem weiteren Spektrum der 68er-Generation inzwischen selber der Mittelklasse angehörte und eigenes Eigentum zu verteidigen hatte. Wie dem auch immer sei, spätestens während der Amtszeit von Ronald Reagan und dann verstärkt im Verlauf des Wirtschaftsbooms der 1990er Jahre gewannen die neoliberalen und neomonetaristischen Marktdogmatiker an Boden und lösten so die Planungsfetischisten der konsensliberalen Epoche ab. Insbesondere im massenmedialen Bereich fanden sich immer weniger Opponenten, welche Politik, Wirtschaft

⁴¹ Vgl. Th. B. Edsall, *The New Politics of Inequality*, New York 1984; H. Johnson, *Sleepwalking through History: America in the Reagan Years*, New York 1986, S. 98-101; Berman, *America's Right Turn* (Anm. 10), S. 68. Vgl. ferner Ch. P. Kindleberger, *Keynesianism vs. Monetarism and other Essays in Financial History*, London 1985.

und Gesellschaft an ihre soziale Verantwortung erinnert hätten. Überdies geriet vollkommen in Vergessenheit, dass Keynes einst aus einem konservativen Impuls heraus gehandelt hatte.

Es war jedoch nicht der weltanschaulich neu fundierte wirtschaftspolitische Kurs, der dazu führte, dass sich die USA und Kontinentaleuropa voneinander entfremdeten. Obwohl der Zerfall des Keynesianismus und die Rezeption des neoliberalen Paradigmas in Europa auf eine kulturell differente Umwelt stießen, in der die sozialkritischen Traditionen des klassischen Konservatismus und das christsoziale Erbe eine gewichtige Rolle spielten, konnte man sich dort der Dynamik des Neoliberalismus der *conservatives* kaum entziehen. Viel wichtiger für den Zerfall des transatlantischen Konsenses wurde eine an sich recht kleine, heterogene, dafür aber äußerst einflussreiche Gruppe konservativer Intellektueller, die *neo-conservatives*.⁴²

Der Begriff *neoconservative* erfreut sich insbesondere in den Medien bis heute eines etwas schludrigen Gebrauchs. Er wird häufig pejorativ und ohne klare Definition benutzt, wenn man politische oder andere weltanschauliche Gegner abqualifizieren will. Im Grund ist nur selten klar, worin genau sich eigentlich ein Neokonservativer von einem Konservativen unterscheidet. Darüber hinaus wird zudem der Abstand zwischen europäischem Konservatismus und US-amerikanischem gegebenenfalls angelsächsischen *conservatism* nicht hinreichend reflektiert. Es mag überraschen, aber selbst in der gegenwärtigen zweiten Administration von George W. Bush befindet sich an führender Stelle kaum ein echter *neo-conservative*. Dies bedeutet indes keinesfalls, dass die *neoconservatives* in den USA eine machtpolitisch oder gar intellektuell zu vernachlässigende Größe darstellen, ganz im Gegenteil. Trotz ihrer numerischen Randständigkeit ist es den *neoconservatives* gelungen, sich mit Hilfe des Instruments der *think tanks* sowie ihrer Stellung in den Medien und an den Universitäten eine starke Machtposition im zweiten politischen Glied, insbesondere im Feld der Politikberatung zu sichern. „Denkfabriken“ wie das *American Enterprise Institute*, das *Project for a New American Century* oder die ebenfalls regierungsnahe *Heritage Foundation*, Zeitungen und Zeitschriften wie *National Interest* und der *Weekly Standard*, national be-

⁴² Zum folgenden vgl. u. a. F. Rieger, *Der amerikanische Neokonservatismus: Analyse und Kritik eines postliberalen Politikkonzepts*, Wiesbaden 1989; M. Minckenberg, *Neokonservatismus und Neue Rechte in den USA: Neuere konservative Gruppierungen und Strömungen im Kontext sozialen und kulturellen Wandels*, Baden-Baden 1990; S. Halper/J. Clarke, *America Alone: The Neo-Conservatives and the Global Order*, Cambridge 2004; J. Ehrman, *The Rise of Neoconservatism: Intellectuals and Foreign Affairs, 1945–1994*, New Haven 1995.

rühmte Kommentatoren, die auch in liberalen Zeitungen, beispielsweise der *New York Times* oder der *Washington Post* publizieren, darunter Charles Krauthammer oder William Safire, sind neokonservativ oder stehen den Neokonservativen zumindest ideologisch nahe. Daneben ist der gleichermaßen konservative Nachrichtensender *Fox TV* seit den 1990er Jahren immer stärker unter neokonservativen Einfluss geraten, obwohl er traditionell *conservative* ist. Ähnliches gilt für zahllose Radioshows mit Infotainmentcharakter, die zwischen unterschiedlichen Varianten des *conservatism*, einschließlich des Neofundamentalismus changieren.⁴³ Wer aber sind diese *neoconservatives*, die primär im Bereich der Außenpolitik inzwischen so einflussreich geworden sind und deren intellektuelle Dynamik maßgeblich an der ideellen Transformation des US-amerikanischen *conservatism* mitgewirkt hat?

Im Grunde handelt es sich um drei personell und inhaltlich variierenden Personenkreise, die man grob zwei Generationen zuordnen kann. Sie alle verbindet eine gemeinsame Gründungsgeschichte sowie eine spezifische politisch-soziale und mentale Sozialisation in den 1960er Jahren. Dabei war die erste Generation der *neoconservatives* in den *Sixties* bereits seit annähernd dreißig Jahren politisch aktiv. Viele von ihnen, darunter an prominenter Stelle Irving Kristol, Norman Podhoretz, Nathan Glazer etc. waren zeitweilig heterodoxe Kommunisten gewesen, die von den Sektenstreitigkeiten der alten Linken in den USA zwischen 1920 und 1940 tief geprägt worden waren. Wie viele andere unkonventionelle Marxisten hatten sie unter der Härte, der Rücksichtslosigkeit und den Grausamkeiten der stalinistischen Orthodoxie gelitten, v. a. im Umfeld der Stalinisierung der CPUSA. Anschließend hatten sie als leidenschaftliche Gegner des Totalitarismus in seiner faschistischen wie seiner stalinistischen Variante daran mitgewirkt, den Konsensliberalismus als liberaldemokratische Alternative der 1940er bis 1960er Jahre zu etablieren. Nicht wenige von ihnen sammelten sich in den antitotalitären Organisationen des linken Antikommunismus, der seitdem auch immer wieder als *Cold War liberalism* klassifiziert worden ist, darunter die *Americans for Democratic Action*, die *New York Jewish Intellectuals* mit ihren intellektuell niveauvollen Magazinen (*New Leader*, *Commentary*, *Partizan Review*) und vor allem im weltweit operierenden, vom US-amerikanischen Geheimdienst CIA gesponserten *Congress for Cultural Freedom*.⁴⁴ Erst

⁴³ Zu diesem Zusammenhang vgl. R. A. Viguier/D. Franke, *America's Right Turn: How Conservatives used New Media and Alternative Media to take Power*, Chicago 2004; sehr kritisch: J. Conason, *Big Lies: The Right-Wing Propaganda Machine and How It distorts the Truth*, New York 2003.

⁴⁴ Vgl. Hochgeschwender, *Freiheit in der Offensive?* (Anm.9), S. 96-119.

im Rückblick wird deutlich, wie sehr einige von ihnen bereits in den 1950er und frühen 1960er Jahren sozialpolitische Reformanliegen mit einem tief verwurzelten gesellschaftlichen Konservatismus verbanden. Insbesondere die Soziologen Daniel Bell und Edward Shils, aber auch Kristol, Glazer, Podhoretz und der demokratische, irokatholische Politiker Daniel Patrick Moynihan wären hier zu nennen. Im Unterschied zur zweiten, darauf folgenden Generation von Neokonservativen hatten die Vertreter dieser ersten Generation ihren geographischen Mittelpunkt nicht im konservativen Klima der *University of Chicago* oder im politischen *establishment* der Hauptstadt Washington, sondern in den intellektuellen Zentren New Yorks. Dies prägte ihren an den *New York Jewish Intellectuals* orientierten Diskussionsstil und ihre intellektuelle Analyse maßgeblich. Die ehemaligen Konsensliberalen verfügten über breit gestreute Interessen und pflegten einen ausgesprochen offenen, kritischen und selbstkritischen Diskurs, allesamt Eigenschaften, die den Vertretern der zweiten Generation abgingen. Inhaltlich hielten sie an den Vorgaben der konsensliberalen Phase weitgehend fest. So verteidigten sie weiterhin eine kohärente weltanschauliche Mischung aus liberalem Individualismus, keynesianischer Wirtschafts- und sozialer Reformpolitik – allerdings seit den frühen 1970er Jahren mit deutlich nachlassender Tendenz –, Kosmopolitismus – auch hier mit zunehmend nationalen Untertönen – und dem außenpolitischen Internationalismus Woodrow Wilsons und Franklin Delano Roosevelts. Letzteres ist für unsere Fragestellung von besonderem Interesse, denn auf diesem Wege transponierten die frühen *Neoconservatives* ein anfänglich genuin liberales Weltanschauungselement im Verlauf ihres politischen Frontwechsels in den bis dahin überwiegend „isolationistischen“ Konservatismus der USA. Vor allem aber war entscheidend, dass in der Konfliktkonstellation des Kalten Krieges als globaler transnationaler Systemopposition Internationalismus vorerst nichts anderes heißen konnte als Multilateralismus und Bekenntnis zur Kooperation in der NATO und anderen Allianzen.

Dies sollte sich noch nachhaltig ändern. Gleichzeitig brachten die Intellektuellen der neokonservativen Gründergeneration eine ganz andere Form theoretischer Diskurse mit, als sie bislang innerhalb des theoriearmen – ja skeptischen – konservativen Lagers geführt worden waren.

Der Wandel der einstmaligen führenden Vordenker des Konsensliberalismus zu Neokonservativen hing eng mit den gesellschaftlichen Aufbrüchen der späten 1960er Jahre zusammen. Wie viele reformorientierte Intellektuelle aus der Hochphase des Kalten Krieges der 1950er Jahre, hatten sie modernisierungstheoretische Perspektiven geteilt. So hatten sie u. a. fest an die technische Lösbarkeit sozialer und kultureller Probleme durch

Wachstum, Planbarkeit und Wissenschaft geglaubt. Darüber hinaus teilten sie die Überzeugung vieler aus ihrer Generation, dass die weltanschaulichen Streitigkeiten des 19. Jahrhunderts angesichts des wissenschaftlichen Fortschritts, insbesondere in der Soziologie, bald der Vergessenheit angehören würden. Die Lehre vom *end of ideology*, dem Gedanken, Ideologien würden sich als objektiv der komplexen Realität fortgeschrittener Industriegesellschaften unangemessene Fehlperzeptionen bald selbst *ad absurdum* führen, war nicht umsonst um 1955 in ihren Reihen entstanden.⁴⁵ Umso größer war der Schock, der diese Intellektuellen ergriff, als erst um 1960 die Neue Linke von Großbritannien her sich ausdehnte, um dann um 1966/67 in eine offenkundig marxistisch geprägte, radikale Studentenbewegung einzumünden. Die Konfrontation mit der Generation von 1968 wurde so zum fast schon mythischen Gründungsmythos des Neokonservatismus. Es war also vor allem der durch die eigene Lebenserfahrung im Kampf mit der stalinistischen Orthodoxie hervorgerufene rabiate Antikommunismus, der die Generation um Irving Kristol dazu brachte, sich dem Liberalismus zu entfremden. Auf der außenpolitischen Ebene bedeutete dies vordringlich, eine scharfe Opposition gegenüber der Entspannungspolitik, die man als unsittliches Nachgeben gegenüber dem Terror des Totalitarismus deutete. „Kein neues München 1938“ wurde so zum moralischen Schlachtruf auf dem Feld der Außenpolitik. Im Kampf gegen das Wiedererwachen des (Neo-) Marxismus wandten sich die frustrierten Reformer der 1950er Jahre dann in breiter Front dem *conservatism* zu. Paradoxerweise war es ihr Befremden über die Reideologisierung der radikalen Linken, die dazu führte, dass nun auch die konservative Rechte mit Ideologieelementen des liberalen und altlinken Lagers versorgt wurde. Es kam zu einer gemessen an der Tradition gänzlich unkonservativen Theorieorientierung dieser erneuerten Rechten, deren extremes Potential sich vor allem in der zweiten Generation entfalten sollte.

Ein weiterer Faktor sorgte in den beiden folgenden Jahrzehnten dafür, die Gräben zwischen den früheren Konsensliberalen und dem linksliberalen *Mainstream* vor allem des akademischen Amerika zu vertiefen: die Kontroverse über die Postmoderne.⁴⁶ Dies war nicht minder paradox als die eigentlich ungewollte ideologische Wende im *conservatism*, denn ausgerechnet die zweite neokonservative Generation sollte, zumindest indirekt, wesentlich von Elementen der Postmoderne geprägt werden. In den Augen der frühen Neokonservativen war die Postmoderne, also das per-

⁴⁵ Ebda., S. 466-79 und S. 543-47.

⁴⁶ Vortrag von Gertrud Himmelfarb auf dem Kongreß für kulturelle Freiheit 1992 in Berlin.

spektivistische, relativistische Denken in der Tradition Nietzsches⁴⁷ in erster Linie ein Angriff auf die reale Erkennbarkeit und damit antiideologische Lösbarkeit säkularer Problemlagen. Nur wenn es möglich war, die Welt in wissenschaftlicher Weise so zu erkennen wie sie wirklich war, konnte falsche Ideologie von realer Situationserkenntnis sauber geschieden werden, konnte somit die Überlegenheit der liberal-kapitalistischen Demokratie objektiv erwiesen werden. Mochte der postmoderne Perspektivismus pragmatisch Pluralität sichern, auf einer viel wichtigeren Ebene versagte er, wenn es nämlich darum ging, die Demokratie gegen den Ansturm ihrer vielgestaltigen Feinde mit klarer, harter Hand zu sichern. Da half dann auch die entschiedene Marxismuskritik postmoderner Denker wie Michel Foucault nicht weiter.⁴⁸

Die zweite Generation der *neoconservatives* verhielt sich mit Blick auf die Postmoderne offener, obwohl sie ihren perspektivistischen Grundzug nie offen einräumte. Ganz im Gegenteil, in den *cultural wars* um die kulturelle Hegemonie an den amerikanischen Universitäten und in den Medien steuerte sie einen deutlich gegen postmoderne, postkoloniale oder feministische Entwürfe gerichteten Kurs.⁴⁹ Dennoch war sie viel stärker von Nietzsche beeinflusst als es zugegeben wurde. Dies hing eng mit der typischen politisch-ideologischen Sozialisation von Angehörigen dieser Gruppe zusammen.

Faktisch rekrutierte sich die zweite Generation aus zwei verschiedenen Zirkeln, die aber allesamt eine vergleichbare Konfrontation mit der Ideenwelt der 68er durchgemacht hatte. Die einen waren ehemalige Angehörige der studentischen Protestgeneration. Die waren in den rivalisierenden Organisationen der *Students for a Democratic Society* (SDS) groß geworden, hatten sich aber angesichts der fruchtlosen Macht- und Fraktionskämpfe von der radikalen Linken losgesagt. Die anderen waren von Beginn an Gegner der Neomarxisten gewesen. Sie hatten sich, intellektuell angeregt von so unterschiedlichen Denkern wie William F. Buckley, Jr., dem geistigen Erneuerer des US-amerikanischen Konservatismus seit der Mitte der 1950er Jahre, Friedrich August von Hayek und Milton Friedman, die einen antikeynesianischen, monetaristischen Kurs in der Nationalökonomie predigten, und Ayn Rand, der radikal libertären Individualistin, in Organisationen wie den *Young Americans for Freedom* (YAF) oder

⁴⁷ Vgl. S. D. Hales, *Nietzsche's Perspectivism*, Urbana 2004; A. Megill, *Prophets of Extremity: Nietzsche, Heidegger, Foucault, Derrida*, Berkeley 1987.

⁴⁸ Vgl. U. J. Schneider, *Michael Foucault*, Darmstadt 2004.

⁴⁹ Vgl. M. Gerson, *The Neo-Conservative Vision: From the Cold War to Culture Wars*, Lanham 1996; zur sozioökonomischen Funktion der *culture wars* vgl. Lind, *Up from Conservatism*, S. 138-55.

der *American Conservative Union* (ACU) bzw. der Jugendorganisation der Republikaner zusammengeschlossen.⁵⁰ Eine der wichtigsten intellektuellen Führungsfiguren dieser jungkonservativen Bewegung, die im Wahlkampf des ultrakonservativen republikanischen Präsidentschaftskandidaten Barry Goldwater 1964 ihren Ausgang nahm und ab 1968 innerhalb des amerikanischen *conservatism* zunehmend an Gewicht gewann, aber war Leo Strauss, der an der *University of Chicago* Philosophie lehrte.⁵¹ Strauss hatte eine ganz besondere Variante eines postmodernen, von Nietzsche her gedachten Aristotelismus entwickelt, der praktisch keine Berührungspunkte mit dem alten, oft thomistischen Aristotelismus des klassischen Konservativismus mehr hatte. Inhaltlich hatte dies primär eine Konsequenz: die Übernahme der Idee des autopoietischen, sich selbst konstruierenden Geistesaristokraten, die Strauss von Nietzsche übernommen und in das aristotelische Denken hineintransponiert hatte. Die Abkehr vom traditionellen Essentialismus bedeutete eine partielle Übernahme perspektivistischer und konstruktivistischer Ansätze, deren Geltung in den kulturellen Debatten der 1980er und 1990er Jahre ansonsten gerade von den Neokonservativen vehement bestritten wurde.⁵² Gleichzeitig verstärkte es eine weltanschauliche Tendenz, die dem Neokonservatismus sowohl seitens der konsensliberalen Renegaten der ersten Generation wie durch die kontinuierliche, dialektische Auseinandersetzung mit den Radikalen der 68er Generation von jeher innewohnt hatte. Im klaren Gegensatz zur meist aus der Erbsündenlehre und damit der theologischen Anthropologie des Christentums begründeten anthropologischen Skepsis und dem Kulturpessimismus des traditionellen Konservativismus und des US-amerikanischen *conservatism* neigte der Neokonservatismus eher zu einem zwar nicht genuin optimistischen, wohl aber perfektionistischen Menschenbild. Der Mensch war zumindest der Möglichkeit nach zur demokratischen Perfektion berufen und zwar jenseits allen kulturellen Relativismus. Nicht selten verband sich dies in der Folge mit einem scharfen Nationalismus, der Perfektion mit dem gesellschaftlichen Idealzustand der USA gleichsetzte. Interessanterweise koppelte sich der elitär-perfektionistische Konstruktivismus Leo Strauss' an vergleichbar elitäre und messianisch-perfektionistische Ideen der 68er-

⁵⁰ Vgl. J. A. Andrews, *The Other Side of the Sixties: The Young Americans for Freedom and the Rise of Conservative Politics*, New Brunswick 1997); G. L. Schneider, *Cadres for Conservatism: Young Americans for Freedom and the Rise of the Contemporary Right*, New York 1999. [Für weitere Hinweise zu den YAF danke ich Marco Schrof, M.A., Tübingen.]

⁵¹ Vgl. A. Norton, *Leo Strauss and the Politics of American Empire*, New Haven 2004; Halper/Clarke, *America Alone* (Anm. 42), S. 62-68.

⁵² Vgl. Gutschker, *Aristotelische Diskurse* (Anm. 30), S. 122-29.

Generation, den die Neokonservativen aufgrund ihrer permanenten Konfrontation mit den 68ern dann selbst rezipierten und in die Ideenwelt des *conservatism* verpflanzten. Damit schufen sie innerhalb der konservativen Tradition einen moralisch-visionären Utopismus, der dieser bislang vollkommen wesensfremd gewesen war. Im Grunde waren die Neokonservativen durchweg rechtsdrehende 68er, die den modernistischen Radikalismus dieser aktivistischen Generation bis zur Neige gekostet hatten.

Auf drei weiteren Feldern trugen die Angehörigen der zweiten Generation dazu bei, die innere Gestalt des *neoconservatism* noch einmal zu verändern. Zum einen vollzogen sie den endgültigen Bruch mit den etatistischen und keynesianischen Prinzipien ihrer Vätergeneration. Für sie war das Versagen des bürokratischen Wohlfahrtsstaates wie er sich seit dem *New Deal* Roosevelts und besonders in der *Great Society* Lyndon B. Johnsons in den 1960er Jahren herausgebildet hatte, eine unleugbare Tatsache, der es Rechnung zu tragen galt. Die Rezeption monetaristischer und anderer neoliberaler ökonomischer Ideen gab ihnen zudem das theoretische Rüstzeug zur konsequenten Auseinandersetzung mit den Verfechtern des sozialstaatlichen Prinzips. Zugleich – und dies wurde in den einschlägigen Diskussionen weithin kaum beachtet – vollzogen sie durch die Koalition mit dem Neoliberalismus einen weiteren Bruch innerhalb der konservativen Tradition, insbesondere jener katholischer Provenienz, indem sie deren kapitalismusskeptische und bewusst antilibérale, sozialreformistische Basis verließen. Auf diese Weise passten sie die konservativen Diskurse dem ökonomistischen und sozialdarwinistischen Zeitgeist des *conservative backlash* an und „modernisierten“ sie. Zum anderen vollzog sich unter der Ägide der zweiten neokonservativen Generation seit den späten 1980er Jahren eine gewisse Verengung der neokonservativen Ideenwelt. Mehr noch als die Angehörigen der ersten Generation interessierten sich William Kristol, Paul Wolfowitz, Robert Kagan, Donald Frum, Richard Perle, Charles Krauthammer, Michael Boot und andere in erster Linie für die Außenpolitik und hier v. a. für das Schicksal Israels und des Nahen Ostens.⁵³ Dadurch rückten innenpolitische, soziale und kulturelle Anliegen in den Hintergrund. Nicht selten überließ man die Kämpfe an der inneren Front den neofundamentalistischen Verbündeten oder regulären Konservativen wie Rush Limbaugh. Allein die außenpolitische Diskurshoheit in den Medien und an den Universitäten war nun noch im Blickfeld der neokonservativen Intellektuellen. Im Vergleich mit der Gründergeneration bedeutete dieser Verlust an Breite auch einen Verlust an geistiger Tiefe, an Offenheit und Pluralität der

⁵³ Vgl. Halper/Clarke, *America Alone* (Anm. 42), S. 296-99.

internen Diskussionen sowie an der Fähigkeit, andere Ansichten gelten zu lassen. Die Neokonservativen entwickelten einen exklusivistischen, messianisch anmutenden Habitus, der durch den dritten internen Prozess noch vertieft wurde. Waren nämlich die frühen Vordenker des *neoconservatism* noch dem Typus und der diskursiven Praxis des – in der Regel liberalen oder radikalen – *public intellectual* verpflichtet gewesen, so fand die zweite Generation ihre Heimat in den politischen *think tanks* Washingtons.⁵⁴ Diesen ging es aber weniger um ergebnisoffene, kontroverse und möglichst geistreiche Diskussion wie noch den Intellektuellenzirkeln um Irving Kristol, sondern darum, Positionen zu markieren und in praktische, regierungsamtliche Politik umzusetzen. Die zweite Generation wurde dadurch funktionalistischer, eindimensionaler, bellizistischer, geistig flacher und radikaler als ihre Vorgänger. Allerdings waren es genau diese Funktionalität und die Beschränkung auf das Feld der Außenpolitik, welche es den Neokonservativen in ihrer tiefen Krise in den 1990er Jahren zu überleben erlaubte.

Diesen Unterschieden zwischen älteren und jüngeren Vertretern des Neokonservatismus zum Trotz erscheint es dennoch legitim von einer Bewegung zu sprechen. Beide Generationen wurden tief durch ihre Konfrontation mit der radikalen Studentenbewegung der 1960er Jahre geprägt und motiviert. Besonders ihr rigoroser Perfektionismus und ihr Hang zum visionären Utopismus verdanken sich dieser Auseinandersetzung. Tatsächlich wurden die Neokonservativen insgesamt nicht in erster Linie von ökonomischer Interessenpolitik motiviert. Dies galt viel eher für Anhänger eines traditionellen *conservatism*, etwa für Donald Rumsfeld oder Richard Cheney. Sie dachten vielmehr in strikt moralischen Kategorien, die ihren Diskussionsstil maßgeblich beeinflussten. Hieraus erklären sich die Aggressivität und der idiosynkratische Hang zur Überheblichkeit, der sich gerade in der zweiten Generation breit machte. Kaum weniger wichtig als der Perfektionismus war ein weiterer Punkt, der beide Generationen nachhaltig einte. Ihnen gelang es, die soziale und besonders die ethnische Basis des US-amerikanischen *conservatism* zumindest im intellektuellen Segment zu erweitern. Konkret bedeutete dies nichts anderes als die Überwindung des über einen langen Zeitraum inhärenten Rassismus. Die Mehrheit der *neoconservatives* waren Juden, eine Minderheit katholisch (neben den erwähnten Buckley und Moynihan zum Beispiel Michael Novak oder Richard John Neuhaus), beides ethnokulturelle Gruppen, die bislang außerhalb des konservativen, protestantisch-angelsächsisch dominierten Hauptstranges des *conservatism* gestanden hatten. Mochte sich rein quantitativ

⁵⁴ Für diesen Hinweis danke ich Prof. Dr. James Gilbert, University of Maryland at College Park.

wenig ändern, so hatten die neokonservativen Intellektuellen doch innerhalb des amerikanischen Konservatismus ein ganz anderes Gewicht als jüdische oder katholische Denker zuvor. Dadurch bekam der *conservatism* ein deutlich moderneres, ethnisch offeneres Antlitz als zuvor, allerdings um den Preis gesteigerter weltanschaulicher Unbedingtheit. Dies verband sich mit einer stärker theoretischen Ausrichtung. Erstmals versuchten die Konservativen, den Liberalismus auf seinem ureigensten Feld zu schlagen, was ihnen zur Überraschung vieler *liberals* in den 1980er und 1990er Jahren auch gelang. Angesichts der tiefen inhaltlichen Krise des US-amerikanischen *liberalism*, v. a. aber angesichts der schieren Arroganz, mit der das akademische Amerika die geistigen Prozesse im konservativen Lager lange schlicht nicht zur Kenntnis nahm, war dies kein großes Wunder.

Schließlich verwurzelten die Neokonservativen den einstmals liberalen Internationalismus tief im konservativen Denken. Altkonservative Kritiker bemerkten dies schnell. Vor allem Pat Buchanan, der, obschon Katholik, ein prominenter Verfechter des klassischen isolationistischen und potentiell rassistischen *conservatism* war, reagierte harsch auf diesen Kurswechsel, der freilich an die pragmatische Wende zum Internationalismus im Kalten Krieg etwa während der Eisenhower-Administration anschließen konnte.⁵⁵ Was jedoch den neokonservativen Internationalismus vom *Wilsonian Internationalism* eines Roosevelt, Kennedy oder Johnson unterschied, war die neue außenpolitische Konstellation, in der er praktiziert wurde.

Mit dem Ende des Kalten Krieges war die Sowjetunion als Gegenmacht und als zweite global agierende Supermacht weggebrochen. In den USA als einzig verbliebener Supermacht machte sich ein gewisser Triumphalismus breit, der den Sieg im Kalten Krieg primär oder doch vorrangig auf die Überlegenheit des eigenen liberalen, kapitalistischen und demokratischen Systems zurückführte.⁵⁶ Dieses System, dem schon aus sich heraus eine expansive und aggressive Grundtendenz zueignete – man denke nur an die Idee der permanenten *frontier* oder des *manifest destiny* mit ihren expansionistischen Implikationen – galt es nun zu exportieren, um die Welt besser und sicherer zu machen. Am besten aber konnten dies die USA machen, an deren Stärke nun kein Zweifel mehr bestehen konnte. An dieser Grundstimmung hatten die Neokonservativen von Beginn an Anteil. Sie wollten unter allen Umständen einen Rückfall der

⁵⁵ Vgl. P. J. Buchanan, *When the Right was Wrong: How Neoconservatives subverted the Reagan Revolution and hijacked the Bush Presidency*, New York 2004.

⁵⁶ Vgl. E. Schrecker, *Cold War Triumphalism: The Mission of History after the Fall of Empire*, New York 2004.

conservatives in alte, isolationistische Praktiken verhindern. Dazu war die moralische Mission der USA ihnen zu wichtig. Die USA sollten internationalistisch bleiben, aber bereit sein, zur Not alleine, gestützt auf ihren kolossalen Militärapparat die Welt zu perfektionieren. Wenn die Verbündeten mitmachten, war es gut, wenn nicht, mussten die Amerikaner eingedenk ihrer hehren Mission willens und in der Lage sein, aus eigener Kraft zu handeln. Wie selbstverständlich setzten die *neoconservatives* in dieser internationalistisch-interventionistischen Argumentation die Interessen der USA mit denen der Welt gleich. Immerhin hatte der Sieg im Kalten Krieg die Mission der USA dauerhaft legitimiert. Es war also ein unilateraler Internationalismus, der hier den multilateralen Internationalismus vergangener Tage ersetzte. Zugleich war es ein hobbesianischer, bellizistischer Internationalismus, der davon ausging, dass die Welt beständig im Konflikt lebte und zudem ganz unhobbesianisch annahm, diese Konflikte seien vorrangig mit Hilfe militärischer Mittel tatsächlich zu lösen.⁵⁷ Die Neokonservativen glaubten, fortschrittsoptimistische, moderne Erben der 1960er Jahre, die sie bei allem gelegentlichen Kulturpessimismus waren, dabei an die Möglichkeiten amerikanischer Hochtechnologie, an den sauberen, chirurgischen Krieg, der primär von der Luft aus geführt werden sollte. In einer Fülle kleiner Kriege, in denen dem Gegner höchste Verluste beigebracht werden mussten, würden sich die Freiheit und die *Pax Americana* durchsetzen. Der Bellizismus, der in mancherlei Hinsicht an das Verhalten des territorialen Fürstentums in der frühen Neuzeit erinnerte, widersprach deutlich einer klassisch konservativ-realistischen Vorstellung von Außenpolitik, wie sie von Burke oder Metternich grundgelegt worden war. Diese war weder internationalistisch-idealistisch, noch bellizistisch, sondern auf den rationalen, antirevolutionären Interessenausgleich möglichst gleichberechtigter Machtstaaten aus. Auch die andere, naturrechtlich-thomistische Linie des traditionell konservativen außenpolitischen Denkens stimmte mit dem neokonservativen moralistischen Ansatz, der viel eher einer nationalliberalen oder nationalkonservativen Kontinuitätslinie zuzurechnen war, nicht überein.

In den 1970er Jahren gelang es den *neoconservatives*, Anschluss an die sich formierende konservative Koalition zu finden, der 1980 unter Führung Ronald Reagans der Machtwechsel in den Vereinigten Staaten gelang. Bis zu einem gewissen Grade war Reagan, darin Roosevelt beim Aufbau seiner *New Deal coalition* ähnlich, opportunistisch und kommuni-

⁵⁷ Vgl. z. B. D. Frum/R. Perle, *An End to Evil: How to Win the War on Terror*, New York 2003; M. Boot, *The Savage Wars of Peace: Small Wars and the Rise of American Power*, New York 2002.

kativ genug, um diese äußerst heterogene Koalition aus konservativen Republikanern und Südstaatendemokraten, *civil libertarians*, Fiskalkonservativen, Neofundamentalisten, Neoliberalen und Neokonservativen zusammenzuhalten. Ein einigendes Band war sicher der allen gemeinsame Antikommunismus, der dann prompt zu einer Verschärfung der Situation im Kalten Krieg führte. Mit dem Ende der Entspannungspolitik, dem Zerfall der Sowjetunion und der langsamen Abkehr vom keynesianischen Wohlfahrtsstaat aber zerbrach auch die *raison d'être* des frühen *neoconservatism*. In vielerlei Hinsicht schien nun die Stunde der Neoliberalen zu schlagen. Das wäre für das Lager der *conservatives* nicht weiter problematisch gewesen, denn auch die Neoliberalen verfügten über eine modernisierende Agenda, die erheblich von der des klassischen *conservatism* abwich. Sie hatten nur einen Nachteil, nämlich die völlige Abwesenheit tragfähiger außenpolitischer Konzepte. Die Machtpolitik der USA ließ sich nun einmal nicht auf reines Marktgeschehen reduzieren. Solange, wie unter der Ägide des Demokraten Bill Clinton ökonomische Interessen, Wachstum und außenwirtschaftliche Motivlagen die Situation bestimmten, war dieses Manko kaum weiter relevant. Erst als sich der Konflikt mit dem islamischen Fundamentalismus im Umfeld des 11. September 2001 krisenhaft zuspitzte, schlug neuerlich die Stunde des Neokonservatismus.⁵⁸ Nun erwies es sich als vorteilhaft, dass die *think tanks* der Neokonservativen sich in den 1990er Jahren vornehmlich damit befasst hatten, militärische Szenarien zur Lösung des Nahost-Konflikts zu erarbeiten. Insbesondere der Irak hatte dabei im Mittelpunkt sämtlicher Überlegungen zu einer Demokratisierung des gesamten arabisch-islamischen Raums gestanden. Die Idee des *beacon of democracy*, der sich George W. Bush nach einigem Hin und Her zur Begründung seines Krieges gegen das Hussein-Regime in Bagdad anschloss, war ebenso Produkt neokonservativer Denkschulen wie die Rede von der dreigliedrigen Achse des Bösen. In einer Phase, in der Außenpolitik und Militär die Szenerie in Washington beherrschte, waren die *neoconservatives* zur dynamischsten und damit formgebenden Kraft innerhalb des kulturell hegemonialen konservativen Lagers in den USA geworden.

Dieses konservative Lager aber unterschied sich inzwischen erheblich von jenem konsensliberal, fast schon europäisch ausgerichteten *new conservatism* der 1950er und 1960er Jahre.⁵⁹ Es hatte sich stärker auf die eigenen, genuin amerikanischen und damit revolutionären Wurzeln des 18.

⁵⁸ Vgl. Halper/Clarke, *America Alone* (Anm. 42), S. 308-09.

⁵⁹ Vgl. u. a. C. Rossiter, *Conservatism in America*, New York 1955; P. Viereck, *Conservatism Revisited: The Revolt against Revolt, 1815-1849*, New York 1949.

Jahrhunderts besonnen und zudem, v. a. durch die weltanschauliche Tätigkeit der Neokonservativen und Neoliberalen eine moderne Dynamik gewonnen, für die sich auf Seiten des europäischen Konservatismus kein Gegenstück finden ließ. Insbesondere die Republikanische Partei hatte durch diese Entwicklung eine Radikalität angenommen, die im Grunde zutiefst antikonservativ war. Gleichzeitig befand sich der US-amerikanische *liberalism* in der vielleicht schwersten Krise seiner Geschichte. Damit zerbrach ein weiterer ideeller Faktor, der seit dem Zweiten Weltkrieg die europäisch-amerikanischen Beziehungen positiv ausgestaltet hatte. Der „Westen“, wie man ihn im Kalten Krieg gekannt hatte, existierte nicht mehr, nachdem die USA wieder amerikanischer geworden waren als jemals seit 1945.

Fred M. Leventhal

Cinematic Representations of Britishness, 1945–1971

During the Second World War the popular ethos was one of national unity in the face of foreign enemies. The so-called People's War implied a common purpose to which class and gender distinctions were at least temporarily subordinated: workers and managers, officers and non-coms, men and women were united in a struggle to win the war. Shared sacrifice, whether through food rationing, compulsory service, vulnerability to attack, or civilian as well as military casualties, fostered a renewed sense of community, a belief that "Britain Can Take It". Such heightened sensibility was a product of the war and a casualty of the peace. Britain emerged from the war with its economy shattered, its shipping largely destroyed, its cities in ruins, and its people exhausted. A Labour government attempted to make restitution for the years of depression and war by implementing a programmatic welfare state based on full employment, a national health service, public housing, and improved education. But the government had to grapple with a weak economy, colonial insurrection, financial dependence on the United States, and an imperfect peace. The Cold War and the threat of nuclear catastrophe fostered a siege mentality, reinforcing conservative responses in a culture that sought to restore some semblance of normality.

Between 1939 and 1945 the British cinema languished, although a handful of notable films, such as *In Which We Serve*, *The 49th Parallel*, and *The Life and Death of Colonel Blimp*, were produced. Yet these, and most documentary films, were either sanctioned by the government or made for propaganda or morale-boosting purposes. Many actors and directors served in the military; others had decamped for Hollywood, whose products continued to dominate British screens. Although British output could never compete in quantitative terms with Hollywood, the quarter century after the end of the war witnessed a remarkable revival of British cinema, encouraged by government support. Eventually the high cost of production, the international character of film stars, and funding by multinational corporations largely finished off exclusively British films, and many of the most successful films from the 1970s to

the 1990s saw British and American actors collaborating in productions directed by Brits but financed by American companies.

Before British film-making was engulfed by American and European movies—especially in the years between 1945 and 1970—a distinctive British cinema emerged. A persistent sense of embattlement prompted British screen writers and directors to turn inward, to situate their films in a largely apolitical, domestic or historical context. In juxtaposition to American materialism and Soviet regimentation, British films sought to project such enduring qualities as fairness, community, eccentricity, self-restraint, and humor. Britain was represented as a mildly progressive, unthreatening, liberal democracy, but its underlying postwar values were perceived as conservative, an inheritance from the past that was reaffirmed after the upheaval of wartime. While films explored the emergence of new forces, few sought to change the status quo socially or morally. Rather they reaffirmed the value of the traditional as reassuringly British.

I want to examine more closely four emblematic films that evoke Britishness in the postwar decades in ways that question gender, class, and polity, but do not ultimately subvert prevailing attitudes or challenge the established order. They are often daring artistically and raise questions about personal or social identity, but they seem to refute the potential for change. Since British films were addressed not merely to domestic audiences, but also to the large American and Commonwealth market, one may perhaps read into this innate conservatism a desire to sustain familiar images of Britain among viewers more comfortable with continuity than with change.

Brief Encounter, released in 1945 and based on a 1935 one-act play by Noel Coward, was the most critically praised British film of the 1940s and one of the most celebrated films of all time. Although it has been denigrated as a tear-jerker and a woman's picture, movie critics on both sides of the Atlantic acclaimed it. E. Arnot Robinson called it "the most moving film ever made"¹, while C.A. Lejeune of *The Observer* described it as "one of the most emotionally honest and deeply satisfying films that have ever been made in this country".² And its popularity has endured: as recently as 1999, *Brief Encounter* was voted number two in a list of the hundred best British films.³ Narrated mostly through

¹ *Penguin Film Review* 3, (1947), p. 33.

² C. A. Lejeune, *Chestnuts in Her Lap*, London 1947, p. 162.

³ J. Kaplan/Sh. Stowell (eds.), *Look Back in Pleasure: Noel Coward Reconsidered*, London 2000, p. 16.

flashback with confessional voice-over by the heroine, beautifully played by actress Celia Johnson, the film is set in the late 1930s, but the mood is distinctly postwar. Laura Jesson, an ordinary, unglamorous, middle-class, suburban housewife, takes the train every Thursday from suburb to town to do her shopping, exchange her library books, eat a solitary lunch at the local Kardomah Café, and go to the pictures before returning to her husband and two children. On one such Thursday she comes into casual contact with a married doctor, Alec Harvey, who removes a piece of grit from her eye in the station buffet. The following week, they bump into each other in the street by chance. They exchange greetings and comments about the weather. He then says he must be getting along to the hospital, and she replies that she has to be getting along to the grocer. "What exciting lives we lead, don't we?" he observes with amused sarcasm.⁴ The next Thursday they meet accidentally at the Kardomah, have lunch and go to the movies together. As Laura reflects, "I had no premonitions although I suppose I should have had. It all seemed so natural—and so—so innocent."⁵ By the fifth week they confess they have fallen in love and kiss for the first time. The intensity of the feelings aroused both thrill and terrify her. Speaking in voice-over, but inaudible to the husband sitting opposite in their drawing room as she muses over the relationship, Laura says,

You see, we are a happily married couple, and must never forget that. This is my home ... you are my husband—and my children are upstairs in bed. I am a happily married woman – or rather, I was, until a few weeks ago. This is my whole world and it is enough – or rather, it was until a few weeks ago. ... But, oh, Fred, I've been so foolish. I've fallen in love! I'm an ordinary woman—I didn't think such violent things could happen to ordinary people.⁶

Sexual consummation, which might have been expected, never happens. Although the sixth week finds them in a friend's flat to which Alec has a key, the owner returns unexpectedly, causing Laura to flee down the backstairs to avoid embarrassment and making her feel humiliated about the sordidness of prospective adultery. But it is not just guilt that prevents sexual fulfilment. "We are neither of us free to love each other," Laura tells Alec, there is too much in the way. There's still time, if we control ourselves and behave like sensible human beings, there's still time to ... [She bursts into tears and doesn't finish the sentence.]⁷

⁴ N. Coward, *Brief Encounter*, London 1990, p. 28.

⁵ *Ibid.*, p. 31.

⁶ *Ibid.*, p. 15-16.

Laura finds herself furtively deceiving her husband, is inconveniently observed in a restaurant by a gossipy friend, and feels increasingly self-conscious. "It's awfully easy to lie – when you know that you're trusted implicitly – so very easy, and so very degrading."⁸ Although Alec tells her that "we know we love each other – that's all that matters," Laura replies, "It isn't all that matters—other things matter too, self-respect matters, and decency – I can't go on any longer."⁹ By the seventh week, they have agreed to part, and Alec accepts a job in South Africa, deliberately placing unbridgeable distance between them.

Hovering on the brink of adultery, the protagonists ultimately choose self-restraint over unbridled passion, duty over indulgence, and concern for others over immediate self-gratification.¹⁰ Suffused with emotion, the film should not be seen as a case study in English repression but rather as a testament to reticence. Such conduct suited the self-image that the British sought to project and which helped to make the film reflective of national character. But there was more to its timeliness than validation of the stiff upper lip. During the war women enjoyed freedom from parental and marital restraints, as well as economic and sexual liberation, as they assumed unfamiliar jobs, often far from home. The end of the war marked a restoration of domesticity as women resumed traditional roles as wives and mothers. Laura's rejection of romance signaled a return to normality that the war was fought to protect, a normality which included the compliance of the wife to the dictates of marital fidelity. *Brief Encounter* reaffirms the institution of marriage, enjoining the sacrifice of sexual passion outside of it and celebrating ordinariness, contentment, and security within it. Yet the story of a suburban housewife who refused to stray would not have suited the British self-image had it not been couched in middle-class terms. Laura Jesson, jobless and provided for economically by her husband, with a maid to do the cooking, and enough leisure to spend a day a week enjoying herself in town, evokes the middle-class woman's existence in the Home Counties in the 1930s and 1940s, a pattern interrupted by the war, but ultimately reconstituted in peacetime—at least until woman became a permanent part of the labor force and domestic service largely vanished. The prosaic quality of Laura's life can be seen in the cosy domesticity of her home, her reliable, undemonstrative husband, addicted to *The*

⁷ *Brief Encounter* (Anm. 4), p. 48.

⁸ *Ibid.*, p. 63.

⁹ *Ibid.*, p. 66.

¹⁰ J. Richards, *Films and British National Identity*, Manchester 1997, p. 123.

Times crossword, her weekly excursions, and the railway refreshment room setting of many of the brief encounters. Her life is constructed around routine, punctuated in the film by departing trains, carrying the couple in opposite directions emotionally and spatially. Few films of the era so successfully extol middle-class virtues of reticence and self-restraint, seeing them as the embodiment of Britishness. Still, it was middle class manners and accents and the sexual restraint of the lovers that made the film less popular among working-class audiences in Britain. Many viewers on the Continent found it incomprehensible that Laura and Alec didn't have sex whether or not they ultimately parted, a view echoed by later generations.

Most successful in capturing the mood and landscape of postwar Britain were the comedies that emanated from Ealing Studio under the aegis of Michael Balcon, who sought to translate socially-responsible values into cinema. Balcon, who disliked the escapist nature of interwar British films, wanted to project the British way of life by depicting enduring qualities of consensus, fair play, communality, and irreverence towards authority. Saluting the "little men" who refused to surrender to bureaucratic authority, he recognized that the people were tired of regulations and even that there was "a mild anarchy" in the air. Balcon described the Ealing comedies of the late 1940s and 1950s as "a safety valve for our more anti-social impulses".¹¹ Their satirical approach was, as one historian has written, "a relief from the moral platitudes of the 1950s and, even more, the repressive aspects of the anti-communism of the Cold War".¹²

Passport to Pimlico, released in 1949, was the first of Ealing's celebrations of national eccentricity. A comic fantasy, the story revolves around the accidental explosion of a buried enemy bomb in the London district of Pimlico, uncovering an old document, found amid buried treasure, revealing the district to be a sovereign state by order of a fifteenth century Duke of Burgundy. The people of Pimlico declare their independence as Burgundians, tear up their ration books, defy licensing hours, and refuse to have anything to do with England. Whitehall responds by imposing customs duties, controlling currency, closing the borders with barbed wire, and cutting off power and water – a virtual siege. After initial exultation at the elimination of rationing and controls, the inhabitants witness the collapse of law and order as Pimlico becomes

¹¹ M. Balcon, *A Lifetime of Films*, London 1969, p. 159.

¹² M. Landy, "The Other Side of Paradise," in J. Ashby/A. Higson (eds.), *British Cinema, Past and Present*, London 2000, p. 69.

a haven for black marketeers and outsiders hawking stolen merchandise and trading on Sunday. A daydream of liberation from wartime restrictions becomes a nightmare. Although their resolve is strengthened by a campaign of air-lifted "bundles for Burgundy" (simultaneously echoing both American shipments to Britain during the war and the Berlin airlift of 1948-9), the citizens ultimately come to terms with the government, and Burgundy is reabsorbed into England.

Despite its situational implausibility, *Passport to Pimlico* strongly resonated with the mood of England in the late 1940s. To the dismay of the popularly-elected Labour government, the British were in retreat from wartime ideals of unity and classless solidarity. The winter of 1946-47 had been one of the worst in recent history, resulting in a crisis of food production at a time of shortages and continued rationing of goods. A monetary crisis, triggered by the American loan and the obligation to make sterling convertible, cost Hugh Dalton his post as Chancellor of the Exchequer, to be replaced by Stafford Cripps, who was identified with heightened austerity. Indeed a placard in Burgundian Pimlico urges residents to "forget that Cripps feeling". Although Pimlico's residents ultimately forsake their independence, their initial defiance represents a nostalgic recreation of wartime unity that has ceased to be relevant to postwar social conditions. The film shows greed and self-interest effacing the community spirit at a time when the enemy is no longer Hitler but Whitehall. If the film evokes the collectivist spirit of wartime, the militant rhetoric of Churchill, and memories of the evacuation of people in cities, it is also a critique of an indifferent and even hostile bureaucracy in Whitehall. The populist ideology of the war years is resuscitated as the Burgundians seek to defy a foreign and hostile government that happens to be their own.¹³

Yet, in another sense, *Passport to Pimlico* is a manifesto for the postwar Labour rule. By demonstrating the evils that might occur with the blanket removal of restrictions and bureaucratic controls, it seeks to reconcile the people to what Margaret Thatcher would later denounce as the "nanny state". While the people of Pimlico know how to enjoy themselves, singing, drinking, and dancing until the early hours in the local pub, they are incapable of governing themselves and need to be reconciled to civic responsibility. To be sure, Whitehall fails to bludgeon the populace into submission, and the inhabitants are, as in wartime, at their best with their backs to the wall. They are fighting for their

¹³ M. Landy, *British Genres: Cinema and Society, 1930-1960*, Princeton 1991, p. 371.

rights against tyranny, even if it is a kind of democratically-elected tyranny. "Just because we are English," one female inhabitant declares, "we're sticking up for our rights to be Burgundians." The compromise, by which Burgundians "lend" their treasure to the nation and are restored as British citizens, is met with relief. "You never know when you're well off until you aren't," one says. Ration books and identity cards return, but unrestrained free enterprise is quashed; cooperation and communality triumph over naked individualism—all in the spirit of Labour rule.

Lest one exaggerate the gravity of the story, it needs to be stressed that this is, above all, a satire, ridiculing the foibles and eccentricities of the English while gently chiding their rulers. Reviewers initially believed that the film's appeal in America would be limited, and that even at home it would take "considerable merchandizing" to attract audiences.¹⁴ In fact, *Passport to Pimlico* became one of the most popular films of 1949 in Britain. In New York, it broke box office records at the art movie theater at which it was screened. Americans relished the depiction of British eccentricity, and reviewers commented that elements of Britishness deserved to be caricatured, especially "the obstinate pride and pompous sense of superiority of Britons generally."¹⁵ British films were popular in the United States when they unabashedly lampooned characteristics that both amused and infuriated Americans, proving that the British did not take themselves too seriously.

Room at the Top, which launched the "new wave" in British cinema in 1958, was very different from either *Brief Encounter* or *Passport to Pimlico*. Whereas class had been implicit in both of the earlier films, it lay at the heart of the cinematic transcription of John Braine's "angry young man" novel, originally published in 1957. For the first time, in a landmark film, the hero was a young provincial working-class man, ushering in a wave of comparable films based on literary sources, including *Saturday Night and Sunday Morning* (1960), *Billy Liar* (1963), and *This Sporting Life* (1963). Although these social-realist films were not hugely successful commercially in America, they garnered critical praise. *Newsweek* cited *Room at the Top* as "the first top-drawer British picture in a long time which presents British life as it is lived today rather than during England's finest hour or back in medieval times."¹⁶ In

¹⁴ Motion Picture Herald, 8 Oct. 1949.

¹⁵ Quoted in S. Street, *Transatlantic Crossings: British Feature Films in the USA*, New York 2002, p. 156.

¹⁶ Quoted in Street, p. 173.

that sense both the book and the later film contribute to the “state of England” discourse of the 1950s and 1960s, focusing on “what’s wrong with Britain”, which dominated literature, social inquiry, and higher journalism.

Room at the Top became notorious for its candid depiction of sex. Although its hero, Joe Lampton, uses his sexual appeal to get what he wants, the film was more remarkable for displaying the eroticism of its women characters, a decisive break with the tradition of reticence expressed in *Brief Encounter*. It also represented a break with past traditions of film-making by situating its plot in a Northern town, casting it in sharp relief to the predominantly South of England, middle class, genteel traditions of British cinema. Both its sexual frankness and its northern grittiness offered a new perception of British character, a contrast to the usual restrained, repressed stiff-upper-lip Britons. Yet, more important even than sexuality or regional identity, was its emphasis on the primacy of class. As John Braine put it,

The new dimension of the film was in presenting a boy from the working classes not as a downtrodden victim, but as he really was. It wasn’t important that Joe Lampton was honest about sex, what was important was that Joe was honest about the whole business of class. Most ambitious working-class boys want to get the hell out of the working class.¹⁷

Or, as one reviewer observed,

The most important thing about this adaptation... is not so much its slightly self-conscious determination to bring sex to the British screen, as its uncompromising suggestion that life today in an English industrial town can be wretched, ugly and corrupt.¹⁸

Joe Lampton, twenty-five year old bookkeeper and former POW, abandons the poverty of his working-class origins in depressed Dufton to take a job in local government of the industrially more prosperous Warnley. What marks Joe is not anger for past deprivation, but rather envy – “the envy of a have-not for what he wants to acquire”.¹⁹ The film seems to condemn Lampton’s ruthless determination to jettison working-class solidarity in order to rise to *haute bourgeois* respectability, showing that he can only succeed by sacrificing his integrity and the

¹⁷ Quoted in J. Richards, *Films and British National Identity* (Anm 10), pp. 149-50.

¹⁸ *Monthly Film Bulletin*, Jan. 1959.

¹⁹ A. Walker, *Hollywood, England: The British Film Industry in the Sixties*, London 1974, p. 45.

happiness of others. While limited professional advancement seems possible for a good looking, ambitious, young man in postwar England, social acceptance proves more elusive. Arrayed against his ascent are representatives of the patronizing upper class, the self-made middle class eager to preserve their gains, and the conformist working class urging him not to rise above his station.²⁰ Despite efforts to improve himself, his clothes, his accent, his lack of connections tell against him; only sexual magnetism and personal drive count in his favor. Lampton has barely arrived in Warnley when he spots Susan Brown, the nubile and virginal daughter of the town's wealthiest industrialist. He determines to entice her away from her wealthy suitor, but his physical desire for her is indistinguishable from what she represents in material terms. The sports car and the big house seem no less seductive than the pretty girl, who quickly succumbs to Joe's masculine charms. When Joe visits his honest, Dickensian aunt and uncle in Dufton, he tells them about the girl he is courting, but his mixed motives are all too transparent. "I ask you about the girl and all you tell me about is her father's brass," his aunt complains. "Sure it's the girl you want, Joe, not the brass?", adds his uncle. But Joe cannot get the "brass" without the girl, to whom he is sufficiently attracted to try to seduce her.

In the meantime, however, Joe becomes entangled with Alice Aisgill, a lonely, older, unhappily married woman, played with compelling sensuality by Simone Signoret, in an Academy Award performance. Alice is outside the complications of class, especially because the film (in contrast to the novel) turns her into a sexually-liberated Frenchwoman, although one dependent on her unfaithful English husband for her social position. For a while Joe is able to play both strings simultaneously, enjoying steamy sex with Alice while trying to break down Susan's well-bred sexual inhibitions. Although sexual gratification with Alice deepens into love, she cannot obtain a divorce, and the relationship, however intense, seems destined to lead to scandal and unhappiness. When Joe impregnates Susan, her father forces him to marry her, insists that he break with Alice, and offers him a position in his industrial firm, thereby enabling Joe to gain his "room at the top". He has realized his social ambitions, but he has done so by forfeiting his self-respect and the woman he truly loves, who commits suicide in an automobile accident. By the time he has won Susan, he no longer really desires her, and the film ends not with Joe's triumph but his bitter realization that what he wanted might not really be worth having. Thus, while recognizing

²⁰ Richards (Ann. 10), p. 150.

the unfair advantages of class, the film also appears to sanction the ethos of Joe's sturdy, but poor Aunt Emily, "money marries money. ... Get one of your own class, lad, go to your own people." Rather than being an invocation of social mobility, the film poses the alternative of "authenticity", but not in a way that would justify class transgression.

The Go-Between, the last of the films I want to discuss, is undoubtedly one of the finest postwar British films. In its depiction of class and sexuality, it can be compared to *Room at the Top*, but, in contrast to the other three films, its setting is a turn-of-century stately home, its central characters are landed gentry, and it is distinctly a costume drama, an early example of what came to be termed the "heritage film". Like *Room at the Top*, it derives from a successful novel, and has a screenplay by Harold Pinter, is brilliantly acted by an all-star cast, and directed by the innovative American expatriate, Joseph Losey.

What initially captivates the viewer is the visual splendor of rural Norfolk and the luxurious lifestyle of the inhabitants of Brandham Hall, centered on the enjoyment of consumption and leisure. Their life, revolves around the solemn observance of ritual and attention to decorum: elaborate meals, picnics, games of croquet, village cricket matches, bathing parties, balls—and morning prayers. Everyone dresses formally for dinner, and a retinue of servants cater to their whims. As one young family member informs his guest, "You must leave [your clothes] lying wherever they happen to fall—the servants will pick them up—that's what they're for." The scenery, the lush gardens and herd of deer, the sumptuous costumes, the family portraits on the walls, the polished silver and starched linen all foster an image of a self-enclosed, but lost world. By reproducing these trappings of a landed society, the film contributes to the sense that the national past is identical to the heritage of the upper classes, an aristocratic, male-dominated, pastoral landscape. Both the novel and the film turn away from modernity towards a conservative, prewar Englishness and inspire nostalgia on the part of the viewer.²¹

While the cinematography draws the audience into complicity with the aristocratic lifestyle, the social critique directly challenges the visual image. The film's narrative recounts a double loss—that of a child's innocence and that of the lovers in a doomed affair that transgresses class barriers. During the sultry summer of 1900, middle-class, thirteen-year-old Leo Colston comes to Brandham Hall to stay with his

²¹ A. Higson, "Re-presenting the National Past: Nostalgia and Pastiche in the Heritage Film," in: L. Friedman (ed.), *Fires Were Started: British Cinema and Thatcherism*, Minneapolis 1993, pp. 112-14.

schoolfriend's family, the snobbish Maudsleys. He becomes infatuated with his friend's voluptuous older sister Marian and is soon enlisted as a messenger – he is called alternately “our postman” and “Mercury, messenger of the Gods” – to carry messages back and forth between Marian and her lover, a local tenant farmer, Ted Burgess. Their illicit sexual encounters are concealed—at least until the film's *denouement* – but they can never carry on their relationship openly. Class considerations dictate that Marian must marry a man of her own social level, or, even better, the aristocratic, battle-scarred Viscount Trimmingham, whom she does not love. Leo only barely perceives the tragedy of their situation, but his gradual awakening to harsh adult reality and to the danger of sexuality scars him for life. It is Marian's vengeful, rigid mother who, accompanied by Leo, finds Marian and Ted having sex in an abandoned out-building on the estate and ends the affair. The central characters are victims of the class system, destroyed by values beyond their control, by a powerful social tradition that overwhelms them.²² When Marian is asked by Leo, why she is marrying Trimmingham if she is in love with Ted, she can only reply, “Because I must marry him. You wouldn't understand. I *must*. I've got to.”

The film sets up a contrast between the enclosed social world and imposing architecture of the Hall and the freer, more natural atmosphere of Ted's farm. Ted himself is a natural, Laurentian, sexually-magnetic man, in tune with the rhythms of the outdoors. We see him swimming, shooting rooks, threshing his fields, but when his affair with Marian is revealed, Ted, unprotected by privilege of class, commits suicide. Marian, pregnant with Ted's child, marries Trimmingham, who does the honorable thing, accepting it as his son and heir. As Viscountess Trimmingham, Marian, her past notwithstanding, has entree into the best society; Ted, on the other hand, is crushed by it. *The Go-Between* is less hesitant in condemning the pernicious effect of class barriers than *Room at the Top*, but it allows the viewer the luxury of identifying them with a more distant past, a past enveloped in the haze of nostalgia. Losey was politically opposed to the sense of superiority and privilege, which he sees as a mask for deceit, but he recognizes its implacable force in an ordered society that has long since vanished.

What then is the Britishness these films represent in the postwar decades? Whether sentimental or gently satirical or sharply critical, they project a culture with certain shared values, with a recognized class system that is slow to change, with a preference for reticence and under-

²² F. Hirsch, Joseph Losey, Boston 1980, pp. 129-32.

statement, and with a heritage that privileges the pastoral over the industrial. It is a culture in which gender roles remain traditional: men rule, women are subordinate and vulnerable. Much of that was to change in subsequent decades as Britain modernized and became more subject to foreign influences. Yet, as social commentary these films document characteristics of Britishness inherited from the past and surviving the trauma of the Second World War. For better or worse, they are our most effective maps to follow in exploring the British landscape.

Gesandte in Fesseln? Kulturtransfer in Kriegsgefangenenlagern des Zweiten Weltkrieges

Die Besatzungszeit gilt gemeinhin als wichtiger, wenn nicht als entscheidender Katalysator der so genannten „Amerikanisierung“ oder „Westernisierung“ Westdeutschlands. Denn mit dem Kriegsende kamen nicht nur die Mitarbeiter der amerikanischen Militärregierung nach Deutschland, welche die Entnazifizierung und Umerziehung der Deutschen gezielt zu gestalten versuchten, sondern auch die zahlreichen GIs, die allein durch ihre Präsenz einen lebensweltlichen Wandel einleiteten, der von der Besatzungsmacht nicht organisiert war und doch Kleidungsstil, Umgangsformen, Freizeitgebaren und Konsumverhalten der Deutschen nachhaltig veränderte.¹ So konstatiert etwa Doering-Manteuffel: „US-amerikanischer Einfluß ging in Deutschland zuerst von der Armee aus.“² Eine solche Sichtweise verdeckt nicht nur die Kontinuität amerikanischer Einflüsse seit der Jahrhundertwende (wie sie etwa Egbert Klautke und Philipp Gassert in ihren Arbeiten nachgewiesen haben)³, sie reduziert die Deutschen auch auf bloße „Rezipienten“ eines Kulturtransfers – sieht sie nicht als aktive Mittler zwischen ihrem Gewahrsams- und ihrem Heimatland oder als mögliche Träger eines Kulturtransfers. Allenfalls einem Teil der Remigranten wird eine gewisse Mittlerrolle zugestanden. Als „berufene[...] Vermittler[...] und Interpreten zwischen den ehemaligen Landsleuten und ihren Befreiem“⁴ hätten sie ihren Teil zur Modernisierung der deutschen Gesellschaft beitragen können. Dass aber mit den Remigranten auch ca. 380.000 deutsche Kriegsgefangene nach mehrjähriger Kriegsgefangen-

¹ Vgl. A. Doering-Manteuffel, *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999, S. 35.

² Ebd., S. 8.

³ Vgl. Ph. Gassert, *Amerika im Dritten Reich. Ideologie, Propaganda und Volksmeinung 1933–1945*, Stuttgart 1997 sowie E. Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten. „Amerikanisierung“ in Deutschland und Frankreich (1900–1933)*, Stuttgart 2003.

⁴ C.-D. Krohn, *Remigranten und Rekonstruktion*, in: D. Junker (Hrsg.), *Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945–1990. Ein Handbuch*, München 2001, S. 803.

schaft in den USA den Atlantik überquerten und ihr – mitunter sehr differenziertes – Bild von der Weltmacht auf der anderen Seite des Meeres in die sich formierende Nachkriegsgesellschaft einbrachten, gerät immer noch zu oft aus dem Blickfeld. Dies erstaunt umso mehr, da die heimkehrenden Kriegsgefangenen im Gegensatz zu weiten Teilen der restlichen Nachkriegsgesellschaft – und im Gegensatz auch zu den drei bis vier Millionen Kriegsgefangenen, die von den USA auf dem europäischen Festland interniert worden sind und deren gänzlich unterschiedlichen Amerikaaufahrungen einer anderen Untersuchung vorbehalten bleiben müssen – die amerikanische Gesellschaft konkret hatten kennenlernen können.

Dass die Kriegsgefangenen anders als die Emigranten als Kulturmittler bislang kaum Beachtung gefunden haben, hängt zum einen damit zusammen, dass allzu viele Gefangene die Zeit hinter Stacheldraht als „verlorene Jahre“⁵ empfanden und sich dies auch in einer Forschung niederschlug, die sich allzu oft mit den ereignis- und politikgeschichtlichen Rahmenbedingungen der Kriegsgefangenschaft befasste, das Alltagsleben, die kulturelle Vielfalt und die Kontakte zur Bevölkerung aber oftmals ausblendete.⁶ Zum anderen erheben sich, will man wesentliche kulturelle Prägungen und Erfahrungen tatsächlich auf die Zeit in der Kriegsgefangenschaft zurückführen, methodische Hürden, etwa weil zahlreiche Kriegsgefangene nach ihrer Gefangenschaft als Touristen oder Austauschstudenten erneut nach Amerika reisten und deshalb ihre Geisteshaltung nicht monokausal auf ihre Zeit in Gefangenschaft zurückzuführen ist, oder weil es für die Zeit *nach* der Repatriierung der Gefangenen schlicht an Quellen fehlt, die den Akt des Transfers zu belegen vermögen. Der vorliegende Beitrag will dennoch einen ersten Versuch wagen, diese Gruppe näher zu beleuchten, die Situation der Gefangenschaft als Rahmenbedingung für den Kulturtransfer zu skizzieren und schließlich Transfermöglichkeiten anzudeuten.

⁵ W. Hemsing, *Verlorene Jahre? Vom Sinn der Kriegsgefangenschaft*, in: Ders., *Kriegsgefangenschaft und Heimkehr. Gedanken und Vorschläge zu Nöten dieser Zeit*. Hrsg. vom Ausschuß für Kriegsgefangenenfragen beim Länderrat der amerikanischen Besatzungszone, Stuttgart, und der Schriftleitung der Zeitschrift „Caritas“, Freiburg i. Br./Stuttgart 1948, S. 22-24.

⁶ Vgl. etwa R. Overmans, „In der Hand des Feindes“. *Geschichtsschreibung zur Kriegsgefangenschaft von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg*, in: Ders. (Hrsg.), *In der Hand des Feindes. Kriegsgefangenschaft von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg*, Köln/Weimar/Wien 1999, S. 1-39, S. 37 f.

Kriegsgefangene als mögliche Mittlergruppe

Was also lässt sich über die Kriegsgefangenen als Kulturmittler sagen, und wie bestimmte die besondere Situation der Kriegsgefangenschaft den Kulturkontakt und den Kulturtransfer? Will man ein Profil der Mittlergruppe erstellen, fällt zunächst ins Auge, dass es sich bei den Kriegsgefangenen um eine zutiefst inhomogene Gruppe handelte. In den Lagern waren nicht nur die verschiedensten Altersgruppen oder, wie es Karl-Dietrich Bracher rückblickend einmal ausgedrückt hat, „alle Schichten der deutschen Geschichte“⁷ mit ihren unterschiedlichen Erfahrungshorizonten versammelt, sondern auch Menschen mit den unterschiedlichsten beruflichen, politischen und sozialen Erfahrungen und Einstellungen. Anders als die meisten Emigranten oder spätere Austauschstudenten hatten sie sich als Kriegsgefangene ihr Aufenthaltsland überdies nicht aussuchen können, sondern waren zufällig und unfreiwillig nach Amerika gekommen, so dass man auch keinen gemeinsamen Willensakt, kein besonderes, sie verbindendes Interesse an der Weltmacht jenseits des Atlantiks ausmachen kann.⁸ Gerade dies macht sie für die Geschichte des Kulturtransfers so interessant – gewissermaßen als Querschnitt der deutschen Gesellschaft in einer, wenn auch sehr spezifischen, Laborsituation.

Gemeinsam blieb den bunt zusammengewürfelten Kriegsgefangenen in all jenen Jahren das Gefangenschaftserlebnis an sich. Das „ewige Warten“⁹, die Ungewissheit über die Dauer der Gefangenschaft, die politische und militärische Lage, die Angehörigen und die eigene Zukunft bei gleichzeitiger Ohnmacht sowie das enge Zusammenleben über Jahre hinweg ohne Privatleben in einer Zwangs- und reinen Männergemeinschaft führten nicht selten – wohl in weitaus größerem Ausmaß als während des Ersten Weltkrieges¹⁰ – zur so genannten „Stacheldraht-Krankheit“¹¹, die sich unter anderem in Unverträglichkeit, Reizbarkeit, Verfolgungswahn,

⁷ Gespräch mit Karl Dietrich Bracher, Juni 2001.

⁸ Vgl. Overmans, In der Hand des Feindes (Anm 6), S. 31.

⁹ H. Pörzgen, Theater ohne Frau. Das Bühnenleben der kriegsgefangenen Deutschen 1914–1920. Königsberg 1933, S. 3.

¹⁰ Vgl. J. Gottschick, Psychiatrie der Kriegsgefangenschaft. Dargestellt auf Grund von Beobachtungen in den USA an deutschen Kriegsgefangenen aus dem letzten Weltkrieg, Stuttgart 1963, S. 8.

¹¹ A. L. Vischer, Die Stacheldraht-Krankheit, Zürich 1918. Zu einer kritischen Einschätzung dieses zeitgenössischen Begriffs vgl. H. Neumann, Über reaktive Seelenstörungen in der Kriegsgefangenschaft. Psychologische und psychopathologische Erfahrungen in englischer Kriegsgefangenschaft unter Berücksichtigung der Heimkehrersituation. Ein Beitrag zur Psychopathologie der Massenhafte, Med. Diss. Göttingen 1953, S. 114, S. 125.

Melancholie, Widerspruchsgeist, Querulantentum und Misstrauen äußerte. Selbst dort, wo der Aufenthalt hinter Stacheldraht nicht von krankhaften Verhaltensstörungen begleitet war, ist mit zunehmender Dauer der Gefangenschaft ein stärkeres Heraustreten des Egoismus, eine „Kriegsgefangenenmentalität“¹², feststellbar. Eine psychiatrische Untersuchung kommt zu dem Schluss:

„Die Folge einer solchen Überbewertung der eigenen Neigungen und Bedürfnisse, für die auf Verlangen eine moralische Begründung jederzeit in der Tatsache des eigenen Leidens durch die Gefangenschaft gefunden wird, ist gar bald Kleinlichkeit und Rücksichtslosigkeit gegenüber anderen, Missgunst und Verleumdungssucht, Streitsucht und Rechthaberei, Unverträglichkeit und Hass gegenüber der ganzen Welt.“¹³

Selbst bei einer äußerlich guten Versorgungslage, wie sie in den Lagern in den Vereinigten Staaten anders etwa als in den Rheinwiesslagern gegeben war, bedeutete die Gefangenschaft eine nicht zu unterschätzende seelische Belastung, durch die sich die gefangenen Soldaten allerdings auch reflexartig und zwangsläufig für neue Eindrücke und neues Wissen öffneten. Im „Goldenen Käfig“¹⁴ der gut versorgten Kriegsgefangenenlager auf dem amerikanischen Kontinent flüchteten sich die Gefangenen im Kampf gegen die Langeweile in sportliche und kulturelle Aktivitäten: Theaterabende, Orchesteraufführungen und „Bunte Abende“ wurden organisiert, Filme vorgeführt, Lagerzeitungen herausgegeben, Büchereien zusammengestellt und Gesprächsgruppen gebildet.¹⁵ In den Offizierslagern, deren In-

¹² Gottschick, *Psychiatrie der Kriegsgefangenschaft* (Anm. 10), S. 13. Zu Reintegrations- und Behandlungsversuchen vgl. etwa B. Shephard, *A War of Nerves. Soldiers and Psychiatrists in the Twentieth Century*, Cambridge, M.A., 2001, S. 313-325.

¹³ Gottschick, *Psychiatrie der Kriegsgefangenschaft* (Anm. 10), S. 13.

¹⁴ Alfred Andersch, zit. nach: K.-H. Schoeps, *The „Golden Cage“ and the Re-education of German Writers in American POW Camps*. Hans Werner Richter and Alfred Andersch, in: H. D. Osterle (Hrsg.), *Amerika! New Images in German Literature*, New York 1989, S. 29-42, S. 29.

¹⁵ Eine umfangreiche tabellarische Auflistung von Theateraufführungen und musikalischen Darbietungen in westlichen Lagern findet sich in: BA/MA MSG 205/1364. Vgl. zu Kultur, Kunst und Kriegsgefangenenzeitschriften noch immer K. W. Böhme, *Geist und Kultur der deutschen Kriegsgefangenen im Westen*. München 1968, S. 172-260. Unbefriedigend hingegen: Ch. Walker, *German Creative Activities in Camp Aliceville, 1943-1946*, in: *The Alabama Review. A quarterly journal of Alabama History* 38 (January 1985), S. 19-37. Die identitätsstiftende Funktion der Kriegsgefangenen-Zeitungen betonen R. B. Speed, *Prisoners, Diplomats, and the Great War. A Study in the Diplomacy of Captivity*. New York 1990, S. 119, und in einer schönen Fallstudie R. Pöppinghege, *Leben*

genen entspringen, hat Winston Churchill, der als Kriegsberichterstatter während des Burenkrieges in Gefangenschaft geriet, in seinen Memoiren anschaulich beschrieben:

“Prisoner of War! That is the least unfortunate kind of prisoner to be, but it is nevertheless a melancholy state. You are in the power of your enemy. You owe your life to his humanity, and your daily bread to his compassion. You must obey his orders, go where he tells you, stay where you are bid, await his pleasure, possess your soul in patience.”¹⁹

Dieses Unterlegenheitsgefühl ging nicht selten mit einem gewissen Trotz einher, der den Gruppenzusammenhalt der Gefangenen stärkte, so dass auch Demonstrationen nationalsozialistischer Verbundenheit als Teil eines natürlichen Schulterschlusses gegen die Gewahrsamsmacht verstanden werden müssen: „The psychological strains of captivity, in particular the unrelenting burden of shame, could be softened by maintaining solidarity and avoiding, at all costs, a loss of faith.“²⁰ Es ist deshalb kein Zufall, dass Kriegsgefangene, die Englisch-Unterricht nahmen oder amerikanische Zeitschriften lasen und übersetzten, überproportional häufig mit Repressalien und Handgreiflichkeiten ihrer Mitgefangenen rechnen mussten²¹; oder dass der deutsche Lagerführer eines großen Offizierslagers den Bezug amerikanischer Tageszeitungen und Zeitschriften, auch in deutscher Sprache, aus „Gründen seelischer Belastung“²² ablehnte.²³

Gleichzeitig aber waren die Gefangenen „meist jung, politisch unerfahren, ohne sicheres, gefestigtes Urteil, deprimiert, physisch und mora-

¹⁹ W. S. Churchill, *My early life. A roving commission*, London 1930, Reprint 1947, S. 256 f.

²⁰ R. Robin, *The Barbed-Wire College. Reeducating German POWs in the United States during World War II*, Princeton/New Jersey 1995, S. 40.

²¹ Vgl. etwa R. S. Warner, *Barbed Wire and Nazilagers. PW Camps in Oklahoma*, in: *The Chronicles of Oklahoma* 64 (Spring 1986), S. 37-67, S. 40, und Th. R. Buecker, *Nazi Influence at the Fort Robinson Prisoner of War camp during World War II*, in: *Nebraska History* (1992), S. 32-41, S. 35.

²² R. Fischer, „Bericht des Schutzmachtvertreters über den 1. Besuch im POW Camp Concordia am 18./19. September 1943“, 11. Oktober 1943, S. 7, in: *Politisches Archiv des Auswärtigen Amt (PA/AA)*, Gesandtschaft Bern 5168.

²³ Ähnlich der deutsche Lagerführer in Fort Robinson/Nebraska, vgl. Buecker, *Nazi Influence* (Anm. 21), S. 37. Vgl. auch C. N. Jones, *Views of America and Views of Germany in German POW Newspapers of World War II*, in: *Yearbook of German American Studies* 17 (1982), S. 63-70, S. 63, und R. Pabel, *Feinde sind auch Menschen. Sieben Jahre in Chicago untergetaucht. Flucht und Abenteuer eines deutschen Kriegsgefangenen*, Oldenburg/Hamburg 1957, S. 134.

lisch geschwächt, losgelöst von jeder Stütze²⁴ und damit durchaus offen für amerikanische Einflüsse und Lebenswelten, zumal der „westlichen“ Lagergesellschaft²⁵ der Zugang zur Kultur ihres Gewahrsamslandes in der Regel ohnehin leichter fiel als den Kameraden im Osten, die nicht nur mit ungleich schwereren Lebensbedingungen, sondern auch mit höheren Sprachbarrieren und einer größeren Fremdheit gegenüber dem politisch-sozialen System in der Sowjetunion zu kämpfen hatten.²⁶ Hinzu kam, dass die weiße Zivilbevölkerung die Deutschen, und insbesondere die erste Generation deutscher Gefangener in den USA, die kampferprobten Soldaten des deutschen Afrikakorps, bereitwillig als ihresgleichen betrachtete und sie häufig den eigenen „schwarzen“ (oder auch japanischen) Mitbürgern vorzog. So kommt Matthias Reiss in seiner Studie über die deutschen Kriegsgefangenen in der amerikanischen Gesellschaft zu dem Ergebnis: „Wo Stacheldraht und Wachen fehlten, entwickelten sich zwischen POWs und weißen Amerikanern zum Teil fast familiäre Verhältnisse, die darauf beruhten, dass die Gefangenen in den Worten einer Amerikanerin ‚just like Kansas farm boys‘ waren.“²⁷

Amerikabilder der Kriegsgefangenen:

Stereotype oder unvoreingenommene Beobachtung?

In den Berichten der Kriegsgefangenen finden sich neben traditionellen und von der NS-Propaganda beschworenen Stereotypen wie Gigantomanie, Dekadenz und Kulturlosigkeit der Vereinigten Staaten auch durchaus eigenständige Beobachtungen, die vom langen Aufenthalt, persönlichen – ja familiären – Kontakten und einer unvoreingenommenen Beobachtungsgabe der Kriegsgefangenen zeugen und über die Stereotype hinausweisen. Unmittelbar nach der Landung beeindruckten die Pullman-Züge, die Automassen, die Weite des Landes und die Beleuchtung der Großstädte, die im vom Bombenangriffen geschüttelten, verdunkelten Europa undenkbar gewesen wäre.²⁸ Der Kriegsgefangene Reinhold Pabel, der durch seine Flucht aus einem Lager und sein langjähriges Untertauchen in Chicago

²⁴ F. Scheidl, Die Kriegsgefangenschaft von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Eine völkerrechtliche Monographie, Ebering/Berlin 1943, S. 286.

²⁵ Böhme, Geist und Kultur der deutschen Kriegsgefangenen (Anm. 15), S. 1.

²⁶ Vgl. E. Maschke, Einleitung, in: W. Schwarz, Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion. Aus dem kulturellen Leben. München 1969, S. xii f., und Böhme, Geist und Kultur der deutschen Kriegsgefangenen (Anm. 15), S. 1 f.

²⁷ M. Reiß, Die Schwarzen waren unsere Freunde. Deutsche Kriegsgefangene in der amerikanischen Gesellschaft 1942–1946. Paderborn 2002, S. 322.

²⁸ Vgl. ebenda, S. 89 f.

Bekanntheit erlangte, erinnert sich an seine Ankunft in Norfolk, Virginia, so:

„Als wir befehlsgemäß die Wagen eines wartenden Zuges bestiegen, trauten wir unseren Augen kaum. ‚Mensch, was sagst du nun?‘ und ‚Hast du Töne?‘ so klang es überall auf. Die meisten von uns hatten [während ihrer Militärzeit] Truppentransporte nur in Viehwagen mitgemacht. Diese modernen, gepolsterten Wagen, ähnlich denen unserer 2. Klasse, nur ohne abgetrennte Abteile, waren eine angenehme Überraschung für uns alle. Und als nun gar noch ein schwarzer Kellner mit Kaffee und belegten Brötchen durchkam und uns den Segen mit freundlichem Zureden anbot, als ob wir wirklich menschliche Wesen und keine Kriegsgefangenen wären – da vergaßen die meisten von uns ihre angestaute Wut gegen die Amerikaner, die sich während der afrikanischen Phase unseres POW-Daseins auf Grund der vielerlei unerfreulichen Erlebnisse angesammelt hatte. [...] Wir Gefangene waren über Amerika geteilter Meinung, aber ohne Rücksicht auf unsere grundsätzliche Einstellung fieberten wir alle gespannt darauf, das Land nun persönlich kennenzulernen. [...] Auf der Fahrt durch Virginia und Kentucky preßten wir unsere Nasen gegen die Scheiben, um Amerika ‚zu besichtigen‘, soweit das von einem Bahnfenster aus möglich war. Als erstes fiel uns die Unmasse von Autos auf: selbst die Bettler sollten ja hierzulande in Autos herumfahren.“²⁹

Doch auch einige Schattenseiten Amerikas wurden auf diesen Fahrten registriert – etwa der Holzhausbau, den die Kriegsgefangenen als minderwertig ablehnten. So meinte ein Kriegsgefangener: „I did not see a single house made of stone. Even Russia looked better than that.“³⁰ Auch Reinhold Pabel fiel der scharfe Gegensatz zwischen dem offenbaren Wohlstand und dem Zustand der Häuser ins Auge: „Zahlreiche Holzhäuser, besonders in Kentucky, schienen primitiv zusammengenagelt zu sein, und viele waren schrecklich verwahrlost.“³¹ In diesem Punkt ähneln die Äußerungen der Kriegsgefangenen wieder den Reiseberichten von Amerikafahrern zwischen 1919 und 1939, die wie die Kriegsgefangenen die Behandlung der Schwarzen beanstandeten, auf die große Kluft zwischen Arm und Reich hinwiesen und ganz allgemein ihre Vorbehalte gegen das angeblich kulturlose und oberflächliche Amerika in die Beschreibung einfließen ließen, um das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ ein wenig seines Glanzes zu berauben.³²

²⁹ Pabel, Feinde sind auch Menschen (Anm. 23), S. 121-123.

³⁰ Richard S., zit. nach J. M. Gansberg, *Stalag USA. The Remarkable Story of German POWs in America*, New York 1977, S. 20.

³¹ Pabel, Feinde sind auch Menschen (Anm. 23), S. 123.

Wie schwierig es für das Gewahrsamsland war, diesen Prozess der Meinungsbildung zu kontrollieren oder gar zu lenken, verdeutlicht der Versuch, im Rahmen der Umerziehungsprogramme verschiedene Wanderausstellungen auf den Weg zu bringen, die den Kriegsgefangenen anhand ausgewählter Photographien den „American Way of Life“ vorstellen sollten. Zu den ausgestellten Fotoserien gehörten solche über die alliierten Erfolge im Krieg wie die Serien „Allied Bombers Blast Jap Installations“ und „Battle of France“ oder aber auch solche über den amerikanischen Alltag wie „American Types“, „American Life“, „Towns and Cities“, „America on the Move“ und – ganz klassisch – „New York City“.³³ Nach einem Pilotversuch im September 1945 jedoch musste das Projekt zurückgenommen und einer vollständigen Revision unterzogen werden, zu negativ waren die Reaktionen der Kriegsgefangenen gewesen:

„The photographs were displayed at a representative prisoner of war camp and the reaction was generally unfavorable. There were such comments from prisoners of war as ‚See, Americans live in slums... They do not have electricity in their homes... They teach their children militarism... Their homes are not up-to-date... They have dirty water wells... The soldier has no insignias ... His uniform is torn... Are most people in America like these ... We do not like war pictures.‘“³⁴

Man befürchtete, dass die Ausstellung das Umerziehungsprogramm nachhaltig behindern könnte.

Tatsächlich litt das gesamte amerikanische Umerziehungsprogramm an einer gewissen Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit der vermittelten Informationen und wurde nicht zuletzt dadurch ad absurdum geführt, dass den Kriegsgefangenen mit der Ungleichbehandlung der Schwarzen, der „colour line“, die sie bei ihrer Arbeit auf den Feldern der Südstaaten Tag für Tag vor Augen hatten, ein schlagkräftiges Argument in die Hand gegeben wurde, um dem amerikanischen Versuch, als moralisch überlegene Macht das Dritte Reich zu diskreditieren, argumentativ zu begegnen.³⁵ Die Mehr-

³² Vgl. Gassert, *Amerika im Dritten Reich* (Anm. 3), S. 144-147, und Reiß, *Die Schwarzen waren unsere Freunde* (Anm. 27), S. 319 f.

³³ Vgl. R. F. Richards (Chief, Review Branch): Memorandum for the Director, Subject: Photograph Exhibits, 25. August 1945, in: National Archives and Records Administration (NARA), RG 389.459A Box 1604.

³⁴ C. H. Palmer (Director, Security and Intelligence Division) an Commanding General, Army Service Forces, Subject: Photographic Exhibits, 24. Oktober 1945, in: NARA, RG 389.459A Box 1604.

³⁵ Vgl. Reiß, *Die Schwarzen waren unsere Freunde* (Anm. 27), S. 317, sowie exemplarisch R. D. Billinger Jr., *With the Wehrmacht in Florida. The German*

heit der Gefangenen, so scheint es, war von dem Bild, dass Amerika gerne von sich vermitteln wollte, nicht ohne weiteres zu überzeugen.

Noch im Frühjahr 1946, als die Gefangenen nach einem mehrjährigen Zwangsaufenthalt in den USA nach und nach in ihre Heimat zurückgeschickt wurden, führten sie äußerst unterschiedliche und gar widersprüchliche Eindrücke von der amerikanischen Gesellschaft mit sich. Dies belegt ein anonymer Fragebogen, den die Gewahrsamsmacht einer repräsentativen Auswahl von Kriegsgefangenen aus den verschiedensten Lagern vor ihrer Abreise im Durchgangslager Camp Shanks, beim Hafen von New York, in die Hände drückte. Mit Hilfe dieser Erhebung, die auf der Befragung von 22.153 und damit immerhin 17% aller in Amerika internierten Kriegsgefangenen basierte und von einem methodischen Kommentar begleitet wurde, wollten die USA zum einen das Umerziehungsprogramm evaluieren und zum anderen den militärischen Behörden ein Bild von der politischen Einstellung der Kriegsgefangenen geben können.³⁶ Auf zwei Fragen, die die Haltung der Kriegsgefangenen gegenüber Amerika ergründen sollten (Zum einen „Sie sind mit dem Lande, mit Amerikanern, Zeitungen, Magazinen, Kino, Büchern, Radio, usw. in Berührung gekommen. Was hat sie am meisten beeindruckt, von dem, was sie gehört, gelesen und gesehen haben?“ Zum anderen „Was erscheint Ihnen als das Wichtigste, das sie während ihrer Kriegsgefangenschaft in Amerika gelernt haben?“) kritisierten einige von ihnen freimütig die Kulturlosigkeit, die exzessive Propaganda und die in ihren Augen allzu große Meinungs- und Pressefreiheit in den Vereinigten Staaten. Andere wiederum bezeichneten ebendiese Pressefreiheit als „beeindruckendste“ Erfahrung ihrer Internierung, lobten den hohen Lebensstandard und die Qualität der amerikanischen Unterhaltungsindustrie und zeigten sich beeindruckt von den Selbstverwirklichungsmöglichkeiten in den USA³⁷ – so beeindruckt offenbar, dass viele von ihnen gleich ganz dort bleiben wollten, wie der französische Botschafter in Washington etwas erstaunt über die „l'attraction qu'exerce sur les Allemands la vie américaine“³⁸ nach Paris zu berichten wusste. Während

POW Facility at Camp Blanding, 1942–1946, in: Florida Historical Review 58 (October 1979), S. 160–173, hier S. 172.

³⁶ Vgl. Office of the Provost Marshal General: Poll of German Prisoner of War Opinion, in: NARA RG 389.459A Box 1655. Zum methodischen Vorgehen vgl. ebd., S. 1–5.

³⁷ Vgl. Office of the Provost Marshal General: Poll of German Prisoner of War Opinion, in: NARA RG 389.459A Box 1655, S. 19f.

³⁸ H. Bonnet (Ambassadeur de France aux Etat-Unis) an Georges Bidault (Ministre des Affaires étrangères à Paris), 27. Mai 1946, in: MAE, Europe 1944–1960, Allemagne, Vol. 22, fol. 410–414.

die meisten Kriegsgefangenen als wichtigste Lehre neben einer positiven Demokratie-Erfahrung die erworbenen Kenntnisse über Land und Leute angaben, erklärte nur ein Prozent der Deutschen, Amerika im Hass zu verlassen³⁹, so dass sich die amerikanische Regierung mit den Umfrageergebnissen alles in allem zufrieden zeigte und darauf hoffte, ein Teil der Kriegsgefangenen werde nach seiner Rückkehr „als eine Art demokratischer Sauerteig“⁴⁰ wirken und darüber hinaus für die Freundschaft ihres Landes mit den USA werben.

Positive wie negative Amerikabilder und -stereotype weisen eine gewisse Kontinuität zu solchen aus den zwanziger und dreißiger Jahren auf. Ausschlaggebend für die Antworten der Kriegsgefangenen scheint aber zumindest zu gleichen Teilen die Bekanntschaft mit einzelnen Amerikanern gewesen zu sein, die es ihnen ermöglichte, zu erweiterten und mitunter sehr differenzierten Bildern zu kommen, sowie die Erfahrung mit Amerika als Gewahrsamsland. Dazu gehört die großzügige und auch menschlich bereichernde Behandlung zu Kriegszeiten ebenso wie die Enttäuschung darüber, dass das demokratische Amerika allen Beteuerungen zum Trotz unmittelbar nach der Befreiung der letzten amerikanischen Kriegsgefangenen die (üppigen) Lebensmittelrationen für die deutschen Kriegsgefangenen reduzierte, oder die Verbitterung darüber, dass die Mehrzahl der Gefangenen nicht direkt nach Deutschland repatriiert, sondern an Großbritannien und Frankreich überstellt und dort für weitere ein bis zwei Jahre zum Wiederaufbau eingesetzt wurde.⁴¹ Dass Amerika mit diesen Aktionen viele der eben erst neu gewonnenen Sympathien wieder verspielte, stand schon damals den Verantwortlichen klar vor Augen.⁴²

³⁹ Vgl. Office of the Provost Marshal General: Poll of German Prisoner of War Opinion, in: NARA RG 389.459A Box 1655, S. 22. Da es sich bei diesen beiden Fragen nicht um Multiple Choice, sondern um offene Fragen handelte, war die Bandbreite der gegebenen Antworten allerdings sehr groß, eine Zusammenfassung in Kategorien schwierig. Die Prozentzahlen bei allen hier aufgeführten Antworten sind dementsprechend klein.

⁴⁰ H. Jung, Die deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischer Hand – USA. München 1972, S. 208.

⁴¹ Vgl. A. P. Krammer, Deutsche Kriegsgefangene in Amerika 1942–1946, 2. erw. Aufl. der 1982 unter dem Titel „PW. Gefangen in Amerika“ erschienenen deutschen Erstveröffentlichung, Tübingen 1995, S. 261–268, und E. J. Pluth, The Administration and Operation of German prisoner of War Camps in the United States during World War II. PhD Thesis Ball State University, Indiana 1970, S. 405–413.

⁴² Vgl. Office of the Provost Marshal General: Poll of German Prisoner of War Opinion, in: NARA RG 389.459A Box 1655, S. 4f, sowie Krammer, Deutsche Kriegsgefangene (Anm. 41), S. 267 f.

Dennoch haben, sieht man von den unausweichlichen Belastungen einer mehrjährigen Gefangenschaft ab, die positiven die negativen Amerikafahrungen wohl überwogen. Den Ergebnissen der Umfrage zufolge verließen 74 Prozent der Deutschen die USA mit einem positiven Amerika-bild⁴³ – und wünschten sich mitunter, sie könnten gleich ganz dort bleiben.⁴⁴

Zwischen Adaption und Ablehnung: Objekte des Transfers

Die Frage allerdings, ob und gegebenenfalls welche amerikanischen Gepflogenheiten sich die Kriegsgefangenen vollständig oder selektiv angeeignet und ins Nachkriegsdeutschland *eingbracht* haben, ist mit der Untersuchung der Amerikabilder natürlich noch nicht geklärt. Anhand einiger weniger Beispiele lässt sich zumindest das Spektrum der Reaktions- und Adaptionmöglichkeiten aufzeigen.

Da wären zunächst einmal Kontakte aus dem Alltagsbereich. Obwohl das Lagerleben vor allem der Pflege der deutschen Kultur und Heimatliebe verpflichtet war, also vorwiegend deutsche Theaterstücke und deutsche Orchesterstücke gespielt wurden, erlebte die Jazzmusik im Lager einen Aufschwung.⁴⁵ Im Sport dominierte – das zeigt eine Durchsicht der Sportberichterstattung in den Lagerzeitschriften – ganz eindeutig der Fußball, doch „even at the most Nazi-oriented segregation camps, all-American sports like baseball and horse-shoe-pitching became popular pastimes.“⁴⁶ Bei der Ernährung wiederum sah die Sache ganz anders aus. Offensichtlich wollten die Kriegsgefangenen von ihren deutschen Ernährungsgewohnheiten nicht ablassen und waren – anders als später die von den CARE-Paketen abhängigen deutschen Zivilisten – auch in der privilegierten Situation, angesichts der gefüllten amerikanischen Kantinen wählerisch sein zu können. So opferte das War Department im Juni 1944 sechs volle Seiten eines Rundschreibens, um den Lagerkommandanten nahezu-legen, von nun an die „national eating habits“ der Deutschen zu respektie-

⁴³ Vgl. Office of the Provost Marshal General: Poll of German Prisoner of War Opinion, in: NARA RG 389.459A Box 1655.

⁴⁴ Leider fehlen gesicherte Angaben darüber, wie viele deutsche Kriegsgefangene unmittelbar nach ihrer Repatriierung in die USA emigrierten. Schätzungen bewegen sich „from 3000 to several times that number“, so M. Sosna, *Stalag Dixie*, in: *Stanford Humanities Review* 2 (1991), S. 38–64, S. 60. Für Großbritannien werden mehr als 25.000 genannt, vgl. M. B. Sullivan, *Auf der Schwelle zum Frieden. Deutsche Kriegsgefangene in Grossbritannien 1944–1948*, Wien/ Hamburg 1981, S. 421.

⁴⁵ Vgl. Gansberg, *Stalag USA* (Anm. 30), S. 108.

⁴⁶ Ebd., S. 112.

ren. Zu den „unpopular food items which should be eliminated completely from the menu“, gehörten u. a. „corn meal“, „cereal, dry (except corn flakes)“, „pumpkins“, „peanut butter“ sowie „all canned fruit juices“ – Lebensmittel, die sich heute in Deutschland längst eingebürgert haben. Hingegen sollte die Zufuhr von Frankfurter Würstchen und Salami um 20-25 %, die von Spinat um 50 % und die von Sauerkraut gar um 100 % gesteigert werden, auch Brot, Kartoffeln und Kohl sollten verstärkt zur Verfügung gestellt werden. Die einzige Gewohnheit der Deutschen, die man nicht tolerieren könne, seien deren „poor roasting techniques“. Diese würden nicht nur zu einer extremen Schrumpfung des Fleisches führen, also gute Lebensmittel verschwenden, sondern auch schwer verdaulich sein und trichinöse Beschwerden verursachen. Folgerichtig erging die Anweisung an die Kantinenchefs, die Kriegsgefangenen in anständiges, amerikanisches Barbecue einzuweisen.⁴⁷

Mehr Anklang fand die amerikanische Presse und Literatur. Schriftsteller wie Alfred Andersch und Hans Werner Richter holten sich literarische Anregungen bei den *short stories* Hemingways und Steinbecks⁴⁸, spätere Wissenschaftler wie Karl-Dietrich Bracher fanden Gefallen an ungehört debattierfreudigen Zeitungen wie der „New York Times“ oder der „Chicago Daily Tribune“ und lobten die amerikanischen Lehrbücher als „sehr praktisch, sehr ‘to the point’ und eindrucksvoll“.⁴⁹ Und Walter Hallstein, der spätere Staatssekretär im Auswärtigen Amt, setzte sich, um dieses Schriftgut allen Deutschen zugänglich machen zu können, gleich für die Überführung der englischsprachigen Bestände seiner juristischen Lagerbibliothek an die Universität Frankfurt a. M. ein. Sein Argument: „[W]e must modestly begin acquiring foreign books, and every single one is importan[t] for us.“⁵⁰

⁴⁷ Vgl. War Department: Prisoner of War Circular No. 35 (1 July 1944), in: NARA RG 389.439A Box 38.

⁴⁸ Vgl. V. Christian Wehdeking, *Der Nullpunkt. Über die Konstituierung der deutschen Nachkriegsliteratur (1945–1948) in den amerikanischen Kriegsgefangenenlagern*, Stuttgart 1971, S. 138 und S. 142.

⁴⁹ K. D. Bracher, *Zwischen Geschichte und Politik. Ein Gespräch mit Werner Link*, in: Ders., *Geschichte als Erfahrung. Betrachtungen zum 20. Jahrhundert*, Stuttgart/München 2001, S. 273–301, S. 278.

⁵⁰ Hallstein an Dean of the University of Chicago Law School, 31. Juli 1945, in: Bundesarchiv Koblenz (BA Koblenz), N 1266/1620, Fiche 3. In der Heidelberger Universitätsbibliothek finden sich noch heute Bücher aus der Bibliothek des Kriegsgefangenenlagers Trinidad, vgl. Gruß aus Trinidad. *LeseFreude im Gefangenenlager*, in: Ruprecht. Heidelberger Student(inn)enzeitung 50 (3. November 1997).

Dass mit den Büchern auch Inhalte den Weg über den Atlantik fanden, zeigt wiederum das Beispiel Hallsteins: Noch in Kriegsgefangenschaft machte er sich mit dem amerikanischen Rechtssystem vertraut und hielt in englischer Sprache Vorlesungen über „Outlines of Anglo-American Private Law“, „Anti-Trust Law“ und „American Law“ sowie rechtsvergleichende Seminare. Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft setzte er sich dann an der Universität Frankfurt für den Ausbau des Rechtsvergleichs ein. Überzeugt davon, „daß die gesamte abendländische Welt Träger einer einheitlichen Kultur ist, von der die einzelnen Kulturen nur Spielarten darstellen“⁵¹, wollte er in Deutschland das Bewusstsein dafür wecken und schärfen,

„daß eine isolierte Betrachtung der Rechtsordnung eines Volkes unfruchtbar ist, weil jede von diesen das Ergebnis eines immerwährenden Austauschs von Problemen und Lösungen mit den anderen Rechtsordnungen ist.“⁵²

Einen wissenschaftlichen Schwerpunkt sah er in der „vergleichenden Erforschung des immer mehr zu einer beherrschenden Rolle in Europa aufsteigenden anglo-amerikanischen Rechts“⁵³ – und er trieb sie in Frankfurt, am Sitz des amerikanischen Hauptquartiers, voran. Während er aus seinen persönlichen „Amerika“-Erfahrungen heraus den personellen Austausch zwischen seinem Frankfurter Institut für Rechtsvergleichung und der amerikanischen Rechtswelt förderte, leisteten kriegsgefangene Anglisten wie Gustav Blanke, Kurt Wächtler und Heinrich Stammer nach ihrer Rückkehr Schrittmacherdienste für die Amerikastudien in Deutschland; Gustav Blanke etwa als einer der Gründerväter der Deutschen Gesellschaft für Amerikastudien.⁵⁴

Kulturtransfer und Kriegsgefangenschaft

Es ist schwer genug, den Transfer dieser literarischen und wissenschaftlichen Anregungen nachzuweisen. Es gelingt nur deshalb hin und wieder, weil Hallstein ebenso wie Andersch und Richter einer intellektuellen (und

⁵¹ Zit. nach M. Schönwald, *Hinter Stacheldraht – vor Studenten. Die „amerikanischen Jahre“ Walter Hallsteins, 1944–1949*, in: R. Dietl/F. Knipping (Hrsg.), *Begegnung zweier Kontinente. Die Vereinigten Staaten und Europa seit dem Ersten Weltkrieg*. Trier 1999, S. 31–54, S. 45.

⁵² Ebd.

⁵³ Ebd.

⁵⁴ Vgl. G. Strunz, *American Studies oder Amerikanistik? Die deutsche Amerikawissenschaft und die Hoffnung auf Erneuerung der Hochschulen und der politischen Kultur nach 1945*, Opladen 1999, S. 102 f. und 276.

schreibenden) Elite angehörten, die hinreichend Schriftzeugnisse hinterlassen hat, um für diesen Teilbereich entsprechende Schlussfolgerungen zuzulassen. Adaptionen im Alltagsbereich – etwa von Nahrungsmitteln, Kleidungsstilen und Sportarten – sind anhand der Kriegsgefangenenzeitungen, der Briefe der Kriegsgefangenen an ihre Angehörigen⁵⁵ und der Berichte der amerikanischen Behörden allenfalls noch für die Zeit der Kriegsgefangenschaft nachzuweisen, will man hingegen ihren Transfer nach Deutschland dokumentieren, steht man vor Quellenproblemen, gerade wenn eine repräsentative Aussage angestrebt wird, die Transferakte der arbeitenden Mannschaften verstärkt ins Blickfeld nimmt. Eine problemorientierte, aber nicht unproblematische Zeitzeugenbefragung könnte hier Abhilfe schaffen; das Zeitfenster für solche Studien schließt sich jedoch in naher Zukunft. Besonders beklagenswert ist, dass sich die Literatur bislang oftmals damit begnügt, auf freundschaftliche Kontakte zwischen Kriegsgefangenen und der Zivilbevölkerung des Gewahrsamslandes hinzuweisen, ohne sie auf Austausch- und Transferakte zu prüfen. So finden sich am Ende nahezu aller Aufsätze und Monographien zur westlichen Kriegsgefangenschaft Hinweise auf Freundschaften zwischen Gefangenen und Arbeitgebern, die die Kriegszeit überdauerten, auf Ehen, die nach der Gefangenschaft geschlossen wurden, und auf Bemühungen der Gefangenen, auch nach Ende der Gefangenschaft in ihrem Gewahrsamsland verbleiben zu können.⁵⁶ Obwohl diese Arbeiten anfängliche deutschfeindliche Ressentiments der Bevölkerung oder Diskussionen erwähnen, die etwa in Amerika um eine vermeintliche Verhättschelung der

⁵⁵ Aufgrund dieser Briefe, in denen die Kriegsgefangenen über die gegnerische Gesellschaft nach Hause berichteten, bezeichnet Overmans die Kriegsgefangenen als „Kommunikationsbrücken“ zwischen Gewahrsams- und Heimatland, vgl. Overmans, In der Hand des Feindes (Anm. 6), S. 29 f. Ausschnitte aus den Briefen finden sich in den Akten der Zensurstellen der jeweiligen Gewahrsamsländer, so z. B. in Papieren des amerikanischen Office of Censorship, in: Hoover Institution Archives, Stephen M. Farrand Papers, Box 2.

⁵⁶ Für deutsche Kriegsgefangene in den USA vgl. etwa Sosna (Anm. 44), S. 60; A. Buck, Behind Barbed Wire. German Prisoner of War Camps in Minnesota. St. Cloud 1998, S. 117-119; P. G. O'Brien/Th. D. Isern/D. R. Lumley, Stalag Sunflower. German Prisoners of War in Kansas, in: Kansas History 7 (1984), S. 182-198, S. 197 f.; J. H. Moore, Nazi Troopers in South Carolina, 1944-1946, in: South Carolina Historical Magazine (1980), S. 306-315, S. 311. Für Beispiele aus anderen Ländern vgl. beispielsweise Sullivan, Auf der Schwelle zum Frieden (Anm. 44), S. 419-423, sowie Y. Durand, La captivité. Histoire des prisonniers de guerre français 1939-1945. Préface d'Armand Lanoux de l'Académie Goncourt, Paris ³1982, S. 414-420.

Kriegsgefangenen entbrannten⁵⁷, enden sie durch den Verweis auf die kaum zu überschätzende Wirkung zwischenmenschlicher Kontakte mit einer versöhnenden, ja völkerverständigenden Note: Je mehr die deutschen Kriegsgefangenen bei ihren Arbeitseinsätzen mit Amerikanern, Franzosen oder Briten in Berührung gekommen seien, desto mehr hätten sie die Rolle von „Gesandte[n] in Ketten“⁵⁸, von „good ambassadors“⁵⁹ und „best envoys for peace and understanding“⁶⁰ angenommen und sich auch ihrerseits von den zwischenmenschlichen Kontakten tief beeindruckt gezeigt.⁶¹ Der Wert dieser Freundschaften für die Biographien einzelner Kriegsgefangener dürfte in der Tat kaum zu überschätzen sein. Nicht selten entstanden in diesen Jahren Bindungen, von denen noch die nächste Generation profitierte – etwa indem die Kinder der ehemaligen Kriegsgefangenen die Ferien bei den Freunden im früheren Feindesland verbrachten.⁶² Sie begünstigten – ähnlich wie im Übrigen auch die hinter Stacheldraht verbesserten Fremdsprachenkenntnisse – einen interkulturellen Dialog und schufen mit der Begegnung oft überhaupt erst die Gelegenheiten für Kulturaustausch und -transfer. Gleichwohl ist diesen Bindungen, betrachtet man sie unter dem Aspekt eines möglichen Kulturtransfers, mit Vorsicht zu begegnen: Denn nicht jeder Kontakt mit einer anderen Kultur muss zu einer Aneignung derselben führen – so wenig wie eine persönliche Beziehung zu ein-

⁵⁷ Vgl. etwa Gansberg, *Stalag USA* (Anm. 30), S. 37-39.

⁵⁸ So der Titel eines Artikels über deutsche Kriegsgefangene in Großbritannien, vgl. *Gesandte in Ketten*, in: *Church Times*, 7. März 1947, zit. nach J. Rieger, *Das ökumenische Problem in der Gefangenschaftskirche* (I), in: *Für Arbeit und Besinnung*, Kirchlich-theologische Halbmonatsschrift Nr. 20 (1951), S. 402-413, S. 411.

⁵⁹ O'Brien u. a., *Stalag Sunflower* (Anm. 56), S. 194.

⁶⁰ H. Sulzbach, *Inside Featherstone Park*, in: R. Breitenstein, (Hrsg.), *Total War to Total Trust. Personal Accounts of 30 Years of Anglo-German Relations. The Vital Role of Non-Governmental Organisations*. Introduced by L. Kettenacker, London 1976, S. 10-32, hier S. 27. Ähnlich: Sullivan, *Auf der Schwelle zum Frieden* (Anm. 44), S. 419: Die deutschen Kriegsgefangenen seien „die besten Botschafter ihres Landes“ gewesen.

⁶¹ So ließ sich denn auch Frankreich dazu hinreißen, unter den deutschen Kriegsgefangenen für ein freiwilliges Arbeitsjahr in Frankreich damit zu werben, dass eine solche Arbeitsverpflichtung den Kriegsgefangenen „eine engere Fühlungname mit den französischen Arbeitern und den französischen Arbeitsmethoden“ ermögliche: „Sie tragen somit zur Verständigung beider Völker bei.“, vgl. *Commissariat Général aux Affaires Allemandes et Autrichiennes, Service des Affaires Economiques & Sociales*: „Appel aux prisonniers de guerre allemands“, 18. April 1947, in: *MAE, Europe 1944-1960, Allemagne*, No. 23: *Questions Militaires: Prisonniers de guerre* (Septembre 1946-Septembre 1947), fol. 334-336.

⁶² Für diese Information danke ich Ursula Schmitz, Bonn.

zelen Menschen bedeuten muss, dass man auch deren Kulturkreis schätzen und adaptieren mag. Die Kriegsgefangenen sind in dieser Hinsicht den zahlreichen deutsch-amerikanischen Austauschstudenten der Nachkriegszeit vergleichbar: „Visible results, such as direct personal actions taken or opinions voiced by participants upon their return home“⁶³ sind nur selten nachzuweisen⁶⁴, und die Hoffnung der Stiftungen und Organisationen, Austauschprogramme und internationale Begegnungen würden per se gegenseitiges Verständnis fördern, klingen bisweilen ebenso vage wie hilflos.⁶⁵

Viel versprechende Ansätze, Transfer konkret nachzuweisen, sind in der Kriegsgefangenenforschung selten. Zu den wenigen Fundstellen, die es zu dieser Fragestellung abseits der Untersuchungen zu den Auswirkungen der politischen Umerziehung gibt⁶⁶, zählt ein kurzer Hinweis darauf, dass kriegsgefangene Franzosen in Deutschland Kenntnisse und Fertigkeiten erwarben, die sie nach Kriegsende in ihrer Heimat zu nutzen wussten:

„La découverte du mode de vie du pays de leur détention et de ses techniques de production enrichit les captifs, incitant même certains d'entre eux à importer en France, à leur retour, les méthodes apprises chez l'employeur ennemi.“⁶⁷

⁶³ H. J. Kellermann, *Cultural Relations as an Instrument of U.S. Foreign Policy. The Educational Exchange Program Between the United States and Germany 1945–1954*, Washington D.C. 1978 (Cultural Relations Program of the U.S. Department of State, Historical Studies 3), S. 209.

⁶⁴ Eine Ausnahme: das Engagement ehemaliger französischer Kriegsgefangener bei der Entstehung deutsch-französischer Städtepartnerschaften, vgl. Durand, *La captivité* (Anm. 56), S. 420, sowie kritischer: F. Cochet, *La captivité de 1939–1945 et les jumelages des villes. Du rêve au réveil*, in: S. Caucanas/R. Cazals/P. Payen (Hrsg.), *Contacts entre peuples et cultures. Les prisonniers de guerre dans l'histoire*. Toulouse Cedex 2003, S. 293–304.

⁶⁵ Ähnlich kritisch bereits J. Paulmann, *Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts*, in: HZ 267 (1998), S. 649–685, S. 649.

⁶⁶ Vgl. zuletzt R. Robin, *The Barbed-Wire College. Reeducating German POWs in the United States during World War II*. Princeton, New Jersey 1995, S. 128–144. In diesem Rahmen spannend auch H. Leidinger/V. Moritz, *Gefangenschaft, Revolution, Heimkehr. Die Bedeutung der Kriegsgefangenenproblematik für die Geschichte des Kommunismus in Mittel- und Osteuropa 1917–1920*. Wien/Köln/Weimar 2003.

⁶⁷ Ch. Lewin, *Le retour des prisonniers de guerre français – naissance et développement de la F.N.P.G., 1944–1952*. Paris 1987, S. 105. Die „berufliche Weiterbildung“ stand auch bei den deutschen Kriegsgefangenen in den USA an immerhin dritter Stelle, als sie danach gefragt wurden, was sie während ihrer amerika-

Doch steht auch für diese interessante Beobachtung die empirische Überprüfung noch aus.⁶⁸ Immerhin aber wurde der Themenkomplex jüngst auf die Tagesordnung einer Konferenz zur Kriegsgefangenenforschung gesetzt: Als sich im Mai 2002 unter französischer Ägide zahlreiche Historiker in Carcassone zusammenfanden, um die Kriegsgefangenschaft unter dem Aspekt „Contacts entre peuples et cultures“ zu betrachten, widmeten sie dem Austausch zwischen den Völkern und Kulturen eine eigene Sektion.⁶⁹ Auf dieser Konferenz stellte Adam J. Kosto eine Mittlergruppe ins Zentrum seiner Überlegungen, deren Analyse Erkenntnisgewinn für unsere Fragestellung verspricht, obwohl sie den Kriegsgefangenen nicht ohne weiteres zuzuordnen ist: die Geiseln des Mittelalters. Für diese Gruppe arbeitete er vier Merkmale heraus, die eine Geisel zu einem besonders guten Kulturmittler machen: „son age, son statut social, ses conditions de captivité et le contexte meme de l'accord pour lequel il est donné“.⁷⁰ Will sagen: Geiseln waren in dieser Zeit überlicherweise jung und folglich leicht zu beeindrucken; sie entstammten normalerweise einflussreichen, wenn nicht den herrschenden Familien und waren nach ihrer Freilassung in der Lage, die kulturelle Entwicklung ihres Landes (von oben) zu beeinflussen; sie wurden in der Regel von ihrem Gastland standesgemäß behandelt und hatten deshalb Zugang zu den höchsten Kreisen: „Dans de telles conditions, l'otage n'est pas isolé des courants culturels du pays qui l'accueille, mais en est plutot au centre“⁷¹; und außerdem musste das Gastland Interesse daran haben, die Geisel in ihrem Sinne zu beeinflussen und freundschaftliche Gefühle für das eigene Land in ihm zu wecken, um später über die freigegebene Geisel Einfluss auf die Politik des ehemaligen Feindstaates nehmen zu können.

Zweifelsohne waren solch exzellente Rahmenbedingungen für einen Kulturtransfer bei der breiten Masse der Kriegsgefangenen nicht gegeben; letzteren fehlte es in der Regel nicht nur an Einfluss in der eigenen Gesell-

nischen Kriegsgefangenschaft gelernt hätten. Technologie- und Wissenstransfer durch die Kriegsgefangenen ins Nachkriegsdeutschland scheint also zumindest denkbar. Vgl. Office of the Provost Marshal General: Poll of German Prisoner of War Opinion, in: NARA RG 389.459A Box 1655, S. 22.

⁶⁸ Vgl. F. Boudot, Le retour des prisonniers de guerre, in: Comité d'histoire de la deuxième guerre mondiale (Hrsg.), La libération de la France. Actes du Colloque International tenu à Paris du 28 au 31 octobre 1974. Paris 1976, S. 705-719, S. 717.

⁶⁹ Vgl. Caucanas/Cazals/Payen (Anm. 64), Contacts entre peuples et cultures.

⁷⁰ Adam J. Kosto, L'otage comme vecteur d'échange culturel du IV^e au XV^e siècle, in: Caucanas/Cazals/Payen, Contacts entre peuples et cultures (Anm. 64), S. 171-182, hier S. 179.

⁷¹ Ebd., S. 180.

schaft, sondern auch an einem mehr oder minder ungehemmten Zugang zu der fremden. Zu hohe Erwartungen, das wird durch den Vergleich mit den Geiseln des Mittelalters deutlich, wird man an die Kriegsgefangenen als Kulturmittler nicht stellen dürfen. Anders als die Geiseln waren sie eben nicht „un intermédiaire culturel particulièrement bon“⁷². Und doch bestechen die Kriegsgefangenen durch ihre bloße Anzahl – deutsche Soldaten verbrachten im Zweiten Weltkrieg mehr Mannjahre in Gefangenschaft als im Kriegseinsatz⁷³ und lebten bei Kriegsende im Gewahrsam von rund zwanzig Nationen auf allen Kontinenten⁷⁴ – ebenso wie durch ihre soziale Inhomogenität, die Zufälligkeit ihrer Länderkontakte und die Dauer ihres Aufenthaltes. Schon der Krieg hatte für viele Soldaten „nolens volens zunächst einmal die Möglichkeit zum Kennenlernen der Welt“⁷⁵ eröffnet und sie mit fremden Sprachen, Sitten und Kulturen in Kontakt gebracht; die Kriegsgefangenschaft hielt sie nun über Monate und Jahre in fremden Ländern fest. Dass Reinhold Pabel seine Gefangenschaft deshalb gleich „als eine Art ‚Studienreise‘ in ein fremdes Land“⁷⁶ bezeichnet und eine englische Arbeit feststellt, die Erlebnisse deutscher Kriegsgefangener in Großbritannien hätten eine „Erweiterung ihres Horizontes“ bewirkt, „wie sie der moderne Massentourismus niemals bewerkstelligen kann“⁷⁷, mag angesichts der Leiden manch weniger glücklicher Leidgenossen frivol erscheinen. Und doch ist mit Ute Frevert festzustellen: „Wars held the potential, in a positive as well as in a negative way, to forge relationships across national borders. What makes these relationships special for historians is the fact that they were not restricted to social elites.“⁷⁸

⁷² Ebd., S. 179.

⁷³ Vgl. Overmans, In der Hand des Feindes (Anm. 6), S. 19f.

⁷⁴ Vgl. E. Maschke, Deutsche Kriegsgefangenengeschichte. Der Gang der Forschung, in: Ders. (Hrsg.), Die deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges. Eine Zusammenfassung. München 1974 (Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges 15), S. 3-37, hier S. 3.

⁷⁵ Bracher, Zwischen Geschichte und Politik (Anm. 49), S. 277: „Ich war ja zuvor nicht weiter als von Stuttgart nach Heidelberg gekommen, nach Süden bis zum Bodensee.“

⁷⁶ Pabel, Feinde sind auch Menschen (Anm. 23), S. 122.

⁷⁷ Sullivan, Auf der Schwelle zum Frieden (Anm. 44), S. 419.

⁷⁸ U. Frevert, Europeanizing German History. Eighteenth Annual Lecture of the GHI, November 18, 2004, in: Bulletin of the German Historical Institute Washington, DC (Spring 2005), No. 36, S. 9-24, S. 13.

Ausblick

Dass der Kulturtransfer im Krieg, so wie er hier am Beispiel der deutschen Kriegsgefangenen in amerikanischem Gewahrsam skizziert wurde, auch in die entgegengesetzte Richtung verlaufen konnte, dass der Kontakt zu den Kriegsgefangenen die Gesellschaft ihrer Gewahrsamsmacht punktuell zu verändern vermochte, kann hier nur angedeutet werden. So sollen etwa die deutschen Kriegsgefangenen während des Ersten Weltkriegs wegen ihres landwirtschaftlichen Könnens im ganzen Zarenreich sehr geschätzt gewesen sein; auch von den modernen Behandlungsmethoden der deutschen Lagerärzte sollen – nach Angaben eines *deutschen* Arztes – viele russische Ärzte profitiert haben.⁷⁹ Elsa Brändström, die sich als germanophiler „Engel von Sibirien“ um die deutschen Kriegsgefangenen sorgte, ging sogar so weit, die deutschen Gefangenen als „Kulturpioniere in Sibirien“⁸⁰ zu preisen, auch wenn sie am Ende ihrer Darstellungen etwas betreten feststellen musste:

„Wir können heute noch nicht bewerten, wie tief die germanische Kultur, vertreten durch fast zwei Millionen Kriegsgefangene, in Rußland und Sibirien, das russische Kultur- und Wirtschaftsleben beeinflusst hat. Aber wenn sich heute, nach 200 Jahren, noch die Spuren der Gefangenen schwedischer Karolinen, der Soldaten Karl XII., in Sibirien feststellen lassen, so kann unmöglich der Einfluß dieser großen germanischen Kontingente aus der Zeit des Weltkrieges an Rußland spurlos vorübergegangen sein.“⁸¹

Auch hier tut sich also ein weites Untersuchungsfeld auf.

Es mag deutlich geworden sein, wie vielversprechend bei aller Problematik die Fragestellung, wie fragmentarisch indes noch immer die Forschungslage zum Kulturtransfer durch Kriegsgefangene ist. Hier war es

⁷⁹ Vgl. G. H. Davis, *Deutsche Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg in Rußland*, in: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 31 (1982), Nr. 1, S. 37-49, S. 41 und 44. Ähnlich K. Scharping, *In russischer Gefangenschaft. Die kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen der deutschen Kriegsgefangenen in Rußland*. Dargestellt nach den Akten des Elsa-Brändström-Archivs und des Archivs und Museums der Kriegsgefangenschaft. Berlin 1939, S. 53; problematisch hier allerdings die kulturelle Rückständigkeit bzw. Unterlegenheit Russlands als Prämisse der 1939 publizierten Arbeit.

⁸⁰ E. Brändström, *Die deutschen Kriegsgefangenen als Kulturpioniere in Sibirien*, in: *Bundesvereinigung der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen* (Hrsg.), *In Feindesland. Die Gefangenschaft im Weltkriege in Einzeldarstellungen*. Bd. 1. Zusammengestellt und eingerichtet von H. Weiland und L. Kern, Wien 1931, S. 122 f.

⁸¹ Ebd.

nur möglich, einen ersten Blick auf die Kriegsgefangenen als Mittlergruppe zu wagen und auf einige ihrer Eigenheiten hinzuweisen. Eine größere empirische Untersuchung könnte im Detail zu klären versuchen, inwiefern sich die Amerikaerfahrungen und die Transferleistung der nach Deutschland zurückkehrenden Kriegsgefangenen von jener anderer Mittlergruppen, vor allem der Remigranten, unterschied und welche Elemente der amerikanischen Kultur sie unter den besonderen Umständen der Gefangenschaft am ehesten zur Adaption reizten. Die Kriegsgefangenschaft muss, die Literaturwissenschaft hat das bereits erkannt⁸², als Erfahrungsfeld neben das des Exils gestellt und wie dieses auf Impulse, Neuansätze und Kontinuitäten geprüft werden.

⁸² Vgl. etwa V. Ch. Wehdeking, Der Nullpunkt (Anm. 48), S. 136-142, sowie G. Ackermann, Literatur und Kriegsgefangenschaft, in: Juni. Magazin für Kultur & Politik am Niederrhein 4 (1990), S. 53-61, hier S. 55.

Brigitte Leucht

Netzwerke als Träger grenzüberschreitenden Kulturtransfers. Transatlantische Politiknetzwerke bei der Schuman-Plan-Konferenz 1950/51

Einleitung

In einer Pressekonferenz am 9. Mai 1950 schlug der französische Außenminister Robert Schuman vor, die französische und die westdeutsche Kohle- und Stahlproduktion zusammen zu legen und einer gemeinsamen supranationalen Hohen Behörde zu unterstellen. Die Tragweite der Schuman-Plan-Erklärung hing zum einen damit zusammen, dass der Kohle- und Stahlbereich eine zentrale Stellung in der Kriegswirtschaft (Waffenproduktion) einnahm. Die Entscheidung, gerade diesen Bereich als Basis der deutsch-französischen Zusammenarbeit zu wählen, hatte damit hohe symbolische Bedeutung. Zum anderen enthielt der Schuman-Plan die Zielsetzung, die Grundlage einer künftigen europäischen politischen Union zu sein. Die Erklärung des französischen Außenministers richtete sich an die Bundesrepublik Deutschland, die Teilnahme stand jedoch auch anderen interessierten westeuropäischen Staaten frei. Am 20. Juni 1950 nahmen Frankreich, die Bundesrepublik, die Benelux-Staaten und Italien in Paris internationale Verhandlungen auf. Am 18. April 1951 unterzeichneten die sechs Staaten den Vertrag zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKSV).

Hier wird davon ausgegangen, dass der EGKSV das Produkt eines komplexen Verhandlungsprozesses einer Vielzahl von individuellen und kollektiven, von privaten und öffentlichen (staatlichen) Akteuren beiderseits des Nordatlantik ist.¹ Davon ausgehend verfolgt der Aufsatz zwei Zielsetzungen:

Erstens möchte ich zeigen, dass das Konzept des Politiknetzwerks, welches aus den Sozialwissenschaften stammt, für die Historiografie der frühen europäischen Integrationsgeschichte bzw. der Geschichte der transatlantischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg nutzbar gemacht werden kann. Politiknetzwerke können eine wichtige Rolle als Träger

¹ Der Aufsatz ist Teil der an der University of Portsmouth entstehenden Doktorarbeit zum Thema "Transatlantic policy networks and the formation of the European Coal and Steel Community 1950/51".

grenzüberschreitenden Kulturtransfers spielen, der in diesem Band im Mittelpunkt steht.

Zweitens möchte ich die transatlantischen Politiknetzwerke vorstellen, die 1950/51 an den Schuman-Plan-Verhandlungen teilgenommen bzw. den Verhandlungsverlauf geprägt und beeinflusst haben. Der Schwerpunkt liegt hier darauf, deren Umfang und Strukturen zu skizzieren und in den größeren Rahmen der transnationalen und transatlantischen Netzwerke einzubetten. Die internen Funktionsweisen spezifischer Netzwerke und die Kooperation bzw. Überlappung von Netzwerken werden hier nicht näher beschrieben. Auch dem Einfluss spezifischer Netzwerke auf (a) die Formulierung von themenvorgebenden und themenbestimmenden Schriftstücken wie etwa internen Arbeitspapieren oder Tagesordnungen für Besprechungen und (b) auf die Verhandlungen wird nicht nachgegangen. Die vorliegende Netzwerk-Rekonstruktion gründet auf neuen Primärquellen und gedruckten Quellen mit innovativen Fragestellungen.

Forschungsrahmen

Die Geschichte der frühen europäischen Integration hat die Schuman-Plan-Verhandlungen als eine internationale Konferenz europäischer Staaten beschrieben.² Die Schuman-Plan-Konferenz kann in mehrere Phasen unterteilt werden, in denen bestimmte Teile des Vertrags ausgearbeitet wurden. Historiografische Darstellungen haben dieses chronologische und thematische Schema übernommen. So gibt es eine Reihe von Konferenzbeiträgen und Aufsätzen, die den institutionellen Aspekten des Vertrags gewidmet sind.³ Daneben befassen sich andere Beiträge mit den wirtschaftlichen Artikeln des EGKSV.⁴ Die Geschichte der Entstehung der wirtschaftlichen Vertragsbestimmungen wird zudem mit der Geschichte der Reorganisation der westdeutschen Schwerindustrie nach dem Ende des

² Z. B. D. Spierenburg/R. Poidevin, *The history of the High Authority of the European Coal and Steel Community: Supranationality in operation*. London 1994.

³ Vgl. C. F. Ophüls, *Zur ideengeschichtlichen Herkunft der Gemeinschaftsverfassung*; in: E. von Caemmerer/H. Schlochauer/E. Steindorff (Hrsg.), *Probleme des europäischen Rechts. Festschrift für Walter Hallstein zu seinem 65. Geburtstag*, Frankfurt a. M. 1966, S. 387-413; H. Küsters, *Die Verhandlungen über das institutionelle System zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl*, in: K. Schwabe (Hrsg.), *Die Anfänge des Schuman Plans 1950/51*, Baden-Baden 1988, S. 73-102.

⁴ Vgl. M. Kipping, *Zwischen Kartellen und Konkurrenz Der Schuman-Plan und die Ursprünge der europäischen Einigung 1944–1952*, Berlin 1996 (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 46).

Zweiten Weltkriegs verknüpft.⁵ Der englische Wirtschaftshistoriker Alan Milward, der sich in seiner Forschung vor allem auf Regierungsquellen stützt, hat einen umfassenden Erklärungsansatz für die europäische Integration entwickelt, bei dem nahezu ausschließlich die nationalen Regierungen als Motor der europäischen Integration erscheinen.⁶ Dieser Zugang zur Politikentwicklung vernachlässigt jedoch jeglichen transnationalen Einfluss. Demgegenüber haben andere Historiker einen transnationalen Zugang zur europäischen Integration sowie die Untersuchung transnationaler Netzwerke auf europäischer Ebene befürwortet.⁷ Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die europäische Integrationsgeschichte die Entstehung des EGKSV aus einem intergouvernementalen Blickwinkel rekonstruiert hat. Die Rolle einzelner und kollektiver Akteure, privater und öffentlicher (staatlicher) Akteure in der Vorbereitung der Verhandlungen und bei den Verhandlungen selbst hingegen wurde bislang kaum berücksichtigt. Ebenso hat es die Historiografie der europäischen Integration versäumt, den Beitrag von US-amerikanischen Akteuren und Netzwerken bei der EGKS-Gründung entsprechend zu bewerten.

Die Historiografie der transatlantischen Beziehungen hat den „amerikanischen Einfluss“ auf die Schuman-Plan-Verhandlungen untersucht. So lässt sich die Schuman-Plan-Konferenz als Ergebnis der neuen amerikanischen Hegemonie über Westeuropa nach 1945 verstehen. Diese These vertritt insbesondere Geir Lundestad, demzufolge sich das amerikanische Imperium gegenüber anderen Imperien dadurch auszeichnete, dass es „auf Einladung“ errichtet wurde („empire by invitation“).⁸

Lundestad folgend, propagierten und förderten die USA in ihrem Kampf gegen den sowjetischen Kommunismus die Bildung eines demokratischen und kapitalistischen Westeuropa in einem atlantischen Rahmen.

⁵ Vgl. V. Berghahn, *Unternehmer und Politik in der Bundesrepublik*, Frankfurt a. M. 1985; J. Gillingham, *Coal, Steel, and the Rebirth of Europe, 1945–55. The Germans and the French from Ruhr conflict to economic community*. New York u. a. 1991; A.W. Lovett, *The United States and the Schuman Plan. A study in French diplomacy*, in: *Historical Journal*, 39.2 (1996), S. 425–455.

⁶ Vgl. A. Milward, *The European Rescue of the Nation-State*, London² 1994.

⁷ W. Kaiser, *Transnational Western Europe since 1945: integration as political society formation*, in: ders.; P. Starie, (Hrsg.), *Transnational European Union: Towards a political space*, London 2005, S. 17–35.

⁸ Vgl. G. Lundestad, „Empire“ by integration. *The United States and European integration, 1945–1997*, Oxford 1998. Vgl. weiter zur Unterscheidung „formales“ versus „informales“ Imperium Volker Berghahn, *Introduction: German big business and the quest for a European economic empire in the twentieth century*, in: ders. (Hrsg.), *Quest for economic empire: European strategies of German big business in the twentieth century*, Providence/Oxford 1996, S. 1–33, S. 4.

Die europäische Integration sollte das atlantische Bündnis ergänzen und stärken. Andere Autoren haben diese These insofern modifiziert, als sie herausgearbeitet haben, wie z. B. Frankreich und andere Länder das amerikanische Imperium aktiv (mit)gestaltet haben.⁹ Wie auch immer einzelne Autoren das amerikanische Imperium in der frühen Nachkriegszeit bewerteten, die Schuman-Plan-Konferenz wurde stets als intergouvernementale Austragung nationaler Interessenskonflikte dargestellt und nicht als transnationale Kooperation europäischer und US-amerikanischer Akteure. Pascaline Winand hat in ihrer 1993 erschienenen Monografie "Eisenhower, Kennedy, and the United States of Europe" das "atlantische Netzwerk" über die Regierungsebenen hinaus rekonstruiert. Winands Forschungsinteresse gilt jedoch vorwiegend der Zeit nach der Präsidentschaft Trumans.¹⁰ Andere Werke, die über die Regierungsebene hinausgehen, beschäftigen sich mit einzelnen transatlantischen Schlüsselfiguren wie dem Franzosen Jean Monnet und dem US-amerikanischen Hochkommissar für Deutschland, John J. McCloy.¹¹ In seiner Monografie "America and the intellectual Cold Wars in Europe", die sich ausgehend von der Biografie Shepard Stones mit der kulturellen Komponente des Kalten Krieges befasst, plädiert Volker Berghahn für eine gründlichere Erforschung der sozio-kulturellen Dimension des Kalten Krieges. Dazu gehörte auch die umfassende Rekonstruktion von Netzwerken aus Bankleuten und anderen Akteuren des wirtschaftlichen Lebens, Beamten, Akademikern und Intellektuellen.¹²

⁹ Vgl. W. Hitchcock, *France restored. Cold War diplomacy and the quest for leadership in Europe*, Chapel Hill/London 1998.

¹⁰ P. Winand, *Eisenhower, Kennedy, and the united states of Europe*, New York 1993.

¹¹ T. Schwartz, *America's Germany. John McCloy and the Federal Republic of Germany*, Cambridge/MA und London 1991; K. Bird, *The chairman. John J. McCloy. The making of the American establishment*, New York et. al. 1993; D. Brinkley/C. Hackett (Hrsg.), *Jean Monnet: The path to European unity*, New York 1991; F. Duchene, *Jean Monnet. The first statesman of interdependence*, New York und London 1994; H. Schröder, *Jean Monnet und die amerikanische Unterstützung für die europäische Integration 1950–1957*, Frankfurt a. M. u. a. 1994.

¹² Vgl. V. Berghahn, *America and the intellectual Cold Wars in Europe. Shepard Stone between philanthropy, academy, and diplomacy*, Princeton und Oxford 2001, S. 284. Berghahn bezieht jedoch weder das Problem, noch die Historiografie der europäischen Integration mit ein.

Transnationale Netzwerke und transatlantische Politiknetzwerke

Netzwerke sind dann transnational, wenn zumindest einer der beteiligten Akteure eine nicht-staatliche Funktion innehat bzw. weder die Regierung eines Staates, noch eine internationale Organisation vertritt.¹³ Transnationale Netzwerke transportieren und mobilisieren Informationen, Wissen und Werte über nationale Grenzen hinaus.¹⁴ Sind diese Netzwerke aus Akteuren beiderseits des Nordatlantiks zusammengesetzt, so können sie darüber hinaus als transatlantische Netzwerke gelten.

Das innerhalb der Sozialwissenschaften entwickelte Netzwerk-Konzept hat drei Ansätze hervorgebracht, wobei jener des Politiknetzwerks (*policy network*) zum primären Instrument der Netzwerkanalyse in den Politikwissenschaften geworden ist. Die verwandten Netzwerk-Ansätze der *epistemic community* und der *advocacy coalition* sind enger definiert als jener des *policy network*.¹⁵ Es geht hier jedoch ausschließlich darum, das Politiknetzwerk-Konzept für eine historiografische Arbeit nutzbar zu machen. Das heißt, dass konzeptuelle und terminologische Anleihen beim Netzwerk-Konzept gemacht werden, wenn es die Primärquellen nahelegen. Damit klammere ich die Schlüsselprobleme der politikwissenschaftlichen Debatte zum Netzwerk-Konzept aus.¹⁶ Politiknetzwerke können als eine Einheit öffentlicher, quasi-öffentlicher und privater Akteure verstanden werden, die voneinander abhängig sind und auf Grund dieser Abhängigkeit Beziehungen zueinander pflegen.¹⁷ Der Politiknetzwerk-Ansatz bietet ein theoretisches Gerüst an, mit dessen Hilfe Entscheidungs(findungs)prozesse analysiert werden können, die eine Vielzahl von individuellen und kollektiven Akteuren einbeziehen. Er anerkennt und erfasst die komplexen Beziehungen zwischen einzelnen staatlichen Abteilungen und

¹³ Th. Risse-Kappen, *Cooperation among democracies The European influence on U.S. foreign policy*. Princeton 1995, S. 3.

¹⁴ Vgl. M. Betsill; H. Bulkey, *Transnational Networks and Global Environmental Governance: The Cities for Climate Protection Program*. *International Studies Quarterly* 48 (2004), S. 471-493, hier S. 474.

¹⁵ Für eine konzise Darstellung der verschiedenen Ansätze s. hervorragend K. Heard-Lauréote, *Transnational networks. Informal governance in the European political space*, in: Kaiser/Starie, *Transnational European Union* S. 36-60.

¹⁶ Es handelt sich u.a. um die Frage, ob die Träger oder die Strukturen einen entscheidenden Einfluss auf die Politikentwicklung haben; um das Verhältnis von Politiknetzwerk und -ergebnis; um mögliche Klassifizierungen und Ebenen der Analyse usf. siehe D. Marsh, *The development of the policy network approach*, in: ders., *Comparing policy networks*, Buckingham 1998, S. 3-17, hier S. 13-16.

¹⁷ Vgl. J. De Bruijn/E. ten Heuvelhof, *Policy networks and governance*, in: D. Weimer (Hrsg.), *Institutional design*, Boston 1995, S. 161-181.

Organisationen, Interessenvertretungen bzw. -gruppen und anderen Gruppierungen, die den politischen Entscheidungsprozess mitbestimmen. Der Ansatz ist bezüglich seiner Anwendbarkeit auf politische Prozesse in der heutigen EU nicht unumstritten, wobei argumentiert wurde, die Entscheidungsprozesse in der EU zeichneten sich durch ein zu hohes Ausmaß an Fluidität und Komplexität aus.¹⁸ Zumindest bietet der Politiknetzwerk-Ansatz das Potenzial, politische Entscheidungsprozesse über das nationale Paradigma hinaus zu verstehen, welches die europäische Integrationsgeschichte so lange dominiert und nachhaltig geprägt hat. Der Begriff des Politiknetzwerks hat gegenüber dem einfachen Netzwerk-Begriff, den etwa Pascaline Winand ihrer Diskussion eines „atlantischen Netzwerks“ zu Grunde legt, mindestens zwei Vorteile: Erstens verbindet Politiknetzwerk terminologisch und konzeptuell die Ebene der Akteure (Netzwerk) mit der inhaltlichen Ebene (Politik). Bei den Schuman-Plan-Verhandlungen kam es sowohl auf der Ebene der Akteure als auch auf inhaltlicher Ebene zu transatlantischer Zusammenarbeit bzw. Auseinandersetzung. Politiknetzwerke trachten danach, bestimmte Interessenbereiche zu gestalten und ihre kollektiven Vorstellungen innerhalb dieser Bereiche zu verwirklichen.

Zweitens lässt sich der Politiknetzwerk-Begriff damit in die Logik des Kulturtransfers einordnen, denn auch das Konzept des Kulturtransfers betont die Verknüpfung von Akteuren und Inhalten. Kulturtransfer ist ein dynamischer Prozess, der (a) die Ausgangskultur, (b) die Vermittlerfiguren und Vermittlerinstanzen und (c) die Zielkultur miteinander verbindet.¹⁹ Das Politiknetzwerk-Konzept und die Kulturtransferforschung ergänzen und befruchten einander.

Bei der Rekonstruktion von Politiknetzwerken stehen die Vermittlerfiguren und -instanzen im Mittelpunkt. Das Interesse gilt hier den transatlantischen Politiknetzwerken als Mittler kulturellen Transfers. Die Objekte, Praktiken, Texte, oder allgemeiner, die Produkte des Kulturtransfers, welche die Akteure und Netzwerke übertragen bzw. sich angeeignet haben, stehen zwar nicht im Mittelpunkt, müssen aber gerade wegen der Verknüpfung von Akteuren und Inhalten angerissen werden.²⁰ Bei den Schuman-Plan-Verhandlungen ging es darum, eine politisch-wirtschaftliche Ordnung für den späteren EGKS-Raum herzustellen. Die Politikbe-

¹⁸ Vgl. P. Heywood/V. Wright, Executives, bureaucracies and decision-making, in: M. Rhodes/P. Jeywood/V. Wright (Hrsg.), Developments in West European Politics, New York 1997, S. 75-94.

¹⁹ Vgl. H. Mitterbauer, Kulturtransfer – ein vielschichtiges Beziehungsgeflecht? newsletter Moderne, 2.1 (1999), S. 23-25, hier S. 23.

²⁰ In den Hintergrund treten auch die spezifischen Formen von Übertragungs- und Aneignungsprozessen.

reiche, welche die transatlantischen Politiknetzwerke gestalteten, waren zum einen das institutionelle Gefüge der zu gründenden europäischen supranationalen Gemeinschaft und zum anderen die wirtschaftlichen Bestimmungen, die das Prinzip des freien Wettbewerbs im Geltungsbereich des künftigen Vertrags garantieren sollten. Dies betraf vor allem die Antikartell-Bestimmungen des EGKSV, die Artikel 65 und 66.²¹ Es sind die politisch-rechtlichen Konzepte, welche die transatlantischen Politiknetzwerke übertragen bzw. sich angeeignet haben. Vereinfacht gesagt handelt es sich um Ideen, die in den USA umgesetzt worden waren (ein föderatives System und Antikartell-Gesetze bzw. -Rechtssprechung) und die nun für einen europäischen Vertrag rezipiert wurden.

Nun ließe sich fragen, ob auf inhaltlicher Ebene nicht schlicht von einer „Amerikanisierung“²² des europäischen Vertrags zu sprechen ist. Amerikanisierung spiegelt das bereits vorgestellte Argument von amerikanischem Einfluss wider.²³ Das Konzept einer Amerikanisierung vernachlässigt jedoch den prozessualen Charakter von Politikentwicklung und Entscheidungsfindungen. Die Kulturtransferforschung eröffnet außerdem eine neue Perspektive auf die Ausgangs- und Rezeptionskultur: „Nicht der Wille zum Export, sondern die Bereitschaft zum Import steuert hauptsächlich die Kulturtransferprozesse.“²⁴ Zudem stellt das Amerikanisierungs-

²¹ Vgl. dazu ausführlich B. Leucht, Die Gründung des „Neuen Europa“, 1950/51. Die Bedeutung einer transatlantisch-rechtlichen Perspektive für die Erforschung der europäischen Integration, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit, 3.2 (2003), S. 53-66.

²² Für Definitionen des Begriffs und Differenzierung s. P. Gassert, Amerikanismus, Antiamerikanismus, Amerikanisierung. Neue Literatur zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des amerikanischen Einflusses in Deutschland und Europa, in: Archiv für Sozialgeschichte, 39 (1995), S. 531-561.

²³ Amerikanisierung wurde stets als eine Unterkategorie der Geschichte der internationalen Beziehungen und der traditionellen Diplomatiegeschichte verstanden. Dabei wird der Diskurs über Amerikanisierung unter solchen Überschriften wie „kulturelle Beziehungen“ oder „Kulturdiplomatie“ abgehandelt. Vgl. z. B. R. Pells, Not like us: How Europeans have loved, hated, and transformed American culture since World War II, New York 1997. Amerikanisierung wird der Westernisierung und der Globalisierung gegenübergestellt, manchmal werden die Phänomene auch gleichgesetzt. Für die Phase nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es eine Reihe von Arbeiten, die die Amerikanisierung auf binationaler Ebene untersuchen. Von besonderem Interesse für die Forschung sind hierbei die deutsch-amerikanischen und die franko-amerikanischen Beziehungen gewesen. Vgl. A. Doering-Manteuffel, Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999 bzw. R. Kuisel, Seducing the French: The dilemma of Americanization, Berkeley 1993.

²⁴ Vgl. M. Middell, Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu

Konzept nicht die Frage nach der Rolle von Mittlern des Transfers. Zusammenfassend ist zu sagen, dass das Konzept des Kulturtransfers weitaus besser geeignet ist als dasjenige der Amerikanisierung, um jenen komplexen Verhandlungsprozess zu erfassen, dessen Ergebnis der EGKSV war.

Transatlantische Politiknetzwerke und die Schuman-Plan-Konferenz

Offiziell nahmen die sechs nationalen Delegationen der künftigen EGKS-Mitgliedsstaaten an der Pariser Konferenz zum Schuman-Plan teil. Die Verhandlungsteams bestanden jeweils aus einem Delegationsleiter, den Delegierten sowie so genannten „Experten“, und einem Sekretariat, das für organisatorische und administrative Belange zuständig war. Zusätzlich zu den Delegationen wurden fachliche Ausschüsse gebildet, die sich den folgenden Themen widmeten: Institutionelle Fragen; Wirtschafts- und Zollpolitik; Nomenklatur; Produktion, Preise und Investitionen; Löhne und soziale Fragen; sowie Information. Die fachlichen Ausschüsse waren mit Vertretern aus den sechs Delegationen besetzt. Die institutionellen Fragen und die Organisation der Montangemeinschaft diskutierte ein Arbeitsausschuss, der aus den Delegationsleitern bestand.²⁵ Im Spätsommer 1950 wurde zudem ein Koordinierungsausschuss (*comité restreint*) eingesetzt, der aus den Delegationsleitern und jeweils zwei bis drei Mitarbeitern bestand und der die Verhandlungen leiten sollte.²⁶ Die Vereinigten Staaten waren nicht an den Schuman-Plan-Verhandlungen beteiligt. Sie hatten nicht einmal offiziellen Beobachterstatus. Trotzdem wurden die USA während des gesamten Verhandlungsverlaufs über die Entwicklung der Gespräche informiert. Darüber hinaus spielten einzelne amerikanische Akteure eine Rolle in der Vertragsausarbeitung.²⁷

ihrem Verhältnis. *Comparativ*, 10.1 (2000), S. 7-41, hier S. 20f.

- ²⁵ Die Mitglieder der Delegationen und der Ausschüsse nennt nur teilweise H. Dichgans, *Montanunion. Menschen und Institutionen*. Düsseldorf, Wien 1980, S. 58-60. Umfassende Listen der Akteure sind in den unveröffentlichten Regierungsquellen zugänglich: z.B. Auswärtiges Amt, Politisches Archiv, Sekretariat für Fragen des Schuman-Plans [AA-PA/B 15]. S. AA-PA/B 15/Bd. 53 (für Juni 1950) und Bd. 57 (für Listen mit Stand September 1950).
- ²⁶ Die erste Sitzung des Koordinierungsausschusses fand am 31.8.1950 statt. S. 5.9.1950 Notiz Ulrich Sahm für die Dienststelle für Auswärtige Angelegenheiten im Bundeskanzleramt. AA-PA/B 15/Bd. 99.
- ²⁷ Zur Schuman-Plan-Konferenz vgl. die Quellenausgabe *Foreign Relations of the United States [FRUS] 1950, III, 691-767* sowie *FRUS 1951, IV, 86-138*.

Die internationalen Pariser Verhandlungen fanden im Rahmen zahlreicher Sitzungen auf unterschiedlichen Ebenen statt. Neben den formalen Besprechungen kam es auch in informellem Rahmen zu einem regen Informationsaustausch zwischen den Akteuren der Schuman-Plan-Verhandlungen, so z. B. am Rande der offiziellen Gespräche oder bei gemeinsamen Abendessen.²⁸ Die Akteure der Pariser Verhandlungen arbeiteten in unterschiedlichen Konstellationen und aus verschiedenen Beweggründen zusammen. Was die Akteure jedoch teilten, war ihre Überzeugung, dass die Idee der europäischen Integration förderungswürdig wäre. Und sie erkannten, dass die europäische Integration nur mit ihrer aktiven Unterstützung verwirklicht werden konnte. Im Rahmen der Besprechungen um das institutionelle System der Montangemeinschaft und verstärkt bei den Verhandlungen um die Antikartell-Bestimmungen des EGKSV kam es zur Zusammenarbeit von zumindest drei Politiknetzwerken. Zum einen kooperierten amerikanische und europäische Akteure im Umkreis von zwei Institutionen, welche 1950/51 als institutionelle Grundlage für Regierungs- bzw. öffentliche transatlantische Netzwerke fungierten. Es handelte sich um das französische Plankommissariat (*a*) und das US-amerikanische Hochkommissariat für Deutschland (*c*). Zum anderen fand sich innerhalb der deutschen Delegation der Kern eines (transatlantischen) deutsch-amerikanischen und akademischen Politiknetzwerks (*b*).

(a) Das französische Plankommissariat²⁹

Jean Monnet, der die französische Delegation bei den Schuman-Plan-Verhandlungen leitete, stand auch an der Spitze des Plankommissariats. Monnet war mit seinen Mitarbeitern im Plankommissariat, insbesondere dem Ökonomen Pierre Uri, für den Entwurf der Schuman-Plan-Erklärung vom 9. Mai verantwortlich gewesen. Eine weitere wichtige Rolle beim Verfassen des Textes hatte der Rechtsprofessor und Rechtsberater des französischen Außenministeriums Paul Reuter.³⁰ Uri und Reuter nahmen als Mitglieder des französischen Verhandlungsteams an der Schuman-

²⁸ Vgl. etwa ein Abendessen der deutschen Delegation bei Jean Monnet am 21. Juni 1950. AA-PA/B 15/Bd. 53. Während für dieses Gespräch ein Kurzprotokoll vorliegt, gibt es leider oftmals keine Zeugnisse über die informellen Besprechungen.

²⁹ Für eine umfassende Geschichte des Plankommissariats oder Planungsamtes (Commissariat général du Plan) vgl. P. Mioche, *Le Plan Monnet. Genèse et élaboration 1941–1947*, Paris 1987.

³⁰ Vgl. Schröder, Jean Monnet und die amerikanische Unterstützung (Anm. 11), S. 103–106.

Plan-Konferenz teil, ebenso wie ein weiterer Mitarbeiter Monnets im Plankommissariat, der Ingenieur Etienne Hirsch. Das Plankommissariat war 1946 ins Leben gerufen worden, um den nationalen Wiederaufbau der französischen Nachkriegswirtschaft zu koordinieren. Der von Jean Monnet vorgetragene Plan zur Modernisierung und Wiederherstellung der französischen Wirtschaft ging davon aus, dass ein wirtschaftlich schwaches Deutschland der Schlüssel zu einem erfolgreichen französischen Wiederaufbau sei. Dabei kam dem uneingeschränkten Zugang Frankreichs zu den Ressourcen der Ruhr ein besonders hoher Stellenwert zu.³¹ In Bezug auf die wirtschaftspolitische Zielsetzung, nämlich das westdeutsche Wirtschaftspotenzial kontrollieren zu wollen, ist der französische Modernisierungsplan, der auch Monnet-Plan genannt wird, ein Vorläufer des Schuman-Plans.³² Zur Wiederherstellung einer freien marktwirtschaftlichen Ordnung in Frankreich sah der Monnet-Plan den temporären Einsatz von staatlichen Instrumenten wirtschaftlicher Planung vor.

Jean Monnet verfügte über Erfahrungen in der wirtschaftlichen Planung, hatte er doch als Leiter der französischen Versorgungs-Kommission in Washington die unter dem Lend-Lease Programm durchgeführten Importe aus den USA nach Frankreich koordiniert. Im Rahmen dieser Tätigkeit hatte Monnet auch erstmals mit dem US-amerikanischen Anwalt George W. Ball zusammengearbeitet, der Monnet und der französischen Delegation bei der Schuman-Plan Konferenz als juristischer Berater zur Seite stand.³³ Von 1948 bis 1952 wurde das französische nationale Wiederaufbauprogramm mit Mitteln aus dem Marshall-Plan finanziert. Dadurch verfügte das Plankommissariat über institutionelle Kontakte mit der Marshall-Plan-Behörde in Frankreich, die von David Bruce geleitet wurde, der während der Schuman-Plan-Konferenz der US-amerikanische Botschafter in Frankreich war. Auch der Berater von Botschafter Bruce, der Finanzsachverständige in der amerikanischen Botschaft in Paris, William

³¹ Vgl. F. Lynch, Resolving the Paradox of the Monnet Plan: National and International Planning in French Reconstruction, in: *The Economic History Review*, New Series 37.2 (1984), S. 229-243.

³² Vgl. I. Wall, Jean Monnet, the United States and the French Economic Plan, in: Brinkley/Hackett, *Jean Monnet: The path to European unity* (Anm. 11), S. 86-113.

³³ Vgl. G. Ball, *The past has another pattern. Memoirs*, New York and London 1982, S. 84-91. Genauer zu Ball und Monnet vgl. B. Leucht, *George W. Ball, Jean Monnet and the founding of the European Coal and Steel Community – A case study in the importance of transatlantic relations*, in: W. Kaufman/H. Slettedahl Macpherson (Hrsg.), *New Perspectives in Transatlantic Studies*, Lanham, New York, Oxford 2002, S. 159-170.

Tomlinson, sollte in den Beratungen für den Schuman-Plan vor allem der französischen Delegation mit seiner Expertise zur Verfügung stehen.³⁴ Darüber hinaus kooperierte das Plankommissariat mit der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit in Europa (OEEC), die für die Koordinierung des Marshall-Plan-Programms auf europäischer Seite zuständig war. Der erste Generalsekretär dieser Institution war Robert Marjolin (1948–55), wiederum ein ehemaliger Mitarbeiter Monnets, zunächst im Zusammenhang mit dem Lend-Lease Programm 1943–44 und später im Plankommissariat.³⁵

Die Sekundärliteratur hat sich ausgiebig mit Monnets Arbeitsweise befasst, die sich dadurch auszeichnete, dass der Franzose Experten und Politikberater zusammenkommen ließ, um seine Ideen von ihnen zu konkreten Konzepten ausarbeiten zu lassen.³⁶ Sicherlich kam Jean Monnet eine Schlüsselrolle bei der kontinuierlichen Kontaktpflege mit US-amerikanischen Akteuren zu. Die Sekundärliteratur hat hier seine US-amerikanischen Erfahrungen nachgezeichnet. Dazu zählte in den 1920er Jahren, also lange vor seiner Tätigkeit für die französische Versorgungs-Kommission in Washington und das französische Plankommissariat, Monnets berufliche Verbindung mit der New Yorker Bank *Blair & Company*. Monnet leitete das Plankommissariat zwar von der Rue de Martignac in Paris und nicht von Washington aus, doch bestand eine institutionelle Grundlage für die regelmäßige Zusammenarbeit mit US-amerikanischen Akteuren. Monnet war jedoch im Rahmen der Schuman-Plan-Verhandlungen nicht der einzige Akteur auf europäischer Seite, in dessen Biografie sich wesentliche US-amerikanische Erfahrungen finden und der über ein transatlantisches Netzwerk an persönlichen und professionellen Kontakten verfügte. Weit weniger bekannt ist, dass der Leiter der deutschen Delegation und Staatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten, der Jurist Walter Hallstein, die USA auch aus eigener Erfahrung kannte.

(b) Das deutsch-amerikanische akademische Politiknetzwerk

Walter Hallstein verbrachte die Jahre 1944/45 in amerikanischer Kriegsgefangenschaft in einem Gefangenenlager in Como im US-Staat Mississippi.³⁷ Vor und nach dem Kriegsdienst war er an der Universität Frank-

³⁴ Vgl. Schröder, Jean Monnet (Anm. 11), S. 123-129.

³⁵ Fondation Jean Monnet pour l'Europe, Archives de Robert Marjolin [ARM] 36/3/1,2.

³⁶ Vgl. z. B. F. Duchene, Jean Monnet's methods, in: Brinkley/Hackett, Jean Monnet: The path to European unity (Anm. 11), S. 184-209.

³⁷ Umfassend zu Walter Hallstein vgl. W. Loth/W. Wallace/W. Wessels (Hrsg.), Wal-

furt am Main tätig. Hallstein widmete sich in den USA intensiv dem Studium des US-amerikanischen Rechts, um das er nach dem Krieg sein Lehrprogramm in Deutschland erweitern wollte. Darüber hinaus begründete Hallstein eine Lageruniversität, wo er auch unterrichtete, u. a. amerikanisches Antitrustrecht und anglo-amerikanisches Privatrecht. In einem Brief vom 22. Mai 1945 an die University of Chicago, in dem Hallstein sich für die Leihgabe von Büchern bedankte, betonte er die Bedeutung amerikanischen Rechts für die Rechtsentwicklung Europas. Er unterstrich außerdem, dass

„ein wirkliches Verständnis einer fremden Rechtsordnung nur in dem Lande selbst erlangt werden kann, in dem diese Rechtsordnung gilt, weil sie nur aus der Gemeinschaft ihrer sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen und aus der Kenntnis der Menschen heraus verstanden werden kann, die nach ihr leben. Jedenfalls ist ein solches tieferes Verständnis für den unentbehrlich, der es als Rechtslehrer als seine Aufgabe ansieht, in Deutschland unter den heranwachsenden Juristen für ein besseres Verständnis des amerikanischen Rechts zu wirken.“³⁸

Der Rechtsprofessor sah sich als Vermittler amerikanischen Rechts an auszubildende deutsche Juristen. Zudem verbrachte Hallstein 1948/49 ein akademisches Jahr als Gastprofessor an der Georgetown University in Washington.³⁹ Hallstein war mit den Vereinigten Staaten vertraut, er verfügte über Fachkenntnisse des US-amerikanischen Rechts und über gute Kontakte in die USA.

Im Juni 1950 wurde Hallstein zum Staatssekretär für außenpolitische Aufgaben im Bundeskanzleramt ernannt. Sein beruflicher Hintergrund eröffnete den Zugang zu einem akademischen Netzwerk, das bei den Schuman-Plan-Verhandlungen zum Einsatz kam. Diesem Netzwerk gehörte u. a. der in Deutschland gebürtige Rechtsanwalt Heinrich Kronstein an, der nach seiner Emigration in die USA während des Zweiten Weltkriegs für das US-amerikanische Justizministerium gearbeitet hatte. Kronstein lehrte an der Georgetown University. Er war ein Kartellrechts-Experte und stand von den USA aus der deutschen Delegation als inoffizieller Berater

ter Hallstein. Der vergessene Europäer? Europäische Schriften 73, Bonn 1995. Vgl. auch M. Schönwald, Hinter Stacheldraht – vor Studenten: Die „amerikanischen Jahre“ Walter Hallsteins, 1944–1949, in: R. Dietl/F. Knipping (Hrsg.), Begegnung zweier Kontinente: die Vereinigten Staaten und Europa seit dem Ersten Weltkrieg, Trier 1999, S. 31-54. Vgl. auch den Beitrag von Laura Hannemann in diesem Band.

³⁸ Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Hallstein [Barch/N 1266]/Bd. 1620.

³⁹ Barch/N 1266/Bd. 273-275.

zur Verfügung.⁴⁰ Ein weiterer Kollege Hallsteins war Carl Friedrich Ophüls, der, wie Hallstein, an der Universität Frankfurt unterrichtete. Ophüls war 1949 zum Honorarprofessor für Patentrecht, internationales und anglo-amerikanisches Recht an der Universität Frankfurt ernannt worden. Im gleichen Jahr hatte er auch seinen Dienst im Bundesministerium für Justiz angetreten. Ophüls nahm als Experte der deutschen Delegation an den Pariser Verhandlungen teil und war dort Mitglied des juristischen Unterausschusses.⁴¹

Es handelte sich bei dem hier nur skizzierten Kern des deutsch-amerikanischen akademischen Politiknetzwerks um eine Expertengruppe des internationalen und amerikanischen Rechts. Anders als Hallstein und Kronstein, bei denen zum akademischen Wissen ganz konkrete Erfahrungen in den USA hinzukamen, verfügte Ophüls nicht über eigene US-amerikanische Kontakte. Die genannten deutschen Akteure waren Juristen, die u. a. in der Lehre tätig gewesen waren. Diese Beschreibung trifft aus dem Netzwerk um das französische Plankommissariat nur auf Paul Reuter zu, wobei Reuters Zusammenarbeit mit US-amerikanischen Akteuren über Monnet lief.⁴² Pierre Uri war zwar in der Lehre tätig, doch in den Bereichen Philosophie und Ökonomie. Bei dem Netzwerk um Walter Hallstein handelt es sich um ein spezifisch deutsch-amerikanisches transatlantisches Netzwerk mit einer ausgewiesenen (akademischen) Kompetenz in bestimmten Gebieten der Rechtswissenschaften.

(c) Das US-Hochkommissariat für Deutschland

Die Bundesrepublik trat zwar bei den Schuman-Plan-Verhandlungen erstmals als gleichwertiger Verhandlungspartner auf, doch stand sie unter westalliiertem Besatzung. Folglich wurden die Alliierte Hohe Kommission und das US-Hochkommissariat für Deutschland stets über den Verhandlungsverlauf in Paris unterrichtet.

Der erste US-amerikanische Hochkommissar für Deutschland, John J. McCloy, war außerdem persönlich mit Jean Monnet befreundet. McCloy und Monnet hatten sich während Monnets Aufenthalt in New York in den 1920er Jahren kennengelernt. McCloy war damals bei der Anwaltskanzlei *Cravath, DeGersdorff, Swaine, and Wood*. Während des Zweiten Weltkriegs hatte er unter Henry Stimson im Kriegsministerium als Unterstaats-

⁴⁰ Z. B. 6. Januar 1951. Brief Heinrich Kronstein an Walter Hallstein. Barch/N 1266/Bd. 1864.

⁴¹ AA-PA/Nachlass Ophüls.

⁴² Dies ist zumindest der aktuelle Forschungsstand. Ein Nachlass Paul Reuters konnte nicht gefunden werden.

sekretär gedient. Von 1947 bis 1949 fungierte er als der erste Präsident der Internationalen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (der Weltbank).⁴³ McCloy verfügte, ähnlich wie Monnet, über zahlreiche Kontakte. In seiner Biografie McCloy's hat Kai Bird diesen einmal zutreffend als den "quintessential chairman of the American Century" bezeichnet.⁴⁴ Durch seine Tätigkeit als Anwalt auf der Wall Street kannte er Schlüsselakteure des wirtschaftlichen Lebens aus anderen einflussreichen Kanzleien und Banken. McCloy gehörte darüber hinaus seit 1939 dem amerikanischen "Think Tank" *Council on Foreign Relations* an, der in der Nachkriegszeit eng mit dem US-Außenministerium zusammenarbeitete.⁴⁵ Auch andere Akteure wie George W. Ball und Robert Marjolin zählten zu den Mitgliedern des *Council on Foreign Relations*.

Als McCloy am 1. Juli 1949 das Amt des US-amerikanischen Hochkommissars übernahm und General Lucius Clay ablöste, markierte dies einen wichtigen Schritt beim Übergang von militärischer zu ziviler Besatzung.⁴⁶ Im Sommer 1949 schloss McCloy die Rekrutierung von Mitarbeitern für sein ziviles "Kabinett" ab.⁴⁷ Zu seinen Mitarbeitern zählte der Jurist Robert R. Bowie, der an der juristischen Fakultät in Harvard u. a. Aktienrecht und Antitrustrecht unterrichtete. Als Bowie Anfang 1950 die Leitung der Rechtsabteilung des US-Hochkommissars für Deutschland übernahm, gehörte es zu seinen dringlichsten Aufgaben, die bereits begonnene Revision des Gesetzes Nr. 75 abzuschließen.

Dieses Gesetz regelte die Dekonzentration und Dekartellierung in der Bizone, d. h. der gemeinsamen US-amerikanischen und britischen Besatzungszone in Deutschland.⁴⁸ Es wurde im Mai 1950 von dem neuen Ge-

⁴³ Vgl. Bird, *The chairman* (Anm. 11), S. 47-77.

⁴⁴ Vgl. ebd., S. 20.

⁴⁵ M. Wala, "Ripping Holes in the Iron Curtain": The Council on Foreign Relations and Germany, 1945-1950, in: J. Diefendorf/A. Frohn/H. Ruppeper (Hrsg.), *American Policy and the Reconstruction of Germany, 1945-1955*, Washington D. C. und Cambridge 1993, S. 1-20.

⁴⁶ Vgl. E. Plischke, *History of the Allied High Commission for Germany. Its Establishment, Structure, and Procedures*. Historical Division Office of the Executive Secretary Office of the U. S. High Commissioner for Germany 1951, o.O. [Bonn] 1951, S. 1-28.

⁴⁷ Newsweek vom 15. August 1949, 'McCloy's 'Cabinet'', S. 28.

⁴⁸ Streng genommen ist von zwei Gesetzen 75 zu sprechen, die von der US-amerikanischen bzw. der britischen Besatzung verabschiedet wurden und sich auf deren jeweiligen Geltungsbereich erstreckten. A. Diegmann, *Deconcentration Policy in the Ruhr Coal Industry*, in: Diefendorf/Frohn/Ruppeper, *American Policy*, S. 197-215, hier S. 207; B. Leucht, Interview mit Robert R. Bowie. 13.7.1999 in Bowies Wohnung bei Baltimore, MD, USA.

setz Nr. 27 abgelöst, an dessen Entstehung Bowie maßgeblich beteiligt war. Die Alliierte Hohe Kommission war für die Durchführung von Gesetz 27 verantwortlich. Dadurch waren Überschneidungen und Kompetenzstreitigkeiten zwischen der geplanten Hohen Behörde der Montanunion und den Besatzungsorganen vorgezeichnet.⁴⁹ Die wirtschaftlichen Bestimmungen des EGKSV waren also eng verbunden mit der Frage der Reorganisation der westdeutschen Schwerindustrie. Bowie und McCloy unterhielten einen besonders regen Informationsaustausch mit Monnet und seinen Mitarbeitern im Plankommissariat.

(d) Transatlantische Politiknetzwerke: Eine vorläufige Auswertung

Die Beschreibung der transatlantischen Politiknetzwerke ist nicht vollständig. Zusätzliche Primärquellen verweisen auf neue Verbindungen zu immer neuen Akteuren. Insofern kann die Darstellung (a-c) nur als Grundlage einer umfassenderen Erforschung der transatlantischen Politiknetzwerke bei den Schuman-Plan-Verhandlungen gelten. Diese Skizze lässt jedoch eine Reihe von Klassifizierungen von Akteuren und Netzwerken bzw. von Interaktionen und Kontakten zwischen Akteuren und Netzwerken zu.

Erstens: sowohl individuelle Akteure als auch kollektive Akteure spielten eine Rolle bei den Schuman-Plan-Verhandlungen. Als individuelle Akteure sind z. B. Jean Monnet oder William Tomlinson zu nennen. Beispiele für kollektive Akteure stellen die Mitarbeiter der US-Hochkommission für Deutschland oder die deutsche Delegation bei der Schuman-Plan-Konferenz dar.

Zweitens: die Bandbreite der beruflichen Hintergründe der einzelnen Akteure reichte von akademischen und diplomatischen bis hin zu administrativen und politischen Erfahrungen.

Drittens: Akteure konnten eine öffentliche (staatliche oder institutionell begründete) Funktion oder eine private Funktion innehaben. Während z. B. Pierre Uri ein Mitarbeiter des Plankommissariats und französisches Delegationsmitglied war, wohnte der Anwalt George W. Ball den Verhandlungen zunächst als inoffizieller Berater Monnets und der französischen Delegation bei.

Viertens: Netzwerke können als öffentlich (staatlich oder mit institutioneller Basis) oder privat klassifiziert werden. Das institutionelle Netzwerk um das Plankommissariat etwa kann hier mit dem *Council on Foreign Relations* kontrastiert werden.

⁴⁹ Vgl. Leucht, Die Gründung des „Neuen Europa“ (Anm. 21), S. 59 und 61f.

Fünftens: Kontakte zwischen Akteuren können als offiziell oder informell eingestuft werden. Als offiziell sind z. B. die Sitzungen der Delegationen und der diversen Ausschüsse zu verstehen, während z. B. Robert Bowies Teilnahme an Gesprächen in Paris zum Schuman-Plan als informell gelten kann.

Sechstens: Akteure verfügten über multiple Netzwerkzugehörigkeiten. Robert Marjolin z. B. war ein ehemaliger Mitarbeiter des Plankommissariats, der Generalsekretär der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit in Europa sowie ein Mitglied des *Council on Foreign Relations*.

Siebtens: multiple Netzwerkzugehörigkeiten können bei mehreren Akteuren zusammentreffen. Folglich kann man von überlappenden Netzwerken sprechen. Eine Gegenüberstellung der Mitarbeiter des Plankommissariats mit den Mitgliedern der französischen Schuman-Plan-Delegation beispielsweise zeigt, dass eine Reihe von Akteuren zeitgleich beiden Netzwerken angehörte.

Achtens: Netzwerkzugehörigkeiten und -konstellationen verändern sich. Das bedeutet hier, dass die Formierung und die Entwicklung transatlantischer Netzwerke über den Zeitraum der Schuman-Plan-Konferenz hinaus genauer zu beleuchten ist. Das betrifft die Jahre vor und nach den Verhandlungen. Im Detail zu rekonstruieren wäre beispielsweise, wie das Netzwerk um die französische Versorgungs-Kommission und das transatlantische Netzwerk um das Plankommissariat bei der Schuman-Plan-Konferenz zusammenhingen.

Netzwerke und die Schuman-Plan-Konferenz

Neben den transatlantischen Politiknetzwerken waren möglicherweise auch andere transnationale Netzwerke an den Schuman-Plan-Verhandlungen beteiligt. Diese können hier nur skizziert werden.

Im Vorfeld und während der Konferenz gab es z. B. einen intensiven franko-britischen Austausch über die Zielsetzung bzw. inhaltliche Fragen des Schuman-Plans.⁵⁰ Hier ist auf die besondere Rolle des Vereinigten Königreiches zu verweisen, das sich zwar am 3. Juni 1950 gegen eine Teilnahme am Schuman-Plan entschied, doch von allen Fragen betroffen war, die aus einer Überschneidung von Schuman-Plan und Besatzungsrecht für Westdeutschland resultierten. In einem Gesamtbild der transnationalen Netzwerke bei den Schuman-Plan-Verhandlungen sind weiters

⁵⁰ Vgl. dazu die Quellen des britischen Foreign Office: FO Files for Post-War Europe Series One: The Schuman Plan and the European Coal and Steel Community, 1950–55. Part I: 1950–53 (Microfilm).

inner-europäische Parteienkontakte insbesondere innerhalb der christdemokratischen Parteien zu berücksichtigen.⁵¹ Dazu kommen die transnationale Kooperation von Gewerkschaften sowie inner-europäische transnationale Kontakte von Vertretern der betroffenen Industrie, wie etwa der Stahlindustrie.⁵²

Obwohl bei der Schuman-Plan-Konferenz Politikentwicklung im Rahmen von transnationalen und transatlantischen Netzwerken stattfand, spielten auch Beratungen und Entscheidungsprozesse im nationalen Bereich weiterhin eine Rolle. Das Beispiel Westdeutschlands zeigt, dass über die Delegation hinaus eine Vielzahl von Akteuren in Deutschland selbst am Verhandlungsverlauf beteiligt war. Zunächst gab es einen Kabinettsausschuss, der unter dem Vorsitz von Bundeskanzler Adenauer stand und dem einige Mitglieder der Bundesregierung angehörten. Es handelte sich um die Bundesminister für Wirtschaft; für Angelegenheiten des Marshall-Plans; für Finanzen; und für Arbeit. Der Kabinettsausschuss war gegenüber der deutschen Delegation bei den Schuman-Plan-Verhandlungen weisungsberechtigt. Außerdem wurde ein interministerieller Ausschuss unter dem Vorsitz des Vertreters des Bundesministeriums für Wirtschaft eingerichtet.

Darüber hinaus wurde die Arbeit der Pariser-Delegation von separaten, nationalen Ausschüssen begleitet. Den sogenannten Sachverständigen-Ausschüssen gehörten akademische Experten ebenso an wie Vertreter der betroffenen Industriekreise.⁵³ Die Verbindung der Ausschüsse, die in Deutschland tagten, zu den Pariser Verhandlungen wurde neben der regelmäßigen Weiterleitung von Schriftstücken (von Protokollen, Vertragsentwürfen und Gutachten) dadurch gewährleistet, dass Mitglieder und Experten der deutschen Delegation zum Schuman-Plan den betreffenden Ausschüssen auch mündlich Bericht über den Verhandlungsverlauf erstatteten. Im Rahmen der Sachverständigen-Ausschüsse wiederum wurden Interessen formuliert und, je nach Zusammensetzung der Gruppe, zu schriftlichen Gutachten ausgearbeitet. Die Möglichkeiten zu einer wirksamen transna-

⁵¹ Vgl. M. Gehler/Wolfram Kaiser, *Transnationale Parteienkooperation der europäischen Christdemokraten. Dokumente 1945–1965*, München 2004.

⁵² Vgl. P. Pasture, *European trade unions at the beginning of the European integration process*, in: B. de Wilde (Hrsg.), *The past and future of international trade unionism*, Gent 2001, S. 80-103. Während die französischen Stahlverarbeiter eine Öffnung der Märkte in Europa befürworteten, schlugen Vertreter der französischen Stahlindustrie 1950 sogar eine Wiederauflage des internationalen Stahlkartells der Zwischenkriegszeit vor. Vgl. Kipping, *Zwischen Kartellen und Konkurrenz* (Anm. 4), S. 101-105 und S. 135-142.

⁵³ Für die Sachverständigenausschüsse s. insbes. AA-PA/B 15/Bd. 14-15.

tionalen Netzwerkbildung innerhalb der deutschen Sachverständigen-Ausschüssen waren vergleichsweise eingeschränkt. Bei diesen Expertengremien lag keine Notwendigkeit zur transnationalen Zusammenarbeit vor, jedenfalls nicht auf struktureller Ebene; sie arbeiteten dem deutschen Verhandlungsteam zu. Demgegenüber musste sich sowohl das französische Plankommissariat, als auch das US Hochkommissariat schon auf institutioneller Ebene mit den organisatorischen Einheiten anderer Staaten verständigen. Beim Plankommissariat waren dies die Kooperationen, die sich aus der Marshall-Plan-Finanzierung des französischen Modernisierungsplans ergaben, beim US-Hochkommissariat waren es der Kontakt zu den anderen Alliierten wie auch zu Repräsentanten des besetzten Westdeutschland.

Schlussbemerkung: Hat das nationale Paradigma ausgedient?

Das Politiknetzwerk-Konzept unterstützt dadurch, dass es die Verknüpfung der Akteursebene mit der inhaltlichen Ebene betont, die Identifizierung der transatlantischen Politiknetzwerke im Rahmen der Schuman-Plan-Verhandlungen. Die Verknüpfung von Akteuren und Inhalten, die auch das Kulturtransfer-Konzept unterstreicht, ermöglicht es außerdem, die Grenzen von Politiknetzwerken zu identifizieren. Hier ist gezeigt worden, dass transatlantische Politiknetzwerke sowohl bei der Ausgestaltung des institutionellen Rahmens der Montanunion als auch bei den wirtschaftsrechtlichen Vertragsbestimmungen zusammengearbeitet haben. Akteure beiderseits des Nordatlantik beschäftigten sich mit US-amerikanischen politisch-rechtlichen Konzepten und ermöglichten einen partiellen Transfer dieser Ideen in den EGKSV. Politiknetzwerke fungierten somit als Träger grenzüberschreitenden Kulturtransfers. Über den Rahmen der Schuman-Plan-Konferenz hinaus verspricht die Kombination des Politiknetzwerk- und des Kulturtransfer-Konzepts, neue Einblicke in eine transnationale Geschichte der frühen europäischen Integration zu liefern. Ebenso würde die Geschichte der transatlantischen Beziehungen in den Jahren des beginnenden Kalten Krieges von einem solchen Zugang profitieren, der weit besser als das Konzept der Amerikanisierung geeignet ist, transnationale und transatlantische Politikentwicklung zu erfassen und zu beschreiben. Der vorliegende Beitrag kann als eine erste Fallstudie gelesen werden.

Die europäische Integrationsgeschichte, die Geschichte der transatlantischen Beziehungen und die Amerikanisierungs-Literatur sind vom nationalen Paradigma bestimmt. Auch in der Kulturtransferforschung gilt das nationale Paradigma nicht als überwunden. Michel Werner hat hervorge-

hoben, dass gerade die Betonung transnationaler Prozesse die Ebene der Nationalkultur gestärkt hätte, obwohl ja deren Dekonstruktion angepeilt worden war.⁵⁴ Die Darstellung der drei unterschiedlichen transatlantischen Politiknetzwerke, insbesondere aber die Präsentation des deutsch-amerikanischen akademischen Politiknetzwerks, hat jedoch verdeutlicht, dass Akteure über unterschiedliche Identifikationskategorien verfügten. Eine solche Kategorie ist die national(-staatlich)e Zugehörigkeit, die selbstverständlich eine wichtige Kategorie war. Es gibt jedoch weitere Identifikationskategorien, wie z. B. die akademische Ausbildung, die Berufsausübung, die Parteizugehörigkeit oder gemeinsame (bindende) berufliche oder private Erfahrungen, welche die Zugehörigkeit zu einem Akteurskollektiv in gleicher Weise bestimmen konnten. Ich gehe davon aus, dass die Beschreibung von Politiknetzwerken, also die Erforschung der Mittler als Träger grenzüberschreitenden Kulturtransfers, den Blick auf andere Identifikationskategorien als die nationale Kategorie freigibt. So bietet das Politiknetzwerk-Konzept für die Kulturtransferforschung eine Möglichkeit, die Festschreibung der nationalen Ebene als der bestimmenden Analyseebene zu überwinden.

⁵⁴ Vgl. M. Werner, Maßstab und Untersuchungsebene. Zu einem Grundproblem der vergleichenden Kulturtransfer-Forschung, in: L. Jordan/B. Kortländer (Hrsg.), Nationale Grenzen und internationaler Austausch. Studien zum Kultur- und Wissenschaftstransfer in Europa, Tübingen 1995, S. 20-33, hier S. 21.

Emmanuelle Loyer

Transatlantic Conversations: 'Americanization', Modernization, and Cultural Transfers

Returning to France, French exiles in the United States during the Second World War became the voluntary and sometimes involuntary peddlers of an America that they had known only unevenly.¹ Were they, as their critics would sometimes have it, an American Trojan Horse in post-war France? To what degree can we bring the experience of the return from exile to bear on the process of Americanization underway in the Europe of the Marshall Plan?

The micro-historical study of exile enables the displacement of notions like 'Americanization', denounced by many intellectuals, then as now, in stridently ideological terms. It was regularly condemned as the imposition of a model in the context of a relation of force favorable to the United States after the Second World War.

However, upon closer examination, nothing justifies this interpretation. An examination of 'cultural transfers', such as have been theorized by Michel Espagne and Michael Werner,² allows for a reconsideration of the role of exile³ in underlining three aspects. First, in what was exported to Europe after 1945,⁴ there was much that was not wholly American. The exiles had already alloyed 'made in USA' and 'made in Europe'. Second, the example of the Social Sciences, as well as that of political modernization, refutes the notion of a unilateral superimposition. A 'cultural transfer' was effected only if the reception found its uses, users, and mediators. The exiles were particularly well-suited to

¹ For further reference and extensive bibliography see Emmanuelle Loyer, *Paris à New York. Intellectuels et artistes français en exil (1940–1947)*, Paris 2005.

² See M. Espagne, *Les Transferts culturels franco-allemands*, Paris 1999.

³ See C. Collomp/M. Menendez (ed.), *Exilés et réfugiés politiques aux Etats-Unis, 1789–2000*, Paris 2003.

⁴ For transfer processes during the interwar period especially in the arts see among others S. Barron (ed.), *Exiles+Emigrés. The Flight of European Artists from Hitler*, County Museum of Art, Los Angeles 1997; E. Panofsky, *Three decades of Art History in United States: impressions of a transplanted European*, in: *Meaning in the visual arts*, New York 1955; C. Eisler, *Kunstgeschichte, American style: a study in migration*, in: D. Fleming/B. Bailyn (ed.), *The Intellectual migration, Europe and America, 1930–1960*, Cambridge 1969.

become effective 'go-betweens' between France and American actors. Third, exile calls for an historical recontextualization of the Cold War. The itineraries of certain exiles – Boris Souvarine, Paul Vignaux, and Denis de Rougemont, among others – demonstrate the extent to which the American ideological offensive at the end of the 1940's entailed a remobilization of networks forged during wartime exile.⁵

Revisiting 'Americanization'

'Americanization' often entailed the re-exportation to post-war Europe of a culture mixed with European references that, in their first trans-Atlantic crossing, had not been formulated in national terms.⁶

Denationalizing the terms of analysis

The history of abstract expressionism, which conquered Europe in the 1950s, confirms these intuitions: presented as an American modernism, its inexorable rise was sometimes seen by the French as an aggression, 'made in USA'. In fact, it is futile to formulate the problem in strictly national terms if the national rivalry – between France and the United States – had produced an eminent artistic burst (Pollock against Picasso, the New York School against the Paris School).

For example, surrealism was and remained an internationalist movement, in its postulates and its representatives, as was the Paris School (Picasso, Juan Gris, etc.). 'Degenerate', modern culture born of European modernities became, by the actions of Hitler and his persecutions, a beacon of democratic culture. In moving to the United States, this culture changed continents as much as nations. In New York, the artists of Paris find another great cosmopolitan city more than an American city.⁷

Finally, Abstract Expressionism itself, even if it constructed itself ideologically as representing Americanness, was far from being a purely indigenous movement. Integrating the contributions of a rich exile culture, it is possible to establish on the same level in artistic modernity thanks to surrealism exiled in New York during the war years.

⁵ For networks during wartime see J. Mehlman, *Emigrés à New York. Les intellectuels français à Manhattan (1940–1944)*, Paris 2005 (engl.: Baltimore 2000).

⁶ See Ph. Roger, *L'ennemi américain. Généalogie de l'anti-américanisme français*, Paris 2002.

⁷ See M. Pleyne, *De la culture moderne*, in: *Paris-New York, 1908–1968*, Beau-bourg, 1977, rev. 1991.

The same thing can be demonstrated regarding cinema.⁸ Hollywood flooded the European market after 1945 with films by many great European exiles (Billy Wilder, Fritz Lang, Michael Curtiz, Otto Preminger, etc.). What was experienced as a yankee cultural landing by the world of French cinema was in reality more complex than merely the exportation of American values. Upon closer examination, old Europe was well represented: its patrimony, its values, its techniques had been welcomed, reworked, reformulated, and redeployed by the Hollywood system, before returning to post-war Europe as a melange typical of exiles and production *sui generis*.⁹

From the Imperialism of the Universal to the Transfer of Hegemony

For so many, if Americanization must be understood in a more general dynamic of Westernization and as a circulation, it no less remains that the relation of forces which framed these exchanges evolved after 1945. France and the United States, from then on very different nations in terms of power, nonetheless found themselves sharing the conviction, traditional for France and more recent for the United States, of exercising a cultural monopoly. The two universalist imperialisms, deployed by the two countries since their respective revolutions, were channeled in a privileged way into the cultural and artistic rivalry. Paris wanted to safeguard a universality attacked on all sides and Washington combined an artistic offensive from then on resting on a veritable cultural diplomacy.

In the post-war period, Americanization assembled different phenomena that it is important to keep separate: it was another name for the modernization of Western democratic societies; it was also the aggressive exportation of a model in the specific context of the Cold War.

Americanization / Modernization: the role of the exile

Exiles played an important role in launching a modernization process that, inspired by their American experience despite the boisterous anti-Americanism of the period, favored the rise of France in the 1950s and 1960s. If the launching in question is identified with a much condemned

⁸ See M. Ciment, *Les conquérants d'un nouveau monde. Essais sur le cinéma américain*, Paris 1981.

⁹ See P. Ory, *L'américanisation. Modernisme et culture de masse*, in: A. Compagnon/J. Seebacher, *L'Esprit de l'Europe*, vol. III, Paris 1993, p. 256.

'Americanization', it also corresponds to the second wave of the latter, which, after 1945, took on a specific coloration.

Highbrow/Lowbrow¹⁰

Indeed, in the 1930s, a first wave of Americanization had exported to Europe many references and models issued from the more dynamic fields of American popular culture (comic books, jazz, film, etc.).¹¹ Following the Second World War, the opposition between high culture and popular culture was blurred in the transatlantic exchange. Certainly, Europe, France, and especially Paris retained more than ever the function of cultural consecration. America continued to export the forms of its popular culture while France conferred on it an unsuspected cultural dignity, as with cinéphilie for example.¹²

However, this new cultural economy did not break fundamentally with the responsibilities traditionally devolved to each continent. On the other hand, after 1945, a radically new situation began to emerge: the United States began to export a model of high culture (painting) and expert culture (social science). The rise of the social sciences and the new organization of the world of research was one of the forms of post-war intellectual modernization. Academic exiles, returning from the Ecole Libre des Hautes Etudes (in New York) and American campuses played a strategic role.

Transfer of expert knowledge: cross-fertilization in the social sciences

Already in 1870, defeat caused French intellectuals to call their culture into question, leading to a haughty reaffirmation of French literary excellence, by writers, and to a reformist discourse on the part of academics, which resulted in the adoption of the practices of the victorious country.¹³ The same dynamic was reproduced in 1945 with the Ameri-

¹⁰ Cf. L. W. Levine: *Highbrow/Lowbrow: The Emergence of Cultural Hierarchy in America*, Cambridge Mass. 1988.

¹¹ See E. Furlough: *Selling the American Way in interwar France*, in: *Journal of Social History* 26 (1993), 491-520.

¹² See A. de Baecque, *La cinéphilie. Invention d'un regard, histoire d'une culture*, Paris 2003.

¹³ See H. Lebovics: *True France: The wars over cultural identity in France, 1900-1945*, Ithaca/N.Y. 1992.

cans as the victors.¹⁴ Academic exiles were, indeed, the privileged mediators of the American model of social science research, from both an intellectual and an institutional perspective.

Exile had mobilized their organizational capacities. At the ELHE, different research institutes and centers were created *ex nihilo* by those personalities who discovered in themselves, on this occasion, a founding spirit. Their intellectual survival was at stake: it was only due to a certain visibility in the networks of American research that the Rockefeller Foundation approved a continuation of their funding. This experience comprised part of the scientific resources that they carried back to and redeveloped in France, just as was the practice of interdisciplinarity in the social sciences on the intellectual level. The American model valued a close articulation between Anthropology, Sociology, Law, and Economics and pushed research in the direction of a unified social scientific knowledge.

The return to France, therefore, enabled this intellectual and institutional transfer in the world of the social sciences from the moment that the exiles acquired a certain organizational competence that could be easily applied in France. Indeed, some of them had acquired strategic professional positions. For example, Pierre Auger became Director of Advanced Teaching at the National Education Ministry from 1945 to 1948. A physician of international renown excluded from his chair in 1940, with close links to the Ecole Libre (Hadamard, Perrin), as well as having taught at the University of Chicago from 1941 to 1944, upon return to Paris Auger succeeded in implementing, in constant dialogue with the Rockefeller Foundation, a research strategy aimed to organize the human sciences around a new structure: the 6th Section of the Ecole Pratique des Hautes Etudes founded in 1948. He was also at the bottom of a long-term training framework for the hard and the human sciences, introducing upper-level degrees on the American model. The friendship networks forged between exiles and the officers of the Rockefeller Foundation made for an easier financing of institutes created after the war, often headed by former fellows of the foundation, exiles or not.

The creation of the 6th Section of the EPHE was inscribed in this institutional wave, financed in part by American foundations – notably Rockefeller, and then, at the end of the 1950, the Ford Foundation.¹⁵ It rested on a new administrative integration of research and documenta-

¹⁴ See also T. Judt: *Past imperfect: French intellectuals 1944–1956*, Berkeley 1993.

¹⁵ See G. Gemelli, *The Ford Foundation and Europe, 1950's–1970's. Cross-fertilization of Learning in Social Science and Management*, Brussels 1991.

tion like that with which the centers of the ELHE had experimented in New York. At the same time emerged a profile, later familiar but then still exotic, of the expert as a research manager, as a specialist in fund-raising, an entrepreneur orienting the work of his center toward a constant concern for teamwork, the networking of researchers and a new culture of results. This new American intellectual idiosyncrasy was to be found in part with Braudel who, although he had not known exile, made the typical study trip to the United States in October-December 1955 and discovered 'area studies', which he attempted, with others, to implant in French research.¹⁶

Bearer of institutional innovation, the exiles were also carriers of a properly intellectual innovation. Indeed, just as they had been mediators when going into exile, they were likewise upon return. Here, also, the process of cultural mediation is understood in the double sense. When they came back to France, these exiles tried to graft their American experience onto a French tradition. In the work of the sociologist George Gurvitch, for example. In the work of Levi-Strauss as well, the cross-fertilization operated through the interdisciplinary work of the ELHE. The precise understanding of the milieu and production of American anthropology from which he admitted to having benefited a great deal. In an admiring portrait that Levi-Strauss later drew of Franz Boas, the titan of American anthropology who undertook a diverse and rich field of research, he also marked a distinction between the mass of material and documents accumulated by American researchers and the analytical operation and intellectual structure that he retained in New York, considering himself "a man of the office rather than of the field."¹⁷

The 6th Section of the EPHE directed by Lucien Febvre, flanked by his two lieutenants Charles Morazé and Fernand Braudel, was frequently seen as having 'sold out' to the Americans. The aggressive and denunciatory rhetoric reflected as much the professional rivalry as the tension of an ideologically polarized academic world. Nevertheless, Febvre and Braudel knew to poise on the narrow path between America and the USSR. As proof of their autonomy, they did not hesitate to appoint communist scholars such as Jean Chesneaux for example.¹⁸

¹⁶ See G. Gemelli, Fernand Braudel (1990), Paris 1995; D. Lindenberg, in: J.-M. Goulemot/D. Lindenberg/P. Ory/Ch. Prochasson, *Dernières questions aux intellectuels*, Paris 1990, esp. p. 169-171.

¹⁷ C. Lévi-Strauss/D. Eribon, *De près et de loin*, Paris, p. 66.

¹⁸ See B. Mazon, *Aux origines de l'École des Hautes Études en Sciences Sociales: Le rôle du mécénat américain (1920-1960)*, Paris 1988, and the preface of Pierre

American influence was also felt in a second type of more properly political modernization. Exiles came back to France bearing a different democratic culture informed by their American experience.

Political modernization and democratic culture

In Postwar France, exiles felt themselves out of place in the anti-liberal political and intellectual atmosphere.¹⁹ The notion of democracy, however much the Resistance tried to further it, was dominated by the imperative of revolution. Socialists and Communists reactivated the myth of revolution.²⁰ For his part, de Gaulle, influenced by the English experience and also by his own convictions in constitutional matters, wanted to strengthen the executive power which, according to him, was lacking in the Third Republic.²¹ There were different perspectives on democratization between the Resistance in France and the Resistance in exile. Interpreting the defeat as a failure or even a treason of the elites, the Resistance in France considered itself as a new elite with a legitimate mandate to wield power and affect revolutionary change in the country. Abroad exiles saw themselves as the bearers of national legitimacy which was under attack inside France and not as a new elite. On the political level, exiles had experienced a model of democracy without the Republic – in the French sense. American democracy had been relatively consensual and stable compared to the troubled history of the French Republic, even though it was also founded on a revolutionary tradition, competing with the French one. However American history had not produced a messianic left. The experience of another revolutionary universal profoundly modified the political culture of the exiles.

In the trajectories of someone like Boris Souvarine or Denis de Rougemont, it is clear the extent to which the Cold war American policy of containment rested on a remobilization of the networks forged during WW II between American actors (government, agencies, foundations...) and European exiles.

Bourdieu. See also the letters of Jean Gottmann to Joseph H. Willits, Director of Social Sciences of the Rockefeller Fondation, Rockefeller Archive Center, Tarrytown, R.G 1.1, Series 500, Box 48.

¹⁹ See W. I. Hitchcock, *France Restored. Cold War Diplomacy and the Quest for Leadership in Europe 1944–1954*, Chapel Hill, London 1998; J.-P. Rioux, *The Fourth Republic, 1944–1958*, Cambridge 1987.

²⁰ See J. Verdès-Leroux: *Au service du parti. Le parti communiste, les intellectuels et la culture (1944–1956)*, Paris 1983.

²¹ See A. Shennan, *De Gaulle*, London 1993.

Americanization and the Cold War: a remobilization of the networks of wartime exiles

Anti-fascism and Anti-Communism

From an ideological perspective the Cold War moved over several years from a policy of containment to a veritable crusade 'for liberty', at the beginning of the 1950s, marked by a much more combative character. In many respects, the ideological war that became the Cold War was inscribed in a continuity of combat from the Second World War. Anti-communism followed rapidly on the heels of militant anti-fascism. Indeed, this development was visible even while the world war continued. Certain aid associations – like the Emergency Rescue Committee (ERC) – moved seamlessly from aiding antifascist refugees to providing assistance to anti-communist refugees. In a rhetoric of human rights, the United States placed itself in a continuity of combat against European tyranny (of the 19th century), fascism, and, after 1945, communism.²²

The continuation of an alliance: Euro-Atlantic 'networking' from the OSS to the CIA

The alliance between culture and the American government in Washington's new propaganda and intelligence agencies (OWI and OSS) was one of the legacies of WW II which was immediately redeployed in the Cold War.²³ The State Department mobilized significant resources to export its ideas, to convince European societies to fight Communism using the pen, the brush, the film.

The European Congress for Cultural Freedom created in June 1950 in Berlin was one of the principal elements of this policy.²⁴ This meeting assembled European anti-communist intellectuals both social-democrat and conservative alike. The story of this Congress is associated with the story of exile. The fundamental political axis of the Congress, the left liberal anti-communism, could rally many exiles: Jules Romains, Denis de Rougemont, Jacques Maritain played a role in the Congress because, in spite of their political differences, they were united around a resis-

²² See I. M. Wall, *L'influence américaine sur la politique française, 1945–1954*, Paris 1989.

²³ See F. S. Saunders: *Who paid the Piper? The CIA and the Cultural Cold War*, London 1999.

²⁴ See P. Grémion, *Intelligence de l'anticommunisme, Le Congrès pour la liberté de la culture à Paris, 1950–1975*, Paris 1995.

tance to the soviet influence. Boris Souvarine was a major intellectual reference for the Congress and contributed to *Preuves*. He was a creature of this Euro-American milieu which was forged during his exile in the United States. *Le Contrat social*, the journal founded by Souvarine in 1957 in Paris constituted a significant intellectual mediation in so far as its liberal anti-communism was founded on a unique knowledge in Paris at this time of the Anglo-American scholarship on the Soviet system.

The Congress had the intention to function as an intellectual network. The Americans found the exiles to be European figures whom they knew and who knew them. Some of them had even been working in the propaganda and intelligence services during the war. The functioning of the Congress demanded a reactivation of the links built during the war between certain exiled intellectuals and the American agencies.

The survival of the networks from the Second World War in the Cold war was based on the continuity of a certain milieu in spite of the institutional break between the OSS and CIA. When OSS personnel dispersed after the closure of the agency, some went back to their universities, some to their law firms, others were reemployed by the CIA but they all maintained links which enabled the preservation of a particular milieu augmented by the arrival of the first exiles from the communist countries. Thus, the OSS was the matrix and the breeding ground of the CIA. This is why the political-intellectual networks built around the OSS could easily function again around the CIA and the Congress. The European interlocutors with whom they wanted to engage were, for both agencies, the non-communist social-democratic left. The OSS and the CIA wanted to integrate American trade-unions into the ideological action.

If one can speak of the exportation of a model, this must be understood in a longer history of transatlantic relations. This model often presented as the essence of the American supremacy was in fact a mélange of European references brought to the United States (by the exiles) and reexported to Europe after the war.

The concept of "cross-fertilization" enables to grasp interactive processes in an asymmetrical situation, which was the case after 1945. For the exiles, Americanization appeared as a transatlantic conversation pursued during the war and the post-War dominated by a triumphant but not omnipotent America.

For example, the movement for the internationalization of scientific culture came from the USA – and was exported through the experience of exiles – but only in so far as certain sectors of French science were

interested in this model. From this perspective, the career of Fernand Braudel and the international success of the Annales School was a product of this transatlantic conversation through its institutions and its figures.

In a France becoming a second-rank power, politically divided, the prestige of the Annales School was that much more important. The example of Braudel but also that of Levi-Strauss demonstrate that within a transatlantic relation of inequality of power, it was possible to seize the intellectual initiative.

Buchbesprechungen

Heide Gerstenberger/ Ulrich Welke: Arbeit auf See. Zur Ökonomie und Ethnologie der Globalisierung, Münster: Westfälisches Dampfboot 2004, 399 S. (mit DVD)

„Arbeit auf See“ ist sicherlich ein hochspezialisiertes Thema, das sich bislang größerem öffentlichem und wissenschaftlichem Interesse eher entzog und allenfalls wenige Ökonomen, Soziologen, Politologen oder Historiker beschäftigte. Allerdings ging von der exzentrischen maritimen Arbeitswelt, mit mobilen, grenzüberschreitenden „Betrieben“, mit atypischen und widerständigen Arbeitnehmern, mit einer besonderen „seemännischen“ Arbeitskultur, mit dem singulären Zusammenfall von Arbeits- und Wohnort schon immer auch eine besondere Faszination aus, wie sie sich beispielsweise in der literarischen und medialen Mystifizierung der Seefahrt als Welt der Abenteurer, Sozialrebelln und Welteroberer niedergeschlagen hat.

Auch die Autoren zeigen Empathie für ihren Gegenstand. Sie sind thematisch breit ausgewiesen; beide haben bereits zu verschiedenen Aspekten der Schifffahrt (Vom Wind zum Dampf, 1996;

Seefahrt im Zeichen der Globalisierung, 2002) publiziert. Sie wollen jedoch „Arbeit auf See“ nicht als Spezialthema verstanden wissen. Im Gegenteil streichen sie nicht nur die tatsächliche ökonomische Bedeutung der Handels-schifffahrt heraus, die allein bereits das öffentliche und wissenschaftliche Desinteresse unverstündlich mache (S. 12). Der Untersuchungsgegenstand wird als *exemplarisch* für veränderte „Arbeitsverhältnisse und Lebensbedingungen“ unter Bedingungen der Globalisierung als Niemandsherrschaft (Ulrich Beck) vorgestellt. Der Seetransport wird zum Laboratorium sozio-ökonomischen, kulturellen und politischen Wandels. Oder wie es etwas blumig und verklärend in der Einleitung heißt: „Früher erweiterten Seeleute den geographischen Horizont ihrer Zeit, heute fahren sie für uns ins Neuland gesellschaftlicher Strukturen“ (S. 12).

Die veränderten ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen werden im 2. Kapitel („Handelsschifffahrt an der Wende zum 21. Jahrhundert“, S. 27-69) geschildert. Die Darstellung ist am deutschen Fall orientiert, auch wenn der Titel etwas andere Erwartungen weckt. Aufgezeigt werden kann, dass sich die

Handelsschifffahrt wie kaum ein anderer Verkehrs- oder Wirtschaftssektor durch die Praxis des Ausflaggens und die Institution der Schattenflaggen internationalisiert hat. Unternehmen, Belegschaften und Arbeitsmärkte haben sich – nimmt man Deutschland zum Maßstab – seit den 1970er Jahren vom Nationalstaat gelöst. Damit verbunden war zweitens auch die Erosion nationalstaatlicher rechtlicher und politischer Regulierungen in einem „politisch konstituierten Niemandsland“, in dem funktionstüchtige Instrumente einer *global governance* noch fehlen. In diesem Kontext erweist sich die Exzentrizität des „Wirtschaftsbetriebs“ Schiff, die im 1. Kapitel („Das Schiff“, S. 17-27) ausführlich dargestellt wird, mit der Einheit von Arbeits- und Lebensraum als besonders geeignet, *Arbeitsbedingungen* und *kulturelle Praxis ohne Territorialbindung* zu untersuchen (S. 14).

Mit diesem Ziel wird ein doppelter fachlicher Bezug in der eigenwilligen, von der DFG geförderten Untersuchung hergestellt. Sie will sich nicht, wie der Titel vermuten ließe, auf eine Analyse von Arbeitstechnik, Arbeitsprozess und Arbeitsorganisation konzentrieren und in den Blick nehmen, „wie unter den heutigen Bedingungen seemännische Arbeit konkret organisiert und praktiziert wird“. Die „industriosoziologischen“ sollen mit „kulturanthroposophischen“ Fragen verbunden und u. a. auch

Rituale und Verhaltensmuster analysiert werden (S. 14). Daraus erklärt sich der auf den ersten Blick irritierende Untertitel „Zur Ökonomie und Ethnologie der Globalisierung“. Daraus erklärt sich auch der ungewöhnliche Methodenmix aus Gruppen-, Experten- und „Beobachtungsinterviews“ (S. 311-320). Letztere könnte man auch als Feldforschung, als teilnehmende Beobachtung unter Einschluss von Interviews oder eine Sonderform der „Oral History“ – mit allen Stärken und Schwächen – bezeichnen, da die beiden Autoren mehrere Schiffstouren begleitet haben. Und auch das Wechselspiel von (sozialwissenschaftlich-) analytischen und (ethnologisch-) narrativ-deskriptiven Passagen wird verständlich, die das Buch charakterisieren und Zwischenüberschriften wie „Da stimmte die Welt noch“ (S. 129); „Da fing das ja gerade an mit Ausländern“ (S. 130); „Deutsche runter und Philippinen rauf“ (S. 133) begründen.

In vier Großkapiteln („Besatzung und Besetzung“, S. 70-151; „Der technische Schiffsbetrieb“, S. 152-237; „Das Meer, die Zeit, der Stahl“, S. 238-283; „Die Weltbefahrer“, S. 284-310), die das Kernstück der Studie ausmachen, werden also die vielfältigsten Aspekte des beruflichen und privaten Alltags an Bord heutiger Handelsschiffe ausgeleuchtet. Die behandelten Themen reichen vom Personalmanagement, von der Qualifikation, der

„Praxis der Hierarchie“, vom technischen Schiffsbetrieb, von der „Drecksarbeit“ über die Wetternavigation, Stress und Stressverarbeitung, Schiffskost, „Frau an Bord“ bis zu „Codes und Kulturen“, Einsamkeit, „Vom Verlust heilsamer Gegenmittel“; „Aus der Einsamkeit in die Fremde“ usw. Im Ergebnis entsteht ein Bild der „Arbeit auf See“ von ungeheurer Detailfülle, angereichert mit vielen praktischen Beispielen und wörtlich zitierten Erfahrungsberichten einzelner Seeleute.

Leider kann sich der Leser – und auch die Rezensentin – in der Detailfülle und Themen- bzw. Beispielsvielfalt, die bisweilen auch ins Triviale zu entführen scheinen (S. 84, 110, 127 f., 249, 262, 292), verlieren. Insbesondere geraten das Generelle im Besonderen und das Exemplarische ins Hintertreffen. Es bleibt unscharf, was die besonderen Arbeits- und Lebensverhältnisse in der Handelsschiffahrt über die zukünftige Arbeit und Kultur in einer globalisierten Welt sagen können. Was ist auf andere Wirtschaftszweige übertragbar? Was bleibt inkompatibel, der Exzentrik eines außergewöhnlichen maritimen Wirtschaftsbetriebs geschuldet?

Die Autoren verzichten auf ein zusammenfassendes und zugespitztes Fazit, das noch einmal ihre zentralen Thesen, Befunde und neuen Erkenntnisse dezidiert hätte herausstreichen können. Dieser Verzicht auf in der wissen-

schaftlichen Alltagskultur eigentlich Selbstverständliches ist höchst bedauerlich, da eine Chance verschenkt wird, einen prinzipiell innovativen und interessanten transdisziplinären Ansatz und seine Erkenntnisse stärker zu profilieren.

Sigrid Koch-Baumgarten

- 1 Allerdings erwies sich die meinem Exemplar beiliegende DVD trotz der Bemühungen technikversierterer Unterstützer der Rezensentin als nicht funktionstüchtig.

Gunnar F. Schuppert: Verwaltungswissenschaft – Verwaltung, Verwaltungsrecht, Verwaltungslehre, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2000, 1023 S.

Der für seine Rhetorik, seinen eleganten Stil – der auf Tagungen bis zur Kommentierung der Kravatten der Kollegen reicht – und seine eingängige Schreibweise und manches andere – wie etwa fachlich sein Grenzgängertum zwischen Rechts- und Sozialwissenschaft (vgl. in der Einleitung das Bild der eigenen Rolle S. 41 ff.) – bekannte Autor hat mit diesem Buch eine große Kompilation vorgelegt. Sie vereint die nationale Perspektive mit der Rezeption international anerkannter ausländischer Literatur und ist auf dem Stand der Dinge. Ältere Fachkollegen der Verwaltungswissenschaft empfinden solche Kompilationen als Collagen, die ihren spe-

zifischen Reiz, aber auch ihre Schwächen haben, was ihre Originalität und ihren weiterführenden Charakter für dieses Fach angeht.

Nach einer Einleitung, die den Standort der Verwaltungswissenschaft auch graphisch verortet, gliedert sich das Buch in sechs Teile, die gegen Ende programmatische Überschriften tragen. So nennt sich der letzte Teil „Vom überforderten Staat der Allzuständigkeit zur verantwortungsteilenden Gewährleistungsverwaltung“ (S. 917 ff.) und davor der fünfte Teil „Einheit versus Pluralität der Verwaltung: Die öffentliche Verwaltung als Organisation im Wandel“ (S. 831 ff.). Das vierte Kapitel ist schon konkreter ausgewiesen mit der Überschrift „Kommunikation, Entscheidung, Verfahren – die Verwaltung als Entscheidungssystem“ (S. 721 ff.), ebenso der dritte Teil mit „Die Steuerungsebenen des Verwaltungshandelns“ (S. 455 ff.) und etwas weniger deutlich der zweite Teil mit „Die öffentliche Verwaltung im Kooperationspektrum staatlicher und privater Aufgabenerfüllung“ (S. 277 ff.), dem Juristen klarer aber wiederum der erste Teil mit „Gegenstand, Funktionen, Aufgaben und Handlungsformen der Verwaltung“ (S. 51 ff.).

Kein Zweifel: Rollen wie Funktionen des Staates – und übrigens auch seiner Verfassung, wie Konrad Hesse auf dem Kolloquium zum 60. Geburtstag von Peter Häberle eindrucksvoll betont hat¹ – und der öffentlichen

Verwaltung haben sich außerordentlich gewandelt. Diesen Wandel zu verstehen und Wege für seine Gestaltung anzubieten, ist Aufgabe auch der Verwaltungswissenschaft. Allerdings können griffige Formeln – die hier in Überschriften aufleuchten – aus der Debatte um die „Reform des Verwaltungsrechts“,² oder nun hier auch in der Verwaltungswissenschaft nur erste heuristische Annäherungen anbieten. Aber der Staat und sein Recht sind europäisiert; auch sind sie weniger denn je in der Lage, der Dynamik des Wandels in Wirtschaft, Technik und Kommunikation Herr zu sein. Deswegen spricht sehr viel für jene Annäherungen und ihre Strategien. Das macht Bücher wie das vorliegende zum Gegenstand hervorgehobenen Interesses. Und die „Verwaltungswissenschaft“ als offenes Sammelbecken neuer Paradigmen, die das Recht nicht rasch rezipieren kann, ist deswegen ein dankbares Etikett, mit dem man alle Aspekte der Debatte umgreifen kann. Angesichts der damit angedeuteten Aufgabe sollte man die Ansprüche an wissenschaftliche Beiträge der vorliegenden Art nicht zu hoch anlegen, es sei denn, sie fordern selbst einen Platz, der diese Zurückhaltung verbietet.

Welchen Platz das vorliegende Werk beansprucht, das ist nicht ganz leicht auszumachen. Liest es sich doch in vielen Abschnitten wie ein *case book* aus der angelsächsischen, insbesondere amerikanischen Schultradition, das gar

keinen originellen Anspruch – wie dort der seltene *treatise* – erhebt, sondern Stoff im Sinne eines kanonisierten Dogmenbestandes vermitteln will und dies gespickt mit langen Textauszügen aus Gerichtsentscheidungen, aus wenigen klassischen Aufsätzen oder aus Dokumenten, ausgewählt gerade für den Anfänger. Das Buch erscheint insofern als Kompendium und schließt in hervorragender Weise eine Marktlücke, wenn sein Preis es daran nicht hindert. Der Preis ist eine gefährliche Hürde, die eine künftige Taschenbuchausgabe überwinden sollte, sonst bleibt das Werk eine apokryphe und schon dadurch exklusiv-elitäre Blütenlese. Sie fördert als solche den Status ihres Autors mehr als die Wissenschaft. Der Preis führt nämlich in diese Rolle angesichts heutiger Bibliotheksverhältnisse und des heutigen Budgets der Studierenden. Diese Rolle ist allerdings der Mythenbildung vom großen Rang eines Werkes durchaus dienlich. An sich tritt das Buch indes in eine Lücke. Denn seit mehr als zehn Jahren sind die knapperen, konventionelleren Lehrbücher der Verwaltungslehre von Werner Thieme, Günter Püttner und auch Bernd Becker nicht mehr neu bearbeitet erschienen (vgl. die Nachweise S. 41). Daher besteht Bedarf für in der Lehre nutzbare Kompendien, Materialsammlungen und *case books*, Dinge, die der umfangreiche Band von *Schuppert* hier nun in sich selbst

vereint. Dies geschieht nicht nur formal, sondern auch von der Sache her. Denn tatsächliche und rechtliche, sozial- und politikwissenschaftliche Aspekte des Gegenstandes werden einerseits entfaltet, andererseits aber so verknüpft, dass didaktische Hoffnungen sich erfüllen. Dabei kann in dieser Anzeige die Verflechtung der Gegenstände von Kapitel zu Kapitel nicht nachgezeichnet werden, umfasst doch schon das Inhaltsverzeichnis mehr als 30 Seiten, wiewohl es natürlich nur Stichworte liefert. Es ist aber ebenso wie das Stichwortverzeichnis am Ende eine Navigationshilfe durch das umfangreiche Werk. Die rechtlichen Rahmenbedingungen sind ebenso eingefügt wie ihre Hinterfragung aus sozialwissenschaftlicher Sicht erfolgt. Dabei wird so viel von diesem Rahmen durch Textauszüge präsentiert, dass wohl auch der Sozialwissenschaftler seine Orientierung nicht verliert, vielmehr zugleich eingeführt wird in die Argumentationsweise der Gerichte und der Rechtswissenschaft. Dasselbe wird umgekehrt versucht, bleibt aber vielleicht etwas mehr im Vordergrund als im erstgenannten Falle. Die Tiefen des Wandels der Rolle des Staates sind angesprochen, aber nicht ausgelotet.

Ebenso wenig finden sich Folgerwägungen zur Verlagerung von Entscheidungsmechanismen und rechtlichen Anforderungen auf die europäische Ebene für

die heutige Verwaltungswissenschaft. Insoweit bleibt damit die Verwaltungswissenschaft dieses Buches dem Nationalstaat verhaftet, den es im Sinne des genannten Diktums von Konrad Hesse ebenso wenig noch gibt wie seine Verfassung. Dies erscheint vielleicht als die größte Schwäche von *Schupperts* Verwaltungswissenschaft, die Europa nicht einmal im Stichwort führt.³ Sie ließe sich wohl beheben, wenn auch diese Perspektive den Gegenstand noch durchleuchten und ein besonderes Kapitel die verwaltungswissenschaftlichen Folgerungen aus diesen Entwicklungen ziehen würde. Dieses Defizit mag seinen Grund auch darin haben, dass der Autor auf diesem Felde nicht auf die Erfahrungen seiner Tätigkeit als Gutachter zurückgreifen konnte, wie dies auf anderen Feldern, die man hier ausgebreitet findet, offensichtlich geschieht.

Das Terrain mag deswegen weniger gangbar, offener und kaum erschlossen erscheinen. Dieses Phänomen wurde schon lange zurück von Hans Peter Ipsen, dem ersten großen Europarechtler des öffentlichen Rechts, beklagt. Denn die Neuartigkeit der Entstaatlichung der Politiken, des europäischen Rückgriffs auf diesen wie Käse durchlöchernden, zum Torso gewordenen Staat und die neue Rolle des europäischen Bürgers als Nothelfer der Durchsetzung europäischen Rechts, etwa indem man ihn mit Anzeige- und Klagrechten ausstattet, all

dies und mehr müsste sozial- und verwaltungswissenschaftlich stärker erfasst werden, um besser begreifen zu können, was hier geschieht. Die Entstaatlichung vollzieht sich nämlich nicht nur nach unten und innen im Wege der Teilung der Verantwortung zwischen dem Staat und Privaten oder anderen autonomen Akteuren. Sie geschieht vielmehr auch auf europäischer Ebene und hier vielleicht noch viel folgenschwerer und endgültiger als innerhalb des Staates und seines neuzeitlichen Regimes, dessen Entstehung unter dem Stichwort des Berufsbeamtentums eingehend dargestellt und aus dem Zettelkasten der klassischen Exzerpte von Schmoller bis Weber bedient wird. Dieses, nämlich das europäische Feld zeigt mithin ein schwerwiegendes Desiderat an und nimmt der Verwaltungswissenschaft in Zeiten der Dämmerung des Staates einen wichtigen Gegenstand. All das tut indes der schon umschriebenen Leistung als solcher jedoch keinen Abbruch.

1 Vgl. K. Hesse, *Die Welt des Verfassungsstaates*, 1999, S. 4: „Wir leben insoweit von dem Gedankengut einer Welt, die nicht mehr die unsere ist und, wie wir immer deutlicher sehen, in den tiefen Wandlungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts ihren Untergang gefunden hat. Über ihre Grundlagen, bisher als gesichert geltende Bestandteile der Staats- und Verfassungslehre, ist die Geschichte hinweggegangen.“

- 2 So der Name der Bände beim selben Verlag, die Wolfgang Hoffmann-Riem und Eberhard Schmidt-Aßmann herausgeben.
- 3 Man vermißt diese Ebene schon im ersten Teil, der alsbald verschiedene Staatstypen als Verwaltungstypen vorstellt, da der souveräne Staat auftritt, sein jüngerer Schicksal einzubeziehen also nahelag. Ebenso vermißt man die europäische Ebene bei der Darstellung der Handlungsformen, des Vollzuges, der Verfahren und des Rechtsschutzes, die sämtlich allmählich und vielenorts europarechtlich durchdrungen sind und verwaltungswissenschaftlich erschlossen werden sollten.

Helmut Goerlich

Elke Fein: Geschichtspolitik in Russland. Chancen und Schwierigkeiten einer demokratisierenden Aufarbeitung der sowjetischen Vergangenheit am Beispiel der Tätigkeit der Gesellschaft Memorial, Hamburg: Lit-Verlag 2000, 288 S.

Seit Alexander Solschenizyns Buch „Archipel GULag“ 1974 in Paris erschien, ist das Thema Straflager in der Sowjetunion während der Stalinzeit immer wieder in der (westlichen) Presse aufgegriffen wurden. Erst seit der Perestrojkezeit Ende der 80er Jahre, so scheint es, wird in der sowjetischen und russischen Öffentlichkeit darüber berichtet. *Elke Fein* hat sich vorgenommen, Kontinuitäten und Wandel in der Geschichtspolitik in Russland am

Beispiel der Arbeit der Gesellschaft MEMORIAL zu analysieren. MEMORIAL bemüht sich seit 1987 konsequent um eine historische Aufarbeitung der stalinistischen Repressionen gegen Sowjetbürger.

Nach einer theoretischen Einführung und einer überblicksartigen Vorstellung verschiedener Untersuchungsansätze zum Umgang mit Vergangenheit (Teil I) untersucht die Autorin im Teil II den Wandel der offiziellen Geschichtspolitik in der Sowjetunion zwischen 1953 (Tod Stalins) und 1991 (Ende Ära Gorbatschow) sehr ausführlich. In den Teilen III und IV wird der geschichtspolitische Wandel aus der Sicht der Gesellschaft MEMORIAL in der ausgehenden Sowjetunion 1987–1990/91 (Ära Gorbatschow) und in der neu gegründeten Russländischen Föderation von 1990/91 bis 1999 (Ära Jelzin) betrachtet.

Geschichtspolitik heißt für Elke Fein: „alle politischen Maßnahmen, Strategien und öffentliche Äußerungen, die eine Bewertung nationaler Vergangenheit zum Gegenstand haben und daraus explizit praktisch- verbindliche oder implizit normative Handlungsanweisungen oder gebotene Einstellungen für die Gegenwart und Zukunft ableiten.“ (S. 11)

Dem Modell der offiziellen Geschichtspolitik in der Sowjetunion stellt Fein Aktivitäten gesellschaftlicher Akteure der öffentlichen Meinung, bzw. der gesellschaftlichen Öffentlichkeit ge-

genüber. Anhand der Geschichte MEMORIALs zeigt die Autorin exemplarisch, wie Aktivitäten informeller Gruppen in der frühen Perestroikazeit und in den Anfangsjahren der Russländischen Föderation gestaltet waren. *Fein* beschränkt sich auf den Themenkomplex der Vergangenheitsaufarbeitung des Stalinismus und hier vor allem der Aufarbeitung der stalinistischen Repressionen gegen Sowjetbürger.

Im zweiten Teil des Buches, der sich hauptsächlich mit der offiziellen Geschichtspolitik beschäftigt, kommt *Fein* zu der Erkenntnis, dass trotz der zaghaften Versuche Entstalinisierungsprozesse in Gang zu setzen, das Regime und die Methoden Stalins nicht in Frage gestellt wurde. Vor allem unter Nikita Chruschtschow sind Ansätze der Aufarbeitung auszumachen. Viele Häftlinge wurden nach dem Tode Stalins aus den Straflagern entlassen, einige z. T. rehabilitiert. Aber Chruschtschow benutzte die Entstalinisierung vor allem dazu, politische Gegner innerhalb der KPdSU auszuschalten. Viele Jahre wurden die Ideen der Entstalinisierung nicht mehr weiter verfolgt. Erst im Zuge von Michail Gorbatschows Versuchen, die Gesellschaft zu modernisieren (Perestroika), wurde wieder von der Aufarbeitung des Stalinterrors gesprochen. Während dieser Zeit meldeten sich viele gesellschaftliche Akteure zu Wort. Einer davon war die informelle Gruppe

MEMORIAL. Am Ende der Sowjetunion hat die Partei das Monopol auf die einzige Geschichtsinterpretation verloren: „So verlagerten sich die geschichtspolitischen Inhalte mehr und mehr ins Grundsätzliche, vom Stalinismus zu dessen strukturellen Wurzeln, der Mitverantwortung der Gesellschaft und schließlich dem Leninismus und sogar Marxismus als ideologischen Wegbereiter. Am Ende hatte die offizielle Position fast alle früheren Dogmen aufgegeben und ihre [...] Legitimations- und Steuerungsfunktion gänzlich eingebüßt“ (S. 112).

Die Gesellschaft MEMORIAL wurde 1987 zunächst als informelle Bewegung in Moskau zu dem Zweck gegründet, an die Opfer des Stalinterrors zu erinnern. Aber die Mitglieder MEMORIALs waren sich schnell darüber einig, dass man alle Opfer sowjetischer Repressionen ehren wollte und nicht nur die der Stalinzeit. Zentrale Anliegen der Gesellschaft sind die historische Aufarbeitung der Repressionen von staatlicher Seite in der Sowjetunion, soziale Fürsorge, d. h. Sozialarbeit für ehemalige Häftlinge und Opfer, und Menschenrechtsarbeit. Mitbegründer und Mitglieder waren und sind nicht nur ehemalige Opfer, sondern auch Angehörige der Intelligenzija Russlands. Prominente MEMORIAL-Mitglieder wie Andrej Sacharow konnten und können einen erheblichen Einfluss in Politik und Öffentlichkeit geltend machen.

Die Autorin kommt im Teil III zu dem Schluss, dass in einer Phase des Machtvakuum, als von offizieller Seite der geschichtspolitische Einfluss sehr gering war – wie es in den Jahren zwischen 1990/91 und 1993 (Ende der Gorbatschow-Ära/Anfang Jelzin-Ära) der Fall war – das geschichtspolitische Input von gesellschaftlichen Akteuren, und dabei insbesondere von MEMORIAL, sehr hoch war. Sobald sich die politischen Verhältnisse wieder stabilisierten und auch das öffentliche Interesse an Themen wie gesellschaftliche Vergangenheitsaufarbeitung abflaute, sank der Einfluss der gesellschaftlichen Akteure.

MEMORIAL hat ihre Prinzipien, Grundüberzeugungen und ihr Anliegen seit dem Ende der 80er Jahre nicht verändert. Wichtige Kernaufgaben sind nach wie vor die soziale Arbeit mit ehemaligen Häftlingen und Opfern, Menschenrechtsarbeit und historische Aufarbeitung des Unrechts sowie das Erinnern daran. Die Umstände, unter denen MEMORIAL arbeitet, haben sich verändert. Für das Scheitern der demokratisierenden Anliegen von MEMORIAL macht *Fein* v. a. die Schwäche Präsident Jelzins verantwortlich, der konservative Kräfte aus der Sowjetzeit in ihren Ämtern beließ (S. 249).

Der erste Teil der Untersuchung beleuchtet sehr ausführlich die Prozesse von Entstalinisierung und Restalinisierung zwischen

1953 und 1990. Den Wechsel von der offiziellen Geschichtspolitik hin zu gesellschaftlichen Akteuren und damit zu MEMORIAL stellt *Fein* kontrastreich gegenüber, ohne aber die gegenseitigen Einflussnahmen und Beeinflussungen zu vernachlässigen. Die Autorin stellt viele Ereignisse (Gründungskonferenzen, Gesetzesvorhaben, Parteitage, etc.) sehr detailliert dar. Allerdings fällt es schwer, sich die vielen verschiedenen Namen, die z. T. nur einmal auftauchen, zu merken und im Weiteren richtig einzuordnen. Ein Personenregister oder auch eine kurze Darstellung einzelner Personen wäre hilfreich gewesen. Schwierig ist es ebenso, die russischen Zitate in lateinischen Buchstaben zu lesen. Da die Autorin sie unübersetzt gelassen und nicht in kyrillischer Schrift abgedruckt hat, ist eine Übersetzung oft mühselig, da man die lateinische Schrift erst ins Russische übertragen muss, um ggf. Wörter nachschlagen zu können.

Inhaltlich allerdings ist es Elke *Fein* gelungen, die Brüche der sowjetischen Geschichte mit den Kontinuitäten und Veränderungen in der Geschichtspolitik, erst in der offiziellen und später auch in der gesellschaftlich-demokratischen, in einen zusammenhängenden Überblick zu bringen und zu analysieren.

C. Schütze

Anka Muhlstein, Die Gefahren der Ehe. Elisabeth von England und Maria Stuart. Aus dem Französischen von Ulrich Kunzmann, Frankfurt a. M.: Insel Verlag 2005, 352 S. u. 16 S. Abb.

Der englische König Heinrich VIII. brach über die von ihm beabsichtigte Scheidung von Katharina von Aragon mit dem Papst und setzte die Bildung der anglikanischen Kirche durch. Elisabeth I., seine und Anna Boleyns Tochter, wurde einige Jahre nach seinem Tod für den langen Zeitraum von 1558 bis 1603 Königin von England. Ihre Abkunft aus einer annullierten Ehe und von einer hingerichteten Mutter wurde immer wieder als Argument gegen die Rechtmäßigkeit ihres Thronanspruchs angeführt. Maria Stuart, ihre Cousine, wurde 1558 in erster Ehe Gemahlin des französischen Thronfolgers, um dann in den sechziger Jahren den schottischen Thron zu besteigen. Ihre Ansprüche auf den englischen Thron hatte sie bereits 1559 bei ihrer Inthronisation in Frankreich gestellt. Als Königin von Schottland plante sie die Rekatholisierung des Landes. Nach der Ermordung ihres zweiten Ehemanns, ihres Vetters Henry Stuart, Lord Darnley, – Maria Stuarts Kenntnis der Mordpläne ist nicht eindeutig geklärt – musste sie unter dem Druck des schottischen Adels abdanken und floh nach England, wo sie von Elisabeth 1568 gefangengesetzt

wurde. Elisabeth befand sich in einer schwierigen Lage: Um den Ansprüchen dynastischer Legitimität zu genügen, hätte sie die Bestrebungen Maria Stuarts nach einer Restauration ihrer Herrschaft in Schottland unterstützen müssen. Damit wäre aber ein Vorgehen gegen die ihr politisch-konfessionell nahestehenden Kreise verbunden gewesen. Maria Stuart, die im Zentrum katholischer (hauptsächlich spanischer) Verschwörungen gegen Elisabeth stand, hegte als „einzig legitime Erbin Heinrichs VII.“ (S. 60) immer noch Hoffnungen auf eine Thronbesteigung in England. 1587 wurde Maria im Zuge der Aufdeckung der Babington-Verschwörung – dem Plan einer spanischen Invasion, begleitet von einer Rebellion der Katholiken Englands – hingerichtet.

Es handelt sich um eine vielfach erzählte Geschichte – hier nochmals vorgelegt in Form einer Doppelbiographie. Mit viel Einfühlungsvermögen und stilistischer Sicherheit schildert die im Schreiben von Biographien versierte Historikerin Anka Muhlstein den Lebensweg und die Verwicklung der Schicksale von Elisabeth I. von England und der schottischen Königin Maria Stuart. Muhlsteins Einfühlung gilt den Beweggründen der Königinnen Elisabeth und Maria, deren Blickwinkel sie versucht verständlich zu machen. Es ist eine Geschichte der Intrigen und Ränke, der Manipulationen und Hinter-

halte, des Streits und der Manöver. Es ist eine personenzentrierte Geschichte, bei deren Beurteilung positive und negative Aspekte auffallen.

Das Buch ist durchweg gut zu lesen, u. a. weil Anmerkungen nur sehr sparsam eingesetzt wurden – neun Seiten Anmerkungen bei einem Gesamtumfang des Buches von über 350 Seiten (davon vier Seiten Chronologie, zwei Seiten Genealogie, drei Seiten Bibliographie, 16 Seiten Personenregister). *Muhlsteins* Schilderung der Charaktere ist oft recht plastisch, aber manchmal auch zu simpel und verführerisch einfach. Das trifft nicht für die Hauptakteure zu: Die Komplexität der Charaktere Elisabeths und Marias wird durchaus klar. Aber waren denn die potentiellen Heiratskandidaten von Elisabeth alle entweder Katholiken oder „übel beleumundete Wicht(e)“ (S. 190)? Wenn nicht geeignet, dann eben unfähig? Lässt sich *Muhlstein* hier nicht vom Nimbus Ihrer Heldin blenden?

Über die gesellschaftliche Struktur und die Kultur Englands und Schottlands erfährt man eher etwas am Rande; es handelt sich auch nicht zwingend um die Kernfrage einer Biografie. Aber die nahezu vollständige Ausblendung dieser Dimension in einem Buch, das in einem Verlag erscheint, der mit dem Haus Suhrkamp, dem Verlag der Kritischen Theorie, verbunden ist, ist doch erstaunlich.

Es gibt aber einen Schluss zur gesellschaftlichen Struktur Europas des 16. Jh.s, den man vielleicht aus *Muhlsteins* Buch ziehen kann, nämlich, dass der Adel Europas doch eine recht unfähige Kaste war. Das ist ein Schluss, den *Muhlstein* in dieser Eindeutigkeit nicht zieht, der sich aber aus ihrer Schilderung der Vorgänge an den Höfen Europas und vor allem aus der langwierigen Gattenschau der englischen Königin ziehen lässt. Ein ständiger Druck lastete auf Elisabeth: Das war die immer wieder vorgebrachte Frage der Heirat der englischen Königin, der notwendigen Voraussetzung, um einen Erben für das Königreich zu erhalten. Diese Frage findet selbstverständlich auch in *Muhlsteins* Buch breiten Raum. Allgemein schreibt *Muhlstein* im Vorwort über die Nachteile einer Heirat für eine Königin mit wirklicher Macht im 16. Jh.: „Für eine gekrönte Herrscherin bedeutet die Heirat zunächst einmal, dass sie ihre Unabhängigkeit beeinträchtigt. Für alle, die heiraten, gilt, dass sie sich einem Herrn und Gebieter unterwerfen (S. 7)“. Bestimmte Fragen der persönlichen Beziehungen und der Heiratspolitik um Maria und Elisabeth bezeichnet *Muhlstein* in Ihrer Schlussbilanz als „Mysterien“ (S. 315). Elisabeth „spielte“ die Rolle der jungfräulichen Königin, die für einige männliche Personen an ihrem Hof und an europäischen Höfen begehrenswert war und die in der Bevölkerung

verehrt wurde („Mutterersatz“).¹ Zweifellos half die Jungfräulichkeit Elisabeth den Legitimitätsnachteil als Frau, die für die patriarchalische Sichtweise der Zeitgenossen das falsche Geschlecht hatte, auszugleichen. Debatten der geschichtswissenschaftlichen Forschung, die den in der Bevölkerung existierenden Elisabethkult auch als protestantisierten Marienkult behandelt, lässt *Muhlstein* aus.² Hier hätte, wie an anderen Stellen des Buches, eine thematische Vertiefung vielleicht auch einen stärker analytischen Zugang bedeuten können.

Der elisabethanische Religionskompromiss von 1559/1563, der die Ausrichtung der anglikanischen Kirche bestimmte, wird von *Muhlstein* nicht behandelt, was für den an grundsätzlichen Fragen gesellschaftlicher Entwicklung interessierten Leser ein Manko ist. Neben Elisabeths Politik der innenpolitischen Machtbalance hätte auch ihre vorsichtige Außenpolitik – oft als zögerliche Haltung interpretiert, die aber als eine an den begrenzten finanziellen Möglichkeiten Englands orientierte Defensivstrategie bezeichnet werden kann – eine ausführlichere, prinzipiellere und die langfristigen Aspekte untersuchende Behandlung verdient.

Ein Ergebnis der außenpolitischen Frontstellung Englands, zu der die Verschlechterung des Verhältnisses zu Spanien (Armada 1588) zählte, war die verschärfte Konfrontation gegen Ende des

Jahrhunderts zwischen Parlament und Krone, die sich in der Frage der Vergabe von Monopolen, einer an Bedeutung gewachsenen Finanzquelle der Krone, kristallisierte. Die Drohung der Steuerverweigerung, mit der Elisabeth konfrontiert war, sollte im 17. Jh. mit all ihren revolutionären Konsequenzen verschärft vom Parlament genutzt werden. Die strukturelle Problematik der Politik des Königreichs war aber bereits im 16. Jh. aufgetreten.

Der eher beschreibende Zugang *Muhlsteins* glänzt durch einen ansprechenden Stil, präsentiert in einer guten Übersetzung. Ein Manko der intendierten Leserefreundlichkeit ist die nur ansatzweise gelungene Einbeziehung der neueren Forschungsliteratur.

Zweifellos bietet *Muhlsteins* Buch die Möglichkeit zu einem Einstieg in das Studium der britischen Geschichte der zweiten Hälfte des 16. Jh.s, sollte aber in einer auf Fragen gesellschaftlicher Struktur und Entwicklung konzentrierten Recherche ihre Fortsetzung finden.

- 1 G. Lottes, Elisabeth I. (1558–1603), in: P. Wende (Hg.), Englische Könige und Königinnen. Von Heinrich VII. bis Elisabeth II., München 1998, S. 85.
- 2 Ebd.

Roland Ludwig

Eric D. Weitz: A Century of Genocide. Utopias of Race and Nation, Princeton: Princeton University Press 2003, 360 S.

Die vorliegende Studie des amerikanischen Historikers und Professors an der Universität von Minnesota Eric D. *Weitz* behandelt das Phänomen der Völkermorde im 20. Jh. Er legt seiner Studie wie eine Reihe seiner amerikanischen und angelsächsischen Kollegen einen komparativen Ansatz zugrunde, indem er Fälle kollektiver Gewalt gegenüberstellt, um deren Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten: die sowjetischen Säuberungswellen unter Lenin und Stalin, den Holocaust in Deutschland, die Ausrottungspolitik der Roten Khmer in Kambodscha und die serbischen Gräueltaten im auseinander brechenden Jugoslawien in den 1980er und 1990er Jahren.

Weitz legt seiner Untersuchung die Völkerrechtskonvention der Vereinten Nationen vom Dezember 1948 zur Definition des Begriffs Genozid zugrunde, obwohl er sie selbst für unzureichend (S. 9) hält und ihre Schwäche (S. 10) kennt. Der Völkermord der Roten Khmer an der eigenen städtischen Bevölkerung würde z. B. nicht unter diese Definition fallen, wohingegen die Vernichtung der vietnamesischen und chinesischen Bevölkerung Kambodschas das Kriterium dieser Konvention erfüllt hätte. *Weitz* sieht aber in der Aussage ihres

zweiten Artikels, eine Gruppe „ganz oder teilweise zu zerstören“, das zentrale Merkmal für einen Genozid. Dies sei der wesentliche Unterschied zu Pogromen, Massakern oder Kriegsverbrechen. Er vermeidet mit diesem Kunstgriff eine allzu enge Auslegung der Völkerrechtskonvention im Hinblick auf seine Untersuchung.

Weitz hebt ausdrücklich hervor, dass diese vier Genozide nicht die einzigen im 20. Jh. waren. Er hält sie aber für die vier bedeutsamsten, da sie in einem vergleichbaren historischen Umfeld erfolgten. Eine vorherrschende Ideologie von Rasse und Nation, ein revolutionäres Regime mit weitgesteckten utopischen Visionen und vermeintliche oder tatsächliche innere und/oder äußere Krisenerscheinungen prägten dieses historische Umfeld.

Der Vergleich dieser vier Genozide wirft eine generelle Problematik auf: Der Holocaust in Deutschland scheint nicht mehr als ein einzigartiges singuläres Ereignis in der Geschichte dazustehen, sondern es besteht die konkrete Gefahr seiner Relativierung. Der Historikerstreit in den 1980er Jahren zeigte deutlich die möglichen Gefahren dieser Herangehensweise einer vergleichenden Untersuchung auf und hat die deutsche Öffentlichkeit erheblich für komparative Studien sensibilisiert.

Weitz benennt sehr wohl diese Problematik und versucht gleich

in seiner Einleitung jeglichen Zweifel an der Einzigartigkeit des Holocausts auszuräumen. Er hält den Holocaust für die größte Tragödie in der jüdischen Geschichte. Die industrielle Vernichtung der europäischen Juden in Deutschland mit seinem hoch entwickelten Bürokratie- und Militärapparat ist und bleibt für ihn ein noch nie da gewesenes Ereignis. *Weitz* schränkt aber aus der Sicht eines Historikers diese Aussage zugleich wieder ein. Die Arbeitsweise müsse der historische Vergleich sein, um die Einzigartigkeit einzelner historische Prozesse deutlich herauszuheben. Jedes historische Ereignis sei für sich genommen und für seine Zeit einzigartig. Es könne nur auf diese Weise die Singularität des Holocausts differenziert aufgezeigt werden: „If we insist on the incomparability of the Holocaust, we place it outside of history“ (S. 12).

Der Prolog „An Armenian Prelude“ wirkt irritierend in der Abfolge des inhaltlichen Aufbaus seiner Darstellung. *Weitz* analysiert hier den Völkermord an der armenischen Bevölkerung im Osmanischen Reich während des Ersten Weltkrieges. Er sieht in diesem Völkermord den ersten Genozid des 20. Jh.s. Alle seine Merkmale lassen sich eindeutig unter dem erst später von den Vereinten Nationen definierten Begriff Genozid subsumieren und weisen viele übereinstimmende Charakteristika mit den nachfol-

genden Völkermorden in der Sowjetunion, Deutschland, Kambodscha und Jugoslawien auf. Der armenische Völkermord war so umfassend und systematisch, dass er nur von einem modernen Staat bzw. einem Regime mit einem eindeutig definierten politischen Ziel durchgeführt werden konnte. Das damalige jungtürkische Regime verfolgte die Utopie einer homogenen türkischen Nation. Bestimmte Bevölkerungsteile, die wegen ihrer ethnischen und/oder religiösen Zugehörigkeit diesem Ziel entgegenstanden, mussten ausgelöscht werden. Die Krise des Jahres 1915 – hervorgerufen durch das Scheitern des türkischen Kaukasusfeldzuges und durch den Angriff der Alliierten auf die Dardanellen – löste den Genozid an der armenischen Bevölkerung aus. Obwohl *Weitz* alle generellen Charakteristika für die von ihm später so vortrefflich analysierten Genozide hier bereits erkennen kann, bleibt der Völkermord an den Armeniern recht isoliert und ohne eine eingehende vergleichende Betrachtung am Anfang des Buches stehen.

Weitz unterteilt seine Studie nach dem Prolog und der Einleitung in fünf Hauptkapitel. Das erste, als theoretische Grundlage aufgebaute Kapitel beleuchtet den ideengeschichtlichen Hintergrund über die Vorstellung von Rasse und Nation. Er sieht den Ursprung des Rassebegriffs in den amerikanischen Kolonien, wo sich die Kolonisten über die Hauptfarbe

von den afrikanischen Sklaven aber auch von der indigenen Bevölkerung eindeutig zu unterscheiden suchten. Auf der einen Seite stand die weiße Hautfarbe für die überlegene weiße Rasse, auf der anderen Seite standen die rote und schwarze Hautfarbe für die unterlegene indigene und schwarze Rasse. Dieses Überlegenheitsgefühl der weißen Rasse führte im Zuge der Aufklärung und der sich herausbildenden Naturwissenschaften im 19. Jh. zur weiteren Differenzierung, indem neben der Rasse auch der nationale Raum als identitätsstiftende Größe mit einbezogen wurde.

Die sich anschließenden vier Kapitel, in denen die vier oben genannten Genozide chronologisch aufgearbeitet werden, gliedern sich nach gleich strukturierten Untersuchungskriterien: „Power and Utopia“, „Categorizing the Population“, „Purging the Population“, „The ultimate Purge“ und „Rituals of Population Purges“. Alle vier von ihm untersuchten Staaten verfolgten eine utopische Zukunftsvision von einem homogenen Staat, wobei sie den Begriff „homogen“ unterschiedlich ausprägten. Die Sowjetunion unter Lenin/Stalin und Kambodscha definierten ihn zunächst über soziale und später über ethnische Kategorien, das Dritte Reich und Serbien fast ausschließlich über ethnisch/religiöse Kategorien. Das Singuläre an der deutschen Ausprägung lag in seiner Radikalität. Nach Weitz hatte keines der anderen

beschriebenen Regime ein so von rassischen Gesichtspunkten durchdrungenes Gesellschaftssystem als utopisches politisches Ziel durchsetzen wollen wie das Dritte Reich.

Die Führer der Sowjetunion wollten eine egalitäre Zukunft für den von ihnen vorgesehenen proletarischen Menschen schaffen; dazu mussten die alten zaristischen Eliten eliminiert werden. Während des Zweiten Weltkrieges gerieten ebenso ethnische Gruppen wie Koreaner, Deutsche oder Krimtataren in das Raster der Systemfeinde, als ihnen eine Konspiration mit den deutschen Angreifern vorgeworfen wurde. Der stalinistische Machapparat deportierte sie aus ihren angestammten Siedlungsgebieten unter unmenschlichen Bedingungen und mit bewusster Inkaufnahme von zahlreichen Opfern nach Sibirien. Die Roten Khmer folgten dem sowjetischen Beispiel in noch radikalerer Weise. Die Vernichtung der alten Eliten und der urbanen Bevölkerung war die Grundvoraussetzung zur Schaffung einer neuen egalitären bäuerlichen Gesellschaft. Sie definierten unter der vermeintlichen Bedrohung Vietnams diese neue Gesellschaft zu einer homogenen kambodschanischen um und beriefen sich dabei auf vergangene glorreiche Zeiten. Die Roten Khmer sahen in der vietnamesischen und chinesischen Bevölkerung einen neuen parasitären Feind des kambodschanischen Volkes, der ihren vi-

sionären gesellschaftspolitischen Zielsetzungen im Wege stand.

Die Machthaber im Dritten Reich stützten sich hingegen bei der Umsetzung ihrer Vision von einer arischen Gesellschaft auf die alten Eliten. Das serbische Regime ging aus den alten kommunistischen Eliten hervor. Ihre Utopie von einem von fremden ethnischen und religiösen Elementen gereinigten Staat basierte noch auf überkommenen nationalen Vorstellungen aus der Mitte des 19. Jh.s.

Alle vier Regime griffen aber auf einen sehr durchlässigen und weit gefassten Kategorienkatalog zur Exklusion zurück, dessen einzelne Kriterien zumeist erst künstlich und zum Teil unter Einsatz der Wissenschaft konstruiert werden mußten. Als nächste Stufe erfolgten die systematische Erfassung der so definierten Bevölkerungsteile und danach ihre gesellschaftliche Ausgrenzung, die aber trotz aller Härten noch nicht automatisch zum Genozid führte. *Weitz* sieht als Auslöser für den letzten ultimativen Schritt der systematischen Vernichtung vor allem tatsächliche oder vermeintliche innere und äußere Krisen, die die neuzuschaffende visionäre Gesellschaftsordnung in ihrer Existenz zu bedrohen schienen. So sei der Entschluss im Dritten Reich zum Holocaust aus einer brisanten Mischung von Euphorie über den schnellen Vormarsch in der Sowjetunion und von Kriegsernüchterung nach dessen Stillstand vor

Moskau im Herbst 1941 erfolgt. Hitler habe dann den endgültigen Befehl („he[?] ... ordered the extermination of the Jews“, S. 130) zur Vernichtung im Zusammenhang mit der Kriegserklärung an die USA im Dezember 1941 erteilt.

Positiv zu bewerten sind die jeweiligen Unterkapitel „Rituals of Population Purges“, in denen *Weitz* die Frage nach der Täterschaft nicht nur auf die jeweilige Führungsebene beschränkt, sondern deutlich aufzeigen kann, dass große Teile der Bevölkerung direkt oder indirekt am Genozid beteiligt waren. Neben der aktiven Teilnahme an der Ermordung gab es diejenigen, die sich am Vermögen der Ermordeten bereicherten oder sich sonstige wie z. B. berufliche Vorteile sicherten. Der Genozid fand nach Meinung des Autors auf zwei Ebenen statt: Dies war zum einen die staatliche verordnete, und dies war zum anderen die private, ganz persönliche Ebene. Der Handlungsraum der Straflosigkeit ermöglichte eine Vielzahl von persönlichen Verbrechen, Grausamkeiten und Morden, die die politische Führung so nicht angeordnet hatte.

Die Allmacht der Täter zeigte sich in der Erniedrigung der Opfer durch Entkleidung, Haarscheren und Folter. Das Ritual der Dehumanisierung fand über den Tod hinaus seine Fortsetzung. Die Leichname wurden in Krematorien verbrannt, in Massengräbern beigesetzt, aus den Deportations-

zügen hinausgeworfen oder wie in Kambodscha auf den Feldern als Dünger liegen gelassen. Es wurde nicht nur die Existenz der Opfer, sondern auch ihre Vergangenheit durch die Zerstörung ihrer Kirchen und anderer Kulturgüter ausgelöscht. Ihre Vernichtung sollte vollständig sein.

Die abschließende Zusammenfassung zeigt noch einmal mit aller Deutlichkeit die Singularität aber auch die Gemeinsamkeiten der behandelten Genozide auf.

Weitz hat mit seiner Studie keine grundsätzlichen neuen Einzelkenntnisse geliefert. Der Wert seiner Studie liegt in der kompakten und vergleichenden Ursachenforschung. Der stringente inhaltliche und zugleich auch programmatische Aufbau und Ablauf der einzelnen Kapitel lassen beim Leser aber einen beklemmenden Eindruck aufkommen. Folgt jeder Genozid einer inneren Logik und Gesetzmäßigkeit?

Wenn dieser Eindruck zuträfe, so würde das von *Weitz* vorgelegte methodische Konzept eine Chance für die Zukunft eröffnen, diese Gesetzmäßigkeit durch ein frühzeitiges Eingreifen zu unterbinden. Der Vorteil einer komparativen Vorgehensweise läge in seiner präventiven Intention, die zur Einrichtung von Frühwarnsystemen beitragen könnte.

Michael Fessner

Michael Mann: Fascists. Cambridge: Cambridge University Press 2004, 429 S.

Auf seinem langen Marsch durch die Geschichte der Macht, der vor zwei Jahrzehnten bei den neolithischen Häuptlingstümmern begonnen hat, ist der in Kalifornien lehrende britische Soziologe *Michael Mann* in der ‚Epoche des Faschismus‘ angekommen. Mit dieser Formel ist man bereits mitten im Kern seines neuen Buches. Denn es handelt, erstens, vom Faschismus als einem generellen und nicht bloß auf Italien beschränkten Phänomen; und es plaziert diesen, zweitens, in einer räumlich und zeitlich genau umrissenen Konstellation, im Europa der Zeit zwischen 1918 und 1945. *Mann* schließt nicht aus, dass es zu Faschismus auch außerhalb dieser Konstellation kommen kann, existieren einzelne seiner Elemente doch unabhängig davon. Eine erneute Zusammenfügung derselben hält er jedoch bezogen auf die Gegenwart und unmittelbare Zukunft für wenig wahrscheinlich. Für Europa könne daher Entwarnung gegeben werden: „European fascism is defeated, dead and buried.“

Was aber war der Faschismus? *Mann* diskutiert, wie zu erwarten, die üblichen dazu vorliegenden Deutungen, von der Klassentheorie über das Konzept der politischen Religion bis hin zu neueren Vorschlägen, die darin einen „palingenetischen Mythos“ (Roger Griffin) ausmachen wollen, und

weist sie sämtlich zurück. Sein eigener Definitionsvorschlag ist erfreulich knapp: „fascism is the pursuit of a transcendent and cleansing nation-statism through paramilitarism.“ Mit *nation-statism* ist die Orientierung am Nationalstaat als dem höchsten innerweltlichen Wert gemeint, die mal, wie im Falle des Nationalsozialismus, mehr nach der Seite des Nationalismus, mal, wie in Italien, mehr nach der Seite des Staates betont werden kann; mit *cleansing* die Obsession von der ethnisch reinen, ‚organischen‘ Nation (ein Projekt, mit dem sich ein weiterer, in Arbeit befindlicher Band über „The Dark Side of Democracy“ befassen soll); mit *transcendent* die Vision einer Überwindung der Klassenkonflikte und der Schaffung eines neuen Menschen, die man, um Mißverständnisse zu vermeiden, vielleicht am besten mit „sozialutopisch“ im Sinne Karl Mannheims übersetzt; mit *paramilitarism* jene für die italienischen Squaden, die deutsche SA oder die rumänische Eiserne Garde gleichermaßen zentrale Vergemeinschaftung über Gewalt, die jüngst von Sven Reichardt eindrucksvoll herausgestellt worden ist.

Neben der Kritik herkömmlicher Deutungen und der Entwicklung eines eigenen Vorschlags bietet das Buch aber noch weit mehr: eine umfassende makrosoziologische Analyse der Faktorenkonstellation, die den Aufstieg des Faschismus in Europa ermöglicht

hat; und eine Reihe von Studien zu einzelnen historischen Erscheinungsformen. Für die Makroanalyse nimmt *Mann*, ganz auf der Linie seiner früheren Arbeiten, Krisen in den vier Machtfeldern der Ökonomie, des Militärs, der Politik und der Ideologie ins Visier und belegt, daß der Faschismus für alle diese Krisen spezifische und durchaus ernstzunehmende Lösungen entwickelt hat, daher keinesfalls auf einfache Schlagworte wie Antimodernismus, Reaktion oder Regression reduziert werden kann.

In einem weiteren Schritt wird dies zur unterschiedlichen Lage in Nordwesteuropa einerseits, Mittel-, Ost- und Südeuropa andererseits in Beziehung gesetzt und gezeigt, warum die Lösungsangebote der Faschisten nur in den drei zuletzt genannten Makroregionen, nicht aber in der ersteren eine gewisse Plausibilität entfalteteten. Die Fallstudien befassen sich mit der je besonderen Situation in Italien, Deutschland, Österreich, Ungarn, Rumänien und Spanien. Man mag in dieser Reihe Frankreich vermissen, dem von nicht wenigen eine herausragende Rolle zumindest für die Grundlegung der faschistischen Ideologie bescheinigt wird (Ernst Nolte, Zeev Sternhell, Robert Soucy, um nur einige Namen zu nennen), man mag auch einzelne Einschätzungen bezweifeln, wie etwa im Falle Österreichs, wo *Mann* im Widerspruch zu seinem eigenen Verständnis des Faschismus als einer „bottom-up“-Bewe-

gung das „top-down“ ausgerichtete Dollfuß-Regime in die Reihe der Faschismen aufnimmt, und wird doch nicht umhin kommen, die beachtliche Syntheseleistung anzuerkennen, die *Mann* erbracht hat.

Bei allem Respekt vor der Weite des Überblicks und der komparatistischen Kompetenz muß jedoch auf ein methodisches Dilemma hingewiesen werden, das die Erklärungskraft dieses Buches beeinträchtigt. Wie der Autor selbst einräumt, hat er sich auf eine Auswertung der Sekundärliteratur beschränkt und die Primärliteratur ausgespart. Das ist bei makrosoziologischen und -historischen Analysen üblich und von der Sache her auch wohl kaum zu vermeiden. Es wird aber in dem Moment zum Problem, wo gegen vorherrschende objektivistische Deutungsmuster der Akzent auf interpretierende, verstehende Soziologie gesetzt wird, wie *Mann* dies mit seiner Maxime des „taking fascists seriously“ explizit tut. Wie aber soll ein „understanding fascists“ möglich sein, wenn man von vornherein darauf verzichtet, das zur Kenntnis zu nehmen, was die Faschisten, in welcher Form auch immer, von sich gaben? Wie will man über ihre Motivationen handeln, wenn man weder die Reden und Schriften eines Mussolini, Hitler oder Coudreau auswertet, nicht zu reden von den Textmassen, die revolutionäre Syndikalisten, Futuristen, italienische Nationalisten oder

deutsche Völkische produziert haben? Sich hier auf die Sekundärliteratur zu verlassen, bedeutet, die Analyse von den Quellen abzuschneiden und sich von den Selektionen anderer abhängig zu machen. „A new view of fascism“ ist auf diese Weise nicht zu gewinnen, allenfalls eine differenzierte Version des vorhandenen. Im Kern weist denn auch die Auffassung, der Faschismus sei „a distinctively paramilitary extreme version of nation-statism“ kaum über den seit einiger Zeit zumal in der englischsprachigen Forschung (Roger Eatwell, Stanley Payne, im Kern auch Roger Griffin) dominierenden Trend hinaus, den Faschismus vom Nationalismus her zu deuten, der je nach gusto mit Epitheta wie radikal, integral, holistisch oder palingenetisch geschmückt wird.

Diese Sichtweise ist jedoch bestreitbar. Sie geht darüber hinweg, dass in den faschistischen Bewegungen und Organisationen auch andere, transnationalistische Orientierungen zirkulierten, wie z. B. der Rassismus, der sich in seiner konsequentesten Ausprägung des Nationalismus nur als eines Mittels bedient; und sie harmonisiert die daraus entspringenden Widersprüche, indem sie dem Faschismus eine wie immer auch locker komponierte Weltanschauung oder Doktrin zuschreibt, die wiederum vom etatistischen Nationalismus nichtfaschistischer Bewegungen und Organisationen allenfalls graduell und hinsichtlich

der bevorzugten Mittel unterschieden sei. Wenn sich der Faschismus jedoch nicht auf eine einzige Weltanschauung oder Ideologie festlegen lässt, sondern eher als Weltanschauungsfeld zu bestimmen ist, in dem heterogene und z. T. antagonistische Überzeugungen um die Hegemonie kämpfen, kann man ihn nicht als Weltanschauungspartei deuten und nur auf den Nationalismus beziehen. Gerade wenn man die subjektiven Motivationen, wie *Mann* vorschlägt, ernst nimmt, ist es erforderlich, sich um eine Definition zu bemühen, die ein möglichst großes Maß an Varianz auf dieser Ebene erlaubt; das aber ist wiederum nur möglich, wenn man das begriffliche Minimum von den weltanschaulich-ideologischen Motiven abkoppelt und mehr auf die formal-organisatorischen Aspekte wie das charismatische Führertum und die Vergemeinschaftung über Gewalt verlagert. So anregend Michael *Manns* Buch in vielem ist, so weit es über viele simplifizierende Deutungen hinausragt, in diesem entscheidenden Punkt bleibt es konventionell.

Stefan Breuer

Gerhard Hauck: Die Gesellschaftstheorie und ihr Anderes. Wider den Eurozentrismus der Sozialwissenschaften, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2003, 209 S.

Das „Eigene“ zu erkennen, indem man die Perspektive des „Anderen“ annimmt, gehört in der Soziologie seit George Herbert Mead zum intellektuellen Gemeingut. Doch grau ist alle Theorie, wie der Heidelberger Soziologe Gerhard *Hauck* in seiner provokanten Studie über die „Gesellschaftstheorie und ihr Anderes“ zeigt. Denn in der Praxis kommen die Regionen jenseits der westlichen Welt bestenfalls als Ornament vor. „Man glaubt“, schreibt er, „die Charakteristika der eigenen Gesellschaft erkennen zu können, ohne jemals über deren Tellerrand geschaut zu haben.“ Daraus resultiert, so seine zentrale These, das spiegelbildliche Missverstehen des Eigenen wie des Fremden. Systematisch sucht der Autor den Eurozentrismus in den Sozialwissenschaften zu enttarnen und spannt dabei einen weiten Bogen: Von den Gründungsvätern der Soziologie wie Auguste Comte und Emile Durkheim und rassistische Denkfiguren in der Ethnologie führt ihn sein Weg u. a. über die Modernisierungstheoretiker und die postmoderne Gesellschaftstheorie und endet schließlich bei dem „anti-evolutionistischen Evolutionismus“ von Niklas Luhmann. Streng im Ton, zuwei-

len sarkastisch, leider nicht gerade eingängig geschrieben, bietet diese Tour de Force trotz mancher Hemdsärmeligkeiten und Überzeichnungen viele erhellende Einsichten in die Fallstricke des Eurozentrismus.

Ein politisch-wissenschaftlich kontroverser Begriff wie Eurozentrismus bedarf der sorgfältigen definitorischen Klärung. Einem gängigen Argument zufolge ist die in diesem Begriff zum Ausdruck kommende Einstellung gegenüber dem Fremden ein allgemein menschliches Phänomen. *Hauck* hält dagegen, dass sich der Eurozentrismus von anderen Ethnozentrismen in zwei Punkten unterscheidet. Erstens sehe er die Überlegenheit der eigenen Lebensform in einer instrumentalistisch verstandenen wissenschaftlichen Vernunft begründet. Und zweitens habe er den Willen und die Macht, Mittel entwickelt, die ganze Welt nicht nur zu unterwerfen, sondern nach seinem Bilde zu formen. Kurzum: Die „wissenschaftlich erkannten“ Gesetzmäßigkeiten des Weltmarktes müssen überall zur Geltung gebracht werden.

Die Ethnologie als „Wissenschaft vom kulturell Fremden“ (Karl-Heinz Kohl) scheint nur auf den ersten Blick am ehesten gegen ethnozentrische Versuchungen gefeit. Dass diese Disziplin seit ihrer Etablierung als universitäre Wissenschaft wiederholt politische Rechtfertigungsfunktionen übernahm, ist schon lange bekannt und mehrfach aufgearbeitet worden.

Der Ethnologe Richard Thurnwald, um nur ein Beispiel zu nennen, lieferte mit seinem Werk wichtige Stichworte für die Rassenpolitik der Nationalsozialisten. *Hauck* will jedoch keinesfalls behaupten, dass alle Ethnologie und alle Ethnologen rassistisch sind. Aber der Rassismus als Extremform des Eurozentrismus hatte, wie er ausführt, auch in diesem Fach „mal bessere, mal schlechtere Konjunktur“. Allzu schematisch erscheint jedoch *Haucks* Fazit, dass die Ethnologen es nur selten schafften, „die ‚Fremden‘ anders zu sehen als so, wie es für die herrschenden Klassen in den Metropolen jeweils am nützlichsten schien.“

Sehr viel differenzierter ist *Haucks* Auseinandersetzung mit Wilhelm Mühlmann (1904–1988), seinem alten Heidelberger Lehrer. Mühlmann, über Jahrzehnte einer der produktivsten deutschsprachigen Sozialwissenschaftler, galt vielen 68ern als „der“ Rassenideologe der Nazis. Dem mag *Hauck* nicht zustimmen, zumal „Rasse“ für Mühlmann im Gegensatz zum damaligen Mainstream keine eindeutig und dauerhaft feststehende biologische Größe darstellte. Deswegen war Mühlmann aber, wie *Hauck* sogleich betont, noch lange kein Anti-Rassist und Demokrat. Denn auf den Rassenbegriff wollte er nicht verzichten. Und in seiner 1936 publizierten „Rassen- und Völkerkunde“ verkündete Mühlmann, es gebe zwar keinen objektiven, wohl aber einen sub-

jektiven Rassenbegriff, dem man fröhnen könne, ja müsse. „Wir bestätigen damit“, wird Mühlmann von *Hauck* zitiert, „ein Lebensrecht. Wir dürfen unsere Rasse zuoberst stellen.“ Selbst wenn der manifeste Rassismus in Mühlmanns Schriften nach 1945 verschwand, so blieb das Motiv des Anti-Egalitarismus erhalten.

Durchaus lobende Worte findet *Hauck* hingegen für Mühlmanns Anliegen, den Begriff des „externen Proletariats“ in die soziologische Diskussion einzuführen. Damit habe er bereits Ende der fünfziger Jahre fundierte Kritik an einer Modernisierungstheorie geleistet, bei der nationale wie internationale Interessenkonflikte überhaupt keine Rolle spielten. Der Kritik an den verschiedenen Spielarten der Modernisierungstheorie und ihrem Eurozentrismus widmet *Hauck* gleich zwei Kapitel seines Buches. Diese Ausführungen gipfeln in der Feststellung, dass viele für den Aufstieg des Kapitalismus typische Phänomene – etwa Warenproduktion, Privateigentum und Lohnarbeit, die Trennung von religiöser und politischer Macht sowie die Ausplünderung peripherer Regionen – von den meisten Gesellschaften irgendwann einmal erlebt wurden. Der Sonderfall Europa sei im Grunde nur durch eine spezifische historische Koinzidenz, durch das zufällige Zusammenreffen und Zusammenwirken all dieser Phänomene gekennzeichnet. Bei aller Sympathie für *Haucks*

dezidiert kritische Diskussion modernisierungstheoretischer Ansätze halte ich diese These für problematisch. Der Hinweis, es habe irgendwie überall Spuren des Kapitalismus gegeben, führt letztlich nicht weiter. Und im Falle Afrikas würde ich sogar argumentieren, dass der Kontinent und seine Bewohner einen hohen Preis dafür zahlen müssen, dass sie sich gleichsam erfolgreich gegen die kapitalistische Logik von Ausbeutung und Akkumulation gewehrt haben; den Preis des ökonomischen Niedergangs und der Repräsentation als „ganz anders“ als der Rest der Welt.

Im letzten Kapitel nimmt sich *Hauck* ausführlich Niklas Luhmann vor. Dessen Umwälzung der Evolutionstheorie bezeichnet er als „grandios gescheitert“, weil der Bielefelder Meisterdenker zwei prinzipiell unvereinbare Theorieprogramme zu vereinen gesucht habe: einen evolutionstheoretischen und einen modernisierungstheoretischen Ansatz. Diese Vereinigung des Unvereinbaren gewinne u. a. nur deshalb den Anschein von Plausibilität, weil Luhmann zwar einen welthistorischen Ansatz pflege, sich aber rigoros jede Auseinandersetzung mit der außereuropäischen Geschichte verbiete. *Haucks* auf die Eurozentrismus-Problematik zugespitzte Geschichte der Sozialwissenschaften rüttelt an vielen Selbstverständlichkeiten und verdient eine intensive Debatte.

Andreas Eckert

Autorinnen und Autoren

Stefan Breuer, Prof. Dr., Universität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Department Wirtschaft und Politik
(stefan.breuer@wiso.uni-hamburg.de)

Andreas Eckert, Prof. Dr., Universität Hamburg, Historisches Institut
(andreas.eckert@uni-hamburg.de)

Michael Fessner, Dr. phil., Ruhr-Universität Bochum, Institut für Diaspora- und Genozidforschung (michael.fessner@ruhr-uni-bochum.de)

Helmut Goerlich, Prof. Dr., Universität Leipzig, Juristenfakultät
(goerlich@rz.uni-leipzig.de)

Laura Hannemann, M.A., Doktorandin, Universität Bonn
(uzsz7n@uni-bonn.de)

Michael Hochgeschwender, Prof. Dr., Ludwig-Maximilians-Universität München, Amerika-Institut (michael.hochgeschwender@lrz.uni-muenchen.de)

Sigrid Koch-Baumgarten, Prof. Dr., Philipps-Universität Marburg, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und Philosophie, Institut für Politikwissenschaft (kochbaum@staff.uni-marburg.de)

Rob Kroes, Prof. Dr., Amerika Instituut, Amsterdam
(rob.kroes@hum.uva.nl)

Jörn Leonhard, Prof. Dr., Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Historisches Seminar (joern.leonhard@geschichte.uni-freiburg.de)

Brigitte Leucht, M.A. (NYU), Doktorandin, Centre for European and International Studies Research, School of Languages and Area Studies, Portsmouth (brigitte.leucht@port.ac.uk)

Fred Leventhal, Prof. em., Boston University, History Department
(fleventh@aol.com)

Emmanuelle Loyer, Dr., Maître de conférences, Université Charles de Gaulle – Lille III (eloyer@club-internet.fr)

Roland Ludwig, Dr., Maintal (rolandludwigmt@aol.com)

Richard Pells, Prof. Dr., University of Texas at Austin, Dept. of History
(rpells@aol.com)

Helke Rausch, Dr., Universität Leipzig, Institut für
Kulturwissenschaften Abt. Vergleichende Kultur- und
Gesellschaftsgeschichte/Zentrum für Höhere Studien (hrausch@uni-
leipzig.de)

C. Schütze, Leipzig

Aus dem Inhalt

Helke Rausch

Blickwechsel und Wechselbeziehungen.
Zum transatlantischen Kulturtransfer im westlichen
Nachkriegseuropa

Konzepte und Dimensionen des Austauschs: europäische Synchronismen und amerikanische „Europäisierung“

Richard Pells

From Modernism to the Movies: The Globalization
of American Culture in the 20th Century

Rob Kroes

Views of the Good Life: America's Commercial
Culture in Europe

Transferkonstellationen im westeuropäischen Vergleich

Jörn Leonhard

Krise und Transformation: Die Dekolonisierung
Frankreichs und Großbritanniens und der Wandel
der transatlantischen Konstellation

Helke Rausch

Konjunkturen des Austauschs: Der transatlantische
Kulturkontakt Frankreichs und der Bundesrepublik
in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten

Transferblockaden: Formen und Tendenzen der Abschließung beiderseits des Atlantik

*Michael
Hochgeschwender*

Das Ende des Konsenses:
Die Reformation des US-amerikanischen
conservatism seit den 1960er Jahren

Fred M. Leventhal

Cinematic Representations of Britishness,
1945 – 1971

Mittler im Transfergeschehen: Akteure und Netzwerke

Laura Hannemann

Gesandte in Fesseln? Kulturtransfer in
Kriegsgefangenenlagern des Zweiten Weltkrieges

Brigitte Leucht

Netzwerke als Träger grenzüberschreitenden
Kulturtransfers. Transatlantische Politiknetzwerke
bei der Schuman-Plan-Konferenz 1950/51

Emmanuelle Loyer

Transatlantic Conversations: 'Americanization',
Modernization, and Cultural Transfers